MARK TWAIN

Die Abenteuer von Tom Sawyer



Fischer Klassik PLUS

Mark Twain

Die Abenteuer von Tom Sawyer

Roman

Aus dem Amerikanischen von Peter Torberg

Mit dem Werkbeitrag aus Kindlers Literatur Lexikon.
Mit dem Autorenporträt aus dem Metzler Lexikon Weltliteratur.
Mit Daten zu Leben und Werk, exklusiv verfasst von der Redaktion der Zeitschrift für Literatur TEXT + KRITIK.

Fischer e-books

Vorwort

Die meisten der in diesem Buch beschriebenen Abenteuer sind wirklich geschehen; das eine oder andere habe ich selbst erlebt, die anderen sind Erlebnisse von Jungen, mit denen ich in die Schule gegangen bin. Huck Finn ist nach dem Leben gezeichnet; Tom Sawyer ebenfalls, aber nicht nach einer einzelnen Person; vielmehr stellt er eine Kombination von drei Jungen dar, die ich kannte, und ist daher eher einem gemischten Architekturstil zuzurechnen.

Die hier erwähnten seltsamen abergläubischen Vorstellungen waren zum Zeitpunkt dieser Geschichte, also vor etwa dreißig, vierzig Jahren, unter Kindern und Sklaven im Mittelwesten weit verbreitet.

Mein Buch ist zwar hauptsächlich zur Unterhaltung von Jungen und Mädchen bestimmt, doch hoffe ich, daß Männer und Frauen es nicht aus diesem Grunde meiden, denn eine meiner Absichten bestand darin, die Erwachsenen freundlich daran zu erinnern, was sie selbst einst gewesen, was sie fühlten, dachten und sprachen und in welche sonderbaren Unternehmungen sie manchmal verwickelt gewesen sind.

Der Autor

Hartford, 1876

Erstes Kapitel

»Tom!«

Keine Antwort.

»Tom!«

Keine Antwort.

»Was ist nur in den Jungen gefahren, frage ich mich? He, Tom!«

Die alte Dame zog ihre Brille auf der Nase nach vorn und schaute über die Gläser hinweg im Zimmer umher; dann schob sie sie ganz hoch und blickte unter den Gläsern hervor. Nach etwas so Kleinem wie einem Jungen sah sie so gut wie nie durch sie *hindurch,* denn dies war ihre Feiertagsbrille, ihr ganzer Stolz; sie waren nur zur Zierde angefertigt worden, nicht weil sie sie brauchte – durch ein Paar Ofenringe hätte sie genausogut sehen können. Sie blickte sich einen Augenblick lang verwirrt um und sagte, nicht wütend, aber immer noch laut genug, daß die Möbelstücke es hören konnten: »Also, wenn ich dich erwische, dann werde ich …«

Sie sprach den Satz nicht zu Ende, denn sie beugte sich bereits vor und stocherte mit dem Besen unterm Bett – und jeder einzelne Stoß wurde von einem heftigen Keuchen begleitet. Außer der Katze scheuchte sie allerdings nichts auf:

»So was wie diesen Jungen habe ich noch nie gesehen!«

Sie ging zur Tür, die offenstand, stellte sich in den Türrahmen und blickte hinaus zwischen die Tomatenstauden und das Stechapfelgestrüpp, aus denen der Garten bestand. Kein Tom. Also erhob sie die Stimme zu einer Lautstärke, die für größere Entfernungen bestimmt war, und rief: »Ju-hu, Tom!«

Sie hörte ein leises Geräusch hinter sich und konnte sich gerade noch schnell genug umdrehen, um einen kleinen Jungen am Zipfel seiner kurzen Jacke zu erwischen und seine Flucht zu verhindern. »Hab ich dich! In der Speisekammer, da hätte ich auch selber drauf kommen können. Was hast du da drin gemacht?«

»Nichts.«

»Nichts? Schau dir mal deine Hände an. Und schau dir mal deinen Mund an. Was ist das da?«

»Ich weiß nicht, Tante.«

»Aber ich weiß es. Das ist Marmelade. Ich hab dir schon hundertmal gesagt, wenn du die Finger nicht von der Marmelade läßt, zieh ich dir das Fell über die Ohren. Gib mir die Rute.«

Die Rute zitterte in der Luft. Die Lage war verzweifelt.

»Oh! Schau mal, hinter dir, Tante!«

Die alte Dame drehte sich auf dem Absatz um und raffte ihre Röcke hoch. Der Bursche machte sich augenblicklich aus dem Staub, kletterte den hohen Lattenzaun hinauf und verschwand auf der anderen Seite.

Seine Tante Polly stand einen Augenblick lang überrascht da und lachte dann gnädig.

»Also, da soll doch einer den Jungen … lern ich denn nie dazu? Hat er mir denn noch nicht schon genug Streiche gespielt, so daß ich eigentlich auf der Hut sein müßte? Aber alte Narren sind die größten Narren, die’s gibt. Einem alten Hund bringt man keine neuen Kunststücke bei, wie man so sagt. Du meine Güte, jedesmal kommt er mit einem anderen Trick daher, wie soll man da ahnen, was kommt? Er weiß genau, wie lange er mich ärgern kann, bevor er mich auf die Palme bringt, und er weiß, wenn er es schafft, daß ich einen Augenblick durcheinander bin oder lachen muß, ist die Wut schon wieder verraucht, und ich kann ihn einfach nicht mehr verhauen. Ich tue einfach nicht meine Pflicht gegenüber dem Jungen, und Gott weiß, das ist die reine Wahrheit. ›Wer sein

Kind liebt, der züchtigt es‹, das steht schon in der Bibel. Ich lade nur Schuld und ewige Verdammnis auf uns beide, soviel steht fest. Der Teufel ist in ihn gefahren, aber, Himmel noch eins, er ist der Junge meiner eigenen Schwester selig, armer Kerl, und ich hab einfach nicht das Herz, ihn zu schlagen. Jedesmal, wenn ich ihn davonkommen lasse, hab ich ein schlechtes Gewissen, und jedesmal, wenn ich ihn verhaue, bricht es mir fast mein altes Herz. Na ja, ›der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe‹, wie schon die Bibel sagt, und ich denke, da ist was dran. Er wird den Nachmittagsunterricht schwänzen, und dann muß ich ihm morgen zur Strafe eine Arbeit aufbrummen. Ganz schön schwer, ihn am Samstag zur Arbeit zu kriegen, wo doch alle Jungen frei haben, aber er haßt Arbeit mehr als alles andere, und wenigstens ab und zu muß ich ja meine Pflicht an ihm tun, sonst verderbe ich das Kind noch völlig.«

Tom schwänzte tatsächlich die Schule, und an diesem Nachmittag hatte er viel Spaß. Er kam gerade rechtzeitig wieder nach Hause, um Jim, dem kleinen farbigen Jungen, wie üblich dabei zu helfen, vor dem Abendessen noch das Holz für den nächsten Tag zu sägen und zu Brennholz zu zerhacken – zumindest war er noch rechtzeitig da, um Jim seine Abenteuer zu erzählen, während dieser drei Viertel der Arbeit erledigte. Sid, Toms jüngerer Bruder (Halbbruder, besser gesagt), hatte seinen Teil der Arbeit schon erledigt (die Späne aufsammeln), denn er war ein stiller Junge und hatte mit Abenteuern und Aufsässigkeiten nichts im Sinn.

Als Tom beim Essen saß und, wenn die Gelegenheit günstig war, Zuckerstückchen aus der Dose am Tisch stibitzte, stellte Tante Polly ihm listige und sehr hintersinnige Fragen – sie wollte ihn hereinlegen und ihn dazu bringen, sich zu verplappern. Wie so viele andere schlichte Seelen auch wiegte sie sich mit Vorliebe in dem Glauben, eine Begabung für dunkle und geheimnisvolle Diplomatie zu haben, und gerade ihre am leichtesten zu durchschauenden

Einfälle hielt sie selbst für wahre Wunderwerke schlauester Gerissenheit. Beiläufig fragte sie: »Tom, es war doch ziemlich warm in der Schule, oder nicht?«

»Ja, Ma'm.«

»Mächtig warm, oder nicht?«

»Ja, Ma'm.«

»Und, wolltest du nicht schwimmen gehen, Tom?«

Der Schreck fuhr Tom durch die Glieder – ein leiser, ungemütlicher Verdacht keimte in ihm auf. Er sah Tante Polly ins Gesicht, aber ihre Miene verriet nichts. Er erwiderte: »Nein, Ma'm, na ja, nur ein bißchen.«

Die alte Dame streckte ihre Hand aus, befühlte Toms Hemd und sagte: »Aber jetzt ist es dir doch nicht zu warm, oder?«

Und der Gedanke, daß sie geprüft hatte, ob das Hemd trocken war, ohne daß irgend jemand ihre Absicht bemerkt hatte, schmeichelte ihr. Trotz ihrer Hinterlist wußte Tom aber nun, woher der Wind wehte. Und so kam er schon dem möglichen nächsten Schritt zuvor: »Ein paar von uns haben die Köpfe unter die Pumpe gesteckt … ich hab immer noch nasse Haare, siehst du?«

Tante Polly ärgerte sich bei dem Gedanken, daß sie dieses Indiz übersehen und einen Stich verloren hatte. Dann hatte sie einen neuen Einfall: »Um den Kopf unter die Pumpe zu halten, mußtest du doch nicht deinen Hemdkragen auftrennen, wo ich ihn angenäht habe, oder, Tom? Knöpf deine Jacke auf!«

Die Sorgenmiene verschwand aus Toms Gesicht. Er knöpfte seine Jacke auf. Sein Hemdkragen war fest angenäht.

»Also so was! Na, raus mit dir. Ich war mir sicher, daß du die Schule geschwänzt hast und schwimmen warst. Aber ich verzeihe dir, Tom, ich denke, du bist wie die sprichwörtliche Katze, die zu nah ans Feuer geraten ist, du bist gar nicht so schlecht, wie es den Anschein hat … aber paß bloß auf.«

Teils tat es ihr leid, daß ihr Scharfsinn nichts gebracht hatte, teils war sie froh, daß Tom wenigstens einmal gehorsam gewesen war.

Aber Sidney sagte: »Ich hab gedacht, du hast seinen Kragen mit weißem Faden angenäht, aber der Faden da ist schwarz.«

»Stimmt, ich habe ihn mit Weiß angenäht! Tom!«

Aber Tom wartete den Rest gar nicht erst ab. Als er zur Tür hinausschoß, sagte er: »Siddy, dafür gibt's 'ne Tracht Prügel.« Als er sich in Sicherheit gebracht hatte, untersuchte Tom zwei große Nadeln, die in den Aufschlägen seiner Jacke steckten – und die mit Faden umwickelt waren –, eine Nadel mit weißem und die andere mit schwarzem Faden. Er sagte: »Wenn Sid nicht gewesen wäre, hätte sie es nie gemerkt. Verdammich, manchmal näht sie mit Weiß und manchmal mit Schwarz. Ich wünschte, sie könnte sich mal für das eine oder das andere entscheiden, herrjemineh … ich komm ja kaum hinterher. Aber Sid kriegt Dresche, da kannst du drauf wetten. Ich werd's ihm schon heimzahlen!«

Tom war nicht gerade der Musterknabe des Städtchens. Aber er kannte den Musterknaben sehr gut und konnte ihn nicht ausstehen.

Nach zwei Minuten, oder sogar noch weniger, hatte er all seine Sorgen vergessen. Nicht, weil seine Sorgen auch nur einen Deut geringer und weniger schwer waren, als die Sorgen eines Mannes für einen Mann sind, sondern weil ein neues, mächtiges Interesse sie verdrängte und für eine Weile aus seinem Gedächtnis verbannte, ebenso wie ein erwachsener Mann in der Aufregung neuer Unternehmungen seine Schicksalsschläge vergißt. Dieses Interesse konzentrierte sich auf eine hochbedeutende Neuerung in der Kunst des Pfeifens, die er gerade von einem Neger gelernt hatte, und er konnte es kaum erwarten, endlich ungestört üben zu können. Es handelte sich um ein besonderes, vogelartiges Motiv, eine Art von fließendem Triller, der

dadurch entsteht, daß man die Zunge mitten in der Melodie kurz hintereinander an den Gaumen bringt. Falls der Leser jemals ein Junge gewesen ist, wird er sich vielleicht daran erinnern, wie man das macht. Mit Eifer und Konzentration bekam Tom den Bogen schnell heraus, und forschen Schritts ging er die Straße hinunter, den Mund voller Töne und die Seele voller Dankbarkeit. Er kam sich vor wie ein Astronom, der gerade einen neuen Planeten entdeckt hat. Und wenn es um den starken, tiefen, reinen Spaß an der Sache ging, so war der Junge unzweifelhaft im Vorteil, nicht der Astronom.

Die Sommerabende waren lang. Es war noch nicht dunkel. Schließlich hörte Tom auf zu pfeifen. Ein fremder Junge stand vor ihm, eine Spur größer als er selbst. Ein Neuankömmling, gleich welchen Alters oder Geschlechts, war in dem armen heruntergekommenen Städtchen namens St. Petersburg ein bemerkenswertes Ereignis. Und dieser Junge war auch noch gut gekleidet – und das an einem Wochentag. Es war einfach nicht zu fassen. Seine Mütze war ein zierliches Etwas, seine enggeknöpfte Jacke aus blauem Tuch war neu und piekfein, seine Hose ebenfalls. Er trug Schuhe – dabei war erst Freitag. Er trug sogar eine Krawatte, ein leuchtendes Stoffband. Der Junge hatte eine vornehm-städtische Art an sich, etwas, woran Tom schwer zu kauen hatte. Je länger Tom die blendende Wundererscheinung anstarrte, desto mehr rümpfte er die Nase über die feinen Klamotten und desto schäbiger und schäbiger kam ihm seine eigene Kleidung vor. Keiner der beiden Jungen sagte etwas. Wenn sich einer rührte, bewegte sich auch der andere – und so umkreisten sie sich. Dabei blieben sie aber die ganze Zeit einander zugewandt und behielten sich fest im Auge. Schließlich sagte Tom: »Ich kann dich auch verprügeln!«

»Das will ich doch mal sehen.«

»Kann ich wohl.«

»Kannst du doch sowieso nicht.«

»Kann ich doch.«

»Nein, kannst du nicht.«

»Kann ich.«

»Kannst du nicht.«

»Doch.«

»Nein.«

Nach einer unbehaglichen Pause sagte Tom: »Wie heißt ’n du?«

»Das geht dich überhaupt nichts an!«

»Na, ich kann ja dafür sorgen, daß es mich was angeht.«

»Und, warum tust du’s nicht?«

»Wenn du noch lange so weiterredest, mach ich das auch.«

»Weiter, weiter, weiter! Also, was jetzt?«

»Du hältst dich wohl für mächtig gescheit, oder? Ich könnte dir mit einer Hand hintern Rücken gebunden eine kleben, wenn ich wollte.«

»Und, warum tust du’s nicht? Du redest immer nur davon.«

»Ich werd schon noch, wenn du dich mit mir anlegst.«

»Ach ja? Ich hab schon ganze Familien in derselben Zwickmühle sitzen sehen.«

»Klugscheißer! Du hältst dich wohl für sonstwen, oder was? Und diese Mütze!«

»Du kannst sie dir ja holen, wenn sie dir nicht gefällt. Trau dich und hol sie dir. Aber da mußt du dir schon was einfallen lassen.«

»Du bist ein Lügner!«

»Selber Lügner.«

»Du bist ein verdammter Lügner und traust dich nicht mal.«

»Ach, hau doch ab!«

»Noch mehr von deinen Frechheiten, und ich schmeiß dir einen Stein an den Kopf.«

»Na klar tust du das.«

»Bestimmt.«

»Und warum tust du’s dann nicht? Die ganze Zeit redest du nur davon, was du tun willst! Warum tust du’s nicht? Weil du nämlich Angst hast.«

»Ich hab keine Angst.«

»Hast du doch.«

»Hab ich nicht.«

»Hast du doch.«

Eine weitere Unterbrechung, und noch mehr Beäugen und Umkreisen. Schließlich standen sie sich dicht gegenüber. Tom sagte: »Verschwinde von hier!«

»Verschwinde doch selber!«

»Tu ich nicht.«

»Ich auch nicht.«

Und so standen sie da, jeder einen Fuß quergestellt zum besseren Stand, schoben aus Leibeskräften und starrten sich haßerfüllt an. Doch keiner konnte einen Vorteil erringen. Nachdem sie sich so lange gemüht hatten, bis sie erhitzt waren und hochrote Köpfe hatten, ließen beide aufmerksam lauernd nach, und Tom sagte: »Du bist ein Feigling und eine Niete. Ich werd meinen großen Bruder auf dich hetzen, der kann dich mit dem kleinen Finger verdreschen, und ich sag ihm, daß er’s tun soll.«

»Was interessiert mich denn dein großer Bruder? Ich hab einen Bruder, der ist noch größer, und außerdem kann er deinen großen Bruder über den Zaun da schmeißen.« (Beide Brüder existierten nur in der Phantasie.)

»Das ist gelogen.«

»Nur weil du das sagst, ist es noch lange nicht so.«

Tom zog mit dem großen Zeh eine Linie in den Staub und sagte: »Wag es ja nicht, da drüberzutreten, sonst prügel ich dich durch, bis du nicht mehr aufstehen kannst. Wer das wagt, ist so gut wie tot.«

Der neue Junge trat sofort über die Linie und sagte: »Du hast gesagt, du machst es, jetzt wollen wir auch mal sehen.«

»Komm mir ja nicht zu nahe; paß bloß auf.«

»Also, du hast gesagt, du machst es. Und, warum machst du's nicht?«

»Verdammt, für zwei Penny mach ich's.«

Der neue Junge zog zwei glänzende Kupfermünzen aus seiner Tasche und streckte sie Tom mit verächtlicher Geste entgegen.

Tom schlug sie ihm aus der Hand.

Im nächsten Augenblick rollten und purzelten die beiden Jungen wie zwei ineinander verbissene Katzen im Staub, und eine Minute lang zerrten und rissen sie sich gegenseitig an den Haaren und Kleidern, schlugen sich gegenseitig auf die Nasen und zerkratzten sich und bedeckten sich mit Staub und Ruhm. Schließlich nahm das Durcheinander wieder Form an, und durch den aufgewirbelten Staub hindurch tauchte Tom auf, der auf dem neuen Jungen hockte und ihn mit Fäusten traktierte.

»Sag: ›Genug‹!« schrie er.

Der Junge strampelte, um freizukommen. Er heulte – hauptsächlich vor Wut.

»Sag: ›Genug‹!«, und es hagelte weiter Schläge.

Endlich brachte der Fremde ein gepreßtes »Genug!« hervor, und Tom ließ ihn aufstehen und meinte: »Laß dir das eine Lehre sein. Das nächste Mal paß besser auf, mit wem du dich anlegst.«

Der neue Junge zog ab und klopfte sich den Staub von den Kleidern, schluchzte, schniefte, warf ab und zu einen Blick nach hinten, schüttelte den Kopf und drohte, was er Tom antun würde, wenn er ihn »das nächste Mal erwischte«. Worauf Tom mit Hohngelächter antwortete und mit stolzgeschwellter Brust davonging. Doch kaum hatte er dem neuen Jungen den Rücken gekehrt, griff sich dieser einen Stein, warf ihn, traf Tom zwischen den Schultern, machte kehrt und rannte schnell wie eine Antilope davon. Tom verfolgte den Verräter bis nach Hause und bekam so heraus, wo er wohnte. Dann hielt er eine Weile Wache vor dem

Gartentor und forderte den Feind auf, herauszukommen, doch der Feind schnitt nur Grimassen durchs Fenster und verschwand schließlich. Zum Schluß kam die Mutter des Feindes heraus, schimpfte Tom einen üblen, hinterhältigen, vulgären Bengel und scheuchte ihn davon. Und so ging er, meinte aber, daß er sich den »Kerl schon noch schnappen« würde.

An diesem Abend kam er ziemlich spät nach Hause, und als er vorsichtig durchs Fenster stieg, stieß er dort auf einen Hinterhalt in Gestalt seiner Tante. Und als sie den Zustand seiner Kleidung sah, stand ihr Entschluß, seinen freien Samstag in eine Gefangenschaft mit schwerster Zwangsarbeit umzuwandeln, felsenfest.

Zweites Kapitel

Es war Samstagmorgen, und die ganze sommerliche Welt war klar und frisch und strotzte nur so vor Leben. In jedem Herzen klang ein Lied, und wenn das Herz jung war, floß ein Lied über die Lippen. Alle Gesichter strahlten, und in jedem Schritt lag Schwung. Die Robinien blühten, und der Duft ihrer Blüten erfüllte die Luft.

Cardiff Hill, ein kleiner Hügel, der die Stadt in einiger Entfernung überragte, war grün bewachsen. Der Hügel lag gerade weit genug weg, um wie ein Märchenland zu wirken, verträumt, ruhig und einladend.

Tom erschien mit einem Eimer Tünche und einem langstieligen Pinsel auf dem Gehweg. Er besah sich den Zaun, alle Freude verließ ihn, und eine tiefe Melancholie machte sich in seiner Seele breit. Zehn Meter Lattenzaun, fast drei Meter hoch! Das Leben kam ihm öde vor, das menschliche Dasein eine einzige Last. Seufzend tauchte er den Pinsel in die Tünche und fuhr damit über die oberste Planke. Er wiederholte diesen Vorgang; dann noch einmal; dann verglich er den unbedeutenden getünchten Strich mit dem endlosen Kontinent des ungetünchten Zauns und setzte sich entmutigt auf eine Holzkiste, die, um einen Baum herum gebaut, dessen Stamm schützte. Jim kam mit einem Blecheimer durchs Tor gesprungen und sang *Die Mädchen von Buffalo*. Wasser von der Pumpe des Städtchens holen zu müssen, hatte Tom stets als hassenswerte Pflicht empfunden, doch nun sah er das ganz anders. Ihm fiel ein, daß es ja an der Pumpe immer Gesellschaft gab. Stets waren Jungen und Mädchen, Weiße, Mulatten und Neger da, die darauf warteten, an die Reihe zu kommen, sich ausruhten, Spielzeug tauschten, miteinander stritten, kämpften und Blödsinn

machten. Und ihm fiel ein, daß Jim immer über eine Stunde brauchte, um einen Eimer Wasser zu holen, obwohl die Pumpe nur hundertfünfzig Meter entfernt lag, und selbst dann mußte man noch jemanden hinter ihm herschicken. Tom sagte: »Hör mal, Jim, ich hol das Wasser, wenn du ’n bißchen für mich streichst.«

Jim schüttelte den Kopf und erwiderte: »Geht nich, Master Tom. Die alte Missis, die hat gesagt, ich soll los und das Wasser holen und nich mit wem rumalbern. Sie sagt, sie denkt, Master Tom wird mich bitten zu streichen, und sie sagt, ich soll mich nur um mein eigenen Kram kümmern. Sie sagt, sie wird sich schon ums Streichen kümmern.«

»Ach, kümmer dich nich drum, was sie gesagt hat, Jim. So redet sie doch immer. Gib mir den Eimer. Ich bin nur ’ne Minute weg. Das kriegt sie doch gar nich mit.«

»Nee, ich darf nich, Master Tom. Die alte Missis, die reißt mir den Kopf ab. Bestimmt.«

»Die? Die schlägt doch niemanden … haut einem höchstens mit dem Fingerhut über den Kopf, und wen stört denn das schon, möcht ich mal wissen? Sie redet doch nur, und reden hat noch keinem weh getan … solange sie nicht weint. Jim, ich geb dir ’ne Murmel. Ich geb dir ’nen weißen Schusser!«

Jim zögerte.

»Einen weißen, aus Marmor. Der titscht ganz prima.«

»O je. Das is ’ne mächtig tolle Murmel, kann man wohl laut sagen. Aber, Master Tom, ich hab mächtig Angst vor der alten Missis.«

Aber Jim war auch nur ein Mensch – diese Versuchung war zu groß für ihn. Er stellte seinen Eimer hin, nahm die weiße Marmormurmel und beugte sich vor lauter Anspannung vor, während er das Bündel auswickelte. Im nächsten Augenblick floh er mit Eimer und brennendem Hintern die Straße hinunter, Tom war voller Eifer am Tünchen, und Tante Polly zog sich mit einem Pantoffel in der

Hand und Triumph in den Augen vom Schlachtfeld zurück.

Doch Toms Energie hielt nicht lange vor. Er dachte an all den Spaß, den er sich für diesen Tag vorgenommen hatte, und sein Kummer vervielfachte sich. Bald schon würden die Jungen, die frei hatten, in der Aussicht auf herrliche Abenteuer vorbeigelaufen kommen, und sie würden sich über ihn lustig machen, weil er arbeiten mußte – allein der Gedanke daran brannte schon wie Feuer. Er zog seine Besitztümer aus der Tasche und begutachtete sie – Spielzeug, Murmeln und Krimskrams; genug, um vielleicht Arbeitskraft dafür einzutauschen, aber nicht genug, um auch nur eine halbe Stunde reiner Freiheit zu kaufen. Also stopfte er seinen bescheidenen Besitz wieder in die Tasche und ließ die Idee fallen, die Jungs kaufen zu können. In diesem tristen, hoffnungslosen Augenblick hatte er eine Eingebung! Nichts geringeres als eine große, phantastische Eingebung!

Er nahm seinen Pinsel und machte sich in aller Ruhe wieder an die Arbeit. Nicht lange, und Ben Rogers stampfte heran; genau der Junge, vor dessen Spott Tom sich am meisten fürchtete. Bens Gang glich eher einer Art Dreisprung – Beweis genug dafür, daß er frohen Herzens und voller hochgestimmter Erwartungen war. Er aß einen Apfel und ließ ab und zu ein langes, melodiöses »Tuut« hören, gefolgt von einem tiefen »Ding-dong-dong, dingdong-dong«, denn er verkörperte einen Dampfer. Als er näher kam, drosselte er die Geschwindigkeit, manövrierte in die Straßenmitte, beugte sich weit nach Steuerbord und luvte mühselig und mit schwerfälligem Pomp und Getöse an, denn er war schließlich die *Big Missouri* und tat so, als hätte er drei Meter Tiefgang. Er war Dampfer, Kapitän und Maschinenglocken in einem, und so mußte er sich vorstellen, auf seinem eigenen Oberdeck zu stehen, die Befehle zu geben und sie auszuführen: »Stopp, Sir! Ding-a-ling-ling.« Das Fahrzeug verlor zusehends an Geschwindigkeit und glitt langsam zum Gehweg. »Zurück! Ding-a-ling-ling!« Er ließ

seine Arme lang und steif herabhängen. »Steuerbord achteraus! Ding-a-ling-ling! Tschuuh! Tschtschuuh-huuh-tschuu!«, und sein rechter Arm beschrieb majestätische Kreise, denn er stellte ein zwölf Meter hohes Schaufelrad dar. »Backbord achteraus! Ding-a-ling-ling! Tschuuh-tsch-tschuuh-tschuuh!« Die linke Hand trat kreisend in Aktion.

»Steuerbord stopp! Ding-a-ling-ling! Backbord stopp! Steuerbord langsame Fahrt voraus! Stopp! Außenrad langsame Fahrt! Ding-a-ling-ling! Tschuuh-huuh-huuh! Her mit der Bugleine! Aber ’n bißchen flott! Raus mit dem Spanntau … was machen Sie da? Das Tau einmal um den Poller da schlagen! Wahrschau an der Landungsbrücke … und ab! Alle Maschinen still, Sir! Ding-a-ling-ling! Scht! Sch-scht! Scht!« Er probierte die Dampfhähne.

Tom tünchte ungerührt weiter – kümmerte sich gar nicht um den Dampfer. Ben schaute einen Augenblick zu und sagte dann: »Hallo-ho! Steckst ganz schön in der Klemme, was?«

Keine Antwort. Tom begutachtete seinen letzten Pinselstrich mit dem Auge eines Künstlers, dann fuhr er noch einmal sanft mit dem Pinsel über die Stelle und begutachtete erneut das Ergebnis. Ben manövrierte auf seine Höhe. Tom lief beim Anblick des Apfels das Wasser im Munde zusammen, aber er kümmerte sich weiter um seine Arbeit. Ben sagte: »Hallo, alter Knabe, mußt arbeiten, was?«

»Ach, du bist’s, Ben! Ich hab dich gar nicht bemerkt.«

»He, ich geh schwimmen, jawohl. Willst du nicht mitkommen? Aber du arbeitest natürlich lieber, stimmt’s? Aber klar!« Tom sah den Jungen eine Weile an und sagte: »Was meinst du mit Arbeit?«

»Na, ist das denn keine Arbeit?«

Tom betrachtete sein Werk und antwortete wie nebenher: »Tja, vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich weiß nur, für Tom Sawyer ist das genau das Richtige.«

»Ach, hör schon auf, du willst mir doch nicht einreden, daß dir das Spaß macht?«

Und wieder wurde der Pinsel hin und her bewegt.

»Spaß? Nun, ich wüßte nicht, warum mir das keinen Spaß machen sollte. Kriegt ein Junge vielleicht jeden Tag die Gelegenheit, einen Zaun zu tünchen?«

Das ließ die Sache in einem ganz anderen Licht erscheinen. Ben hörte auf, an seinem Apfel herumzuknabbern. Tom fuhr mit seinem Pinsel geziert hin und her – machte einen Schritt zurück, um das Ergebnis zu betrachten – fügte hier und da noch einen Strich hinzu – begutachtete erneut das Ergebnis – Ben beobachtete jede Bewegung, sein Interesse war geweckt, und er war fasziniert. Schließlich sagte er: »He, Tom, laß mich auch mal ein bißchen tünchen.«

Tom dachte darüber nach, als ob er einwilligen wolle, änderte aber seine Meinung: »Nein, nein, ich glaube, das geht nicht, Ben. Weißt du, Tante Polly ist fürchterlich pingelig mit diesem Zaun … du weißt schon, so direkt an der Straße. Also, wenn es die Rückseite wäre, dann hätte ich nichts dagegen, und sie auch nicht. Ja, ja, sie ist schon ziemlich pingelig mit diesem Zaun; das muß sehr sorgfältig gemacht werden. Ich glaub, es gibt unter tausend, vielleicht zweitausend Jungen nicht einen, der das richtig hinkriegt.«

»Meinst du wirklich? Ach, komm schon, laß mich doch mal probieren, nur ein bißchen. Ich würde dich auch probieren lassen, wenn ich du wäre, Tom.«

»Ben, ich würde ja gern, hoch und heilig; aber Tante Polly… Weißt du, Jim wollte schon mal tünchen, aber sie hat ihn nicht gelassen. Sid wollte tünchen, aber Sid hat sie auch nicht gelassen. Siehst du, in welcher Klemme ich stecke? Wenn du an dem Zaun herummachst, und es passiert irgendwas …«

»Ach, Quatsch! Ich paß schon auf: Laß mich doch mal probieren. Hör mal, ich geb dir auch meine Apfelkitsche.«

»Also gut. Ach nein, Ben, besser nicht, ich hab Angst …«

»Ich geb dir den ganzen Apfel!«

Tom gab den Pinsel mit Zögern in der Miene, aber mit Bereitwilligkeit im Herzen aus der Hand. Und während der ehemalige Raddampfer *Big Missouri* in der prallen Sonne schuftete und schwitzte, saß der ehemalige Künstler daneben auf einem Faß im Schatten, ließ die Beine baumeln, verspeiste seinen Apfel und heckte bereits das Hinmetzeln weiterer Unschuldiger aus. An Opfern gab es keinen Mangel; ständig kamen Jungen vorbei. Erst machten sie sich lustig, aber dann blieben sie, weil auch sie tünchen wollten. Als Ben müde geworden war, hatte Tom seine Ablösung schon für einen recht gut erhaltenen Drachen an Billy Fisher verkauft; als der genug hatte, kaufte sich Johnny Miller für eine tote Ratte und einen Bindfaden ein, an der man sie kreisen lassen konnte; und so weiter und so fort, Stunde um Stunde. Und als es später Nachmittag war, schwelgte Tom, der noch am Morgen ein von Armut geschlagener Junge war, förmlich in Reichtum. Außer den bereits erwähnten Gegenständen hatte er nun zwölf Murmeln, ein Stück von einer Maultrommel, eine blaue Flaschenglasscherbe zum Durchschauen, eine Spulenkanone, einen Schlüssel, der nichts aufsperrte, ein Stück Kreide, den Glasstopfen einer Karaffe, einen Zinnsoldaten, ein paar Kaulquappen, sechs Kracher, ein Kätzchen mit nur einem Auge, einen Messingtürknauf, ein Hundehalsband – ohne Hund –, einen Messergriff, vier Stück Orangenschale und einen verwitterten alten Fensterrahmen. Die ganze Zeit über hatte er eine nette, gute friedliche Zeit verbracht, jede Menge Gesellschaft gehabt, und der Zaun war dreimal gestrichen worden! Wenn ihm nicht die Tünche ausgegangen wäre, dann hätte er jeden Jungen in der Stadt ruiniert.

Tom sagte sich, daß das Dasein alles in allem doch nicht gar so sinnentleert sei. Er hatte, ohne es zu wissen, eines der grundlegenden Gesetze menschlichen Handelns entdeckt, das da lautet: Man muß nur dafür sorgen, daß etwas schwierig zu bekommen ist, schon will jeder es haben. Wenn

er ein großer und weiser Philosoph gewesen wäre, wie der Verfasser dieses Buchs einer ist, dann hätte er nun begriffen, daß Arbeit aus dem besteht, wozu man gezwungen wird, und Spiel aus dem, wozu man nicht gezwungen wird. Dann hätte er auch verstanden, warum die Herstellung von künstlichen Blumen oder das Bedienen einer Tretmühle Arbeit ist, Kegeln oder die Besteigung des Mont Blanc aber reines Vergnügen. Es gibt reiche Herrschaften in England, die im Sommer vierspännige Überlandkutschen zwanzig oder dreißig Meilen weit chauffieren, und für dieses Privileg müssen sie ziemlich viel Geld bezahlen. Würde man ihnen für ihre Dienste Geld anbieten und sie so in Arbeit verwandeln, dann würden sie sie ablehnen.

Drittes Kapitel

Tom tauchte bei Tante Polly auf, die in einem hübschen rückwärtigen Zimmer, das Schlafzimmer, Eßzimmer und Bibliothek zugleich war, am offenen Fenster saß. Die milde Sommerluft, die friedliche Ruhe, der Duft der Blumen und das einschläfernde Gesumm der Bienen hatten ihre Wirkung gezeigt, und sie war über ihrem Strickzeug eingeschlafen – denn sie hatte außer der Katze keine andere Gesellschaft, und die lag schlafend auf ihrem Schoß. Ihre Brille hatte sie zur Sicherheit nach oben auf ihr graues Haupt geschoben. Sie hatte angenommen, daß Tom sich natürlich schon längst verdrückt hatte, und sie wunderte sich, daß er sich derart unerschrocken vor ihre Augen traute.

»Darf ich jetzt spielen gehen, Tante?«

»Was, schon fertig? Wieviel hast du geschafft?«

»Ich bin fertig, Tante.«

»Tom, lüg mich nicht an. Das ertrag ich nicht.«

»Tu ich nicht, Tante, es ist wirklich alles fertig.«

Tante Polly schenkte solchen Aussagen wenig Glauben. Sie ging hinaus, um selbst nachzusehen; und sie wäre schon bei der Feststellung, daß zwanzig Prozent von Toms Behauptung stimmten, zufrieden gewesen. Als sie sah, daß der ganze Zaun gestrichen war, und zwar nicht nur einfach gestrichen, sondern sorgfältig nachgestrichen, und das zweimal, sogar zusätzlich mit einem Streifen am Boden, verschlug es ihr vor Überraschung fast die Sprache. Sie sagte: »Also, das hätte ich ja nie gedacht! Das muß man dir lassen, du kannst arbeiten, wenn du nur willst, Tom.« Und dann milderte sie das Kompliment ein wenig ab und bemerkte: »Aber es kommt schon ziemlich selten vor, daß du willst, das muß ich schon sagen. Na, geh und spiel; aber paß auf, daß du irgendwann

im Lauf der Woche wiederkommst, sonst setzt es was.«

Sie war vom Glanz seiner Leistung derart geblendet, daß sie ihn mit in die Speisekammer nahm und einen prächtigen Apfel heraussuchte, den sie ihm mit der Ermahnung gab, welch großen Wert und Geschmack doch ein Genuß annehme, wenn er ohne Sünde durch ehrliches Bemühen erworben sei. Und als sie mit einem erbaulichen Bibelzitat endete, stibitzte er einen Krapfen.

Dann verdrückte er sich und sah, wie Sid gerade die Außentreppe zu den Hinterzimmern im ersten Stock hochstieg. Es lagen gerade ein paar Erdklumpen griffbereit, und im nächsten Augenblick schwirrte die Luft nur so von ihnen. Sie umtosten Sid wie ein Hagelschauer, und bevor Tante Polly ihre überraschten Sinne wieder beisammen hatte und zur Rettung eilen konnte, hatten sechs oder sieben Klumpen bereits ihr Ziel erreicht, und Tom war über den Zaun auf und davon. Es gab zwar ein Gartentor, doch meistens hatte er nicht genügend Zeit, um es zu benutzen. Nun, da er mit Sid abgerechnet hatte, weil dieser auf den schwarzen Faden aufmerksam gemacht und ihn in Schwierigkeiten gebracht hatte, fand seine Seele wieder Ruhe.

Tom lief um die benachbarten Grundstücke herum und bog in eine schlammige Gasse ein, die hinter dem Kuhstall seiner Tante vorbeiführte. So schaffte er es, aus der Gefahrenzone zu kommen, ohne in Gefangenschaft zu geraten und bestraft zu werden, und ging weiter Richtung Marktplatz, wo zwei feindliche »Kompanien« von Jungen sich zum Kampf versammelt hatten, wie vorher ausgemacht worden war. Tom war der General einer dieser Armeen, Joe Harper, einer seiner Busenfreunde, General der anderen. Diese beiden großen Kommandeure ließen sich nicht dazu herab, selbst zu kämpfen – das überließ man besser dem Fußvolk –, sondern saßen gemeinsam auf einer Anhöhe und lenkten das Kampfgetümmel mit Befehlen, die sie durch Adjutanten

übermitteln ließen. Nach langem, erbittertem Kampf errang Toms Armee einen großartigen Sieg. Dann wurden die Toten gezählt, Gefangene ausgetauscht, die Bedingungen des nächsten Scharmützels ausgehandelt und der Tag der Schlacht festgelegt. Danach traten die Armeen in Reih und Glied an und marschierten davon, und Tom ging allein nach Haus.

Als er an dem Haus vorbeikam, in dem Jeff Thatcher lebte, sah er dort ein neues Mädchen im Garten – ein hübsches, kleines blauäugiges Wesen mit blonden Haaren, die zu zwei langen Zöpfen geflochten waren, einem weißen Sommerkleid und bestickten Pantoletten. Der ruhmreiche Held fiel, ohne einen Schuß abzufeuern. Eine gewisse Amy Lawrence verschwand aus seinem Herzen und ließ nicht die leiseste Spur einer Erinnerung zurück. Tom hatte immer geglaubt, sie bis zur Raserei zu lieben; er hatte seine Leidenschaft für Bewunderung gehalten; und siehe da, es war doch nur eine arme, kleine flüchtige Schwäche gewesen. Er hatte Monate gebraucht, um sie zu erobern, und sie hatte ihm erst vor einer knappen Woche ihre Zuneigung gestanden. Für sieben kurze Tage lang war er der glücklichste und stolzeste Junge auf der Welt gewesen, und schon war sie, nach einem kurzen Augenblick, aus seinem Herzen verschwunden wie eine flüchtige Bekannte, deren Besuch vorüber ist.

Mit verstohlenem Blick himmelte er diesen neuen Engel an, bis er sicher war, daß sie ihn bemerkt hatte. Dann tat er wiederum so, als wisse er gar nichts von ihrer Gegenwart, und fing an, auf jede nur erdenkliche, jungenhafte Weise anzugeben, um ihre Bewunderung zu erlangen. Er führte diese grotesken Albernheiten noch eine Weile fort, doch dann warf er, mitten in einer gefährlichen Turnübung, einen Blick zur Seite und sah, daß das kleine Mädchen aufs Haus zuging. Tom trat an den Zaun, lehnte sich betrübt darauf und hoffte, sie würde sich noch ein wenig Zeit lassen. Sie blieb einen Augenblick an der Treppe stehen und ging dann auf die

Haustür zu. Tom seufzte laut, als sie ihren Fuß auf die Schwelle setzte, doch schon strahlte er übers ganze Gesicht, denn sie warf ihm ein Stiefmütterchen zu, bevor sie verschwand. Der Junge stürzte sich dorthin und blieb ein oder zwei Schritte vor der Blume stehen, dann beschattete er seine Augen mit der Hand und blickte die Straße entlang, als habe er dort etwas Interessantes entdeckt. Schließlich hob er einen Strohhalm auf und versuchte ihn, den Kopf weit in den Nacken gelegt, auf der Nase zu balancieren, und bei diesen Bemühungen schlich er sich immer näher an das Stiefmütterchen heran. Schließlich ruhte sein nackter Fuß auf der Blüte, seine geschmeidigen Zehen umschlossen sie, und er hopste mit seinem Schatz davon und verschwand um die Ecke. Doch nur für einen Augenblick – nur so lange, bis er die Blume an die Jacke stecken konnte, nah bei seinem Herzen oder vielleicht nahe bei seinem Magen, denn er kannte sich in Anatomie nicht allzu gut aus und nahm es damit sowieso nicht so genau.

Dann kehrte er zurück und hing bis zum Einbruch der Dunkelheit am Zaun herum und gab an wie zuvor. Aber das Mädchen zeigte sich nicht wieder, und Tom tröstete sich ein wenig mit dem Gedanken, daß sie in der Zwischenzeit irgendwo an einem Fenster gestanden und seine Aufmerksamkeiten bemerkt hatte. Schließlich ging er zögernd nach Hause, den armen Kopf voller Träumereien.

Das ganze Abendessen über war Tom derart guter Laune, daß seine Tante sich fragte, »was wohl in das Kind gefahren« sein mochte. Er wurde heftig ausgeschimpft, weil er Sid mit Lehmklumpen beworfen hatte, aber es schien ihm nicht das geringste auszumachen. Er versuchte, direkt vor Tante Pollys Nase Zuckerstückchen zu stibitzen, und bekam dafür einen Schlag auf die Finger. Er sagte: »Wenn Sid sich welche nimmt, schlägst du ihn nie, Tante.«

»Nun, Sid quält ja auch niemanden so wie du. Wenn ich nicht aufpassen würde, hättest du deine Finger andauernd

im Zucker.«

Dann ging sie in die Küche, und Sid, der sich seiner Straffreiheit erfreute, griff nach der Zuckerdose – mit einer Miene des Triumphs über Tom, die fast nicht auszuhalten war. Doch Sid griff nicht richtig zu, und die Zuckerdose fiel herunter und zerbrach. Tom geriet in Verzückung – in solche Verzückung, daß er sogar den Mund hielt und kein Wort verlor. Er sagte sich, daß er selbst dann kein Wort verlieren würde, wenn seine Tante wieder hereinkäme, sondern vollkommen still dasitzen würde, bis sie fragte, wer das gewesen sei. Dann würde er es sagen, und es würde nichts Schöneres auf der Welt geben als zuzuschauen, wie dieser Musterknabe sich »eine fing«. Tom floß das Herz schier über vor Jubel, daß er kaum an sich halten konnte, als die alte Dame zurückkam, über den Scherben stand und Zornesblitze über ihre Brille schleuderte. Er sagte bei sich: »Jetzt kommt's!« Und im nächsten Augenblick lag er der Länge lang auf dem Fußboden! Die mächtige Hand erhob sich, um erneut zuzuschlagen, als Tom laut rief: »He, mal langsam, warum schlägst du mich? Sid war's!«

Tante Polly hielt verwirrt inne, und Tom hoffte auf linderndes Mitleid. Doch als sie ihre Sprache wiederfand, sagte sie nur: »Hmm! Na, du wirst dir die Ohrfeige auch so verdient haben. Kaum war ich weg, hast du bestimmt schon wieder einen anderen üblen Streich ausgeheckt, da bin ich sicher.«

Doch da plagte sie ihr Gewissen, und sie wollte etwas Nettes und Liebes sagen, aber dann fand sie, daß man das als Eingeständnis verstehen könnte, einen Fehler gemacht zu haben, was sich aus Gründen der Disziplin verbat. Also sagte sie nichts und wand sich mit betrübtem Herzen wieder ihren Verrichtungen zu. Tom schmollte in einer Ecke und ergötzte sich an seinem Leid. Er wußte, daß seine Tante im Innersten auf den Knien vor ihm lag, und auf mürrische Weise befriedigte ihn dieses Wissen. Er würde darauf nicht

reagieren, würde keinerlei Notiz davon nehmen. Er wußte, daß ab und zu ein flehender, tränenverschleierter Blick auf ihn fallen würde, aber er weigerte sich, es zu bemerken. Er stellte sich vor, wie er sterbenskrank dalag und seine Tante sich über ihn beugte, doch er würde sein Gesicht zur Wand drehen und, ohne das erlösende Wort zu sagen, sterben. Wie sie sich dann wohl fühlen würde? Und dann stellte er sich vor, wie sie ihn vom Fluß heimtrugen, tot, die Haare naß, die armen Hände für immer ruhig und das gebrochene Herz still. Wie sie sich dann auf ihn werfen würde, wie ihre Tränen wie Regen fallen würden und sie zu Gott beten würde, ihr ihren Jungen zurückzugeben, und daß sie ihn auch nie, nie wieder schlecht behandeln würde! Doch er würde kalt und weiß daliegen und sich nicht rühren – ein armer kleiner Leidender, dessen Sorgen nun für immer ein Ende hatten. Seine Gefühle gingen im Überschwang dieser Vorstellungen derart mit ihm durch, daß er immer wieder schlucken mußte – so schnürte es ihm den Hals zu. Seine Augen schwammen in Tränen, die überflossen, wenn er blinzelte, herunterrannen und von seiner Nasenspitze tropften. Seinen Kummer zu pflegen war ihm so kostbar, daß er es nicht ertragen konnte, von irgendwelchen profanen Belustigungen oder irgendeiner unangenehmen Freude belästigt zu werden. Der Kummer war zu heilig, um mit solchen Dingen in Kontakt zu kommen. Und als schließlich seine Cousine Mary hereingetanzt kam und ganz aufgeregt war vor Freude, nach einem ewig langen Aufenthalt von einer Woche auf dem Land wieder zu Hause zu sein, stand er auf und ging in Wolken und Düsternis gehüllt zu der einen Tür hinaus, als sie Musik und Sonnenschein durch die andere hereintrug. Er hielt sich fern von den Stellen, an denen die Jungen normalerweise herumtollten, und suchte nach einsamen Plätzen, die seiner Stimmung entsprachen. Ein Floß auf dem Mississippi wirkte einladend auf ihn, und er setzte sich am Ufer hin, betrachtete die trübselige Weite des Stroms und wünschte sich die ganze

Zeit, auf der Stelle und unbemerkt zu ertrinken, ohne den ungemütlichen Weg zu gehen, den die Natur dafür vorgesehen hatte. Dann fiel ihm das Stiefmütterchen ein. Er zog es ganz verknittert und verwelkt hervor, was seine düstere Stimmung nur noch bestärkte. Er fragte sich, ob sie wohl Mitleid hätte, wenn sie wüßte? Würde sie weinen und sich wünschen, sie hätte das Recht, ihre Arme um ihn zu schlingen und ihn zu trösten? Oder würde sie sich kühl abwenden wie der Rest der öden Welt? Diese Vorstellung löste derart süße Qualen in ihm aus, daß er sie in Gedanken immer und immer wieder durchging und sie in neues und anderes Licht rückte, bis sie zu guter Letzt ziemlich fadenscheinig geworden waren. Schließlich erhob er sich seufzend und verschwand in der Dunkelheit.

Zwischen halb zehn und zehn Uhr kam er die verlassene Straße entlang, in der die angebetete Unbekannte lebte. Er blieb einen Augenblick stehen; kein Geräusch drang an seine gespitzten Ohren. Eine Kerze warf ihren schwachen Schein auf die Gardine eines Fensters im ersten Stock. Befand sich die Verehrte in jenem Zimmer? Er kletterte über den Zaun und schlich sich durch den Garten, bis er unter jenem Fenster stand; lange und voller Gefühle blickte er hinauf. Dann legte er sich rücklings auf die Erde, streckte sich aus, die Hände mit der armen verwelkten Blume auf der Brust gefaltet. Und so würde er sterben – draußen in der kalten Welt, ohne Obdach für sein Haupt, ohne eine freundliche Hand, die ihm den Todesschweiß von der Stirn wischte, kein liebendes Gesicht, das sich mitleidig über ihn beugte, wenn die Todesqualen einsetzten. Und so würde sie ihn finden, wenn sie am hellichten Morgen hinausschaute – ach, würde sie eine Träne auf seine leblose Gestalt fallen lassen? Würde sie einen leisen Seufzer ausstoßen, dieses blühende junge Leben im Keim erstickt, viel zu früh gepflückt zu sehen?

Das Fenster ging auf, die mißtönende Stimme eines Hausmädchens entweihte die heilige Stille, und ein

Wasserschwall durchnäßte die hingestreckten Überreste des Märtyrers!

Der mit dem Tode ringende Held sprang prustend auf; dann hörte man das Zischen eines Wurfgeschosses in der Luft, dazu ein undeutlich gemurmelter Fluch, darauf das Geräusch von splitterndem Glas, und eine kleine, nicht genau zu erkennende Gestalt kletterte über den Zaun und verschwand eilig in der Dunkelheit.

Kurze Zeit später, als Tom, der sich ausgezogen hatte, um ins Bett zu gehen, beim Schein einer Talgkerze seine nassen Sachen begutachtete, wachte Sid auf. Doch falls er die Absicht gehabt haben sollte, »gewisse Andeutungen zu machen«, besann er sich eines Besseren und schwieg – denn in Toms Augen blitzte Gefahr. Tom ging zu Bett, ohne sich noch die zusätzliche Mühe eines Gebets zu machen, und Sid merkte sich diese Unterlassung.

Viertes Kapitel

Die Sonne erhob sich über einer still in sich ruhenden Welt und schien auf das friedliche Städtchen herab, als wollte sie es segnen. Nach dem Frühstück hielt Tante Polly den Familiengottesdienst ab; er begann mit einem Gebet, das von Grund auf aus einer soliden Folge von Bibelzitaten gemauert war, die von einer dünnen Mörtelschicht Originalität zusammengehalten wurden, und von der Höhe dieses Gebets aus hielt sie eine unerbittliche Predigt aus dem Gesetz Mose, als stünde sie auf dem Berg Sinai.

Dann wappnete sich Tom gewissermaßen und machte sich daran, »seine Verse zu lernen«. Sid hatte seine Lektion schon Tage zuvor gelernt. Tom setzte all seine Energie daran, um fünf Bibelverse auswendig zu behalten; er hatte sich ein Stück von der Bergpredigt herausgesucht, weil er keine Verse finden konnte, die kürzer waren. Nach einer halben Stunde hatte Tom eine vage, allgemeine Vorstellung von seiner Lektion, aber mehr auch nicht, denn seine Gedanken wanderten über das gesamte Feld menschlichen Wissens, und seine Hände waren mit anderen Dingen beschäftigt. Mary nahm seine Bibel, um ihn abzuhören, und er versuchte, sich einen Weg durch den Nebel zu bahnen. »Selig sind, die ähm … äh … äh …«

»… die da geistlich …«

»Ja … geistlich. Selig sind, die da geistlich … ähm… ähm … « »… arm sind …«

»… arm sind; selig sind, die da geistlich arm sind, denn ihrer ist das … das …«

»Himmelreich …«

»Himmelreich. Selig sind, die da geistlich arm sind, denn ihrer ist das Himmelreich. Selig sind, die da Leid tragen,

denn sie … denn sie …«

»… s …«

»Denn sie … ähm …«

»s… o … l …«

»Denn sie s … s … ach, ich hab keine Ahnung!«

»… sollen!«

»Ach ja, sollen! Denn sie sollen … denn sie sollen … ähm … ähm … sollen Leid tragen … ähm … ähm … Selig sind, die da sollen … die da … ähm … die da Leid tragen sollen, denn sie sollen … ähm … was sollen die? Warum sagst du es mir nicht, Mary? Warum bist du so gemein zu mir?«

»Ach, Tom, du armer Dummkopf, ich will dich doch nicht aufziehen. Das würde ich nie tun. Du mußt es noch mal lernen. Sei nicht traurig, Tom, du wirst es schon schaffen … und wenn, dann geb ich dir was ganz Tolles. Also los, sei ein braver Junge.«

»Na gut! Was ist denn, Mary, sag doch, was es ist.«

»Mach dir keine Sorgen, Tom. Du weißt doch, wenn ich sage, es ist toll, dann ist es das auch.«

»Da kannst du drauf wetten, Mary. Na gut, ich versuch’s noch mal.«

Und das tat er – und unter dem doppelten Ansporn von Neugier und der Aussicht, einen Preis zu gewinnen, machte er sich mit solchem Eifer daran, daß er einen glänzenden Sieg errang.

Mary schenkte ihm ein funkelnagelneues sogenanntes »Barlow«-Messer, das gerade mal zwölfeinhalb Cent wert war, und die Freude, die ihn durchfuhr, erschütterte ihn bis ins Innerste. Man konnte zwar mit diesem Messer nichts schneiden, aber immerhin war es »so gut wie« ein Barlow-Messer, und allein darin lag schon ein unermeßlicher Wert – wie allerdings die Jungen im Mittelwesten jemals auf die Idee kamen, daß es sich bei einer so groben Fälschung überhaupt um das Original handeln könnte, ist ein völliges Rätsel und wird es wohl auch für immer bleiben. Tom schaffte es, damit

an seinem Schrank herumzuritzen und wollte sich gerade die Schreibtischplatte in Angriff nehmen, als er aufgefordert wurde, sich für die Sonntagsschule feinzumachen.

Mary gab ihm eine Waschschüssel aus Blech und ein Stück Seife, und er ging vor die Tür und stellte dort die Schüssel auf eine kleine Bank. Dann tauchte er kurz die Seife ins Wasser und legte sie hin, krempelte die Ärmel hoch, goß das Wasser vorsichtig aus, trat wieder in die Küche und wischte sich eifrig das Gesicht mit dem Handtuch, das hinter der Tür hing. Doch Mary nahm das Handtuch und sagte: »Tom, schämst du dich denn gar nicht? Stell dich nicht so an. Wasser tut nicht weh.« Tom war leicht beunruhigt. Die Schüssel wurde erneut gefüllt, und diesmal beugte er sich eine Weile darüber, nahm seinen ganzen Mut zusammen, holte tief Luft und fing an, sich zu waschen. Als er schließlich wieder in die Küche trat, die Augen fest zusammengedrückt und mit den Händen nach dem Handtuch suchend, tropften ihm zum Beweis seines Muts Seifenschaum und Wasser vom Gesicht.

Doch als sein Gesicht wieder aus dem Handtuch auftauchte, war das Ergebnis noch immer unzureichend, denn dessen sauberer Teil reichte nur knapp bis an Kinn und Unterkiefer, was wie eine Maske wirkte; jenseits dieser Linie lag die dunkle Weite ungepflügter Erde, die sich den Hals und Nacken herab erstreckte. Mary nahm ihn an der Hand, und als sie mit ihm fertig war, war er »ein Mann und ein Bruder, ohne Unterschied der Hautfarbe«, seine nassen Haare waren gebürstet, und die kurzen Locken lagen zierlich und ordentlich. Insgeheim strich er die Locken mit viel Mühe und Anstrengung glatt und drückte sein Haar fest an den Kopf, denn er hielt Locken für weibisch, und seine eigenen erbitterten ihn sehr. Dann holte Mary diejenigen von seinen Sachen aus dem Schrank, die er in den letzten zwei Jahren nur an Sonntagen getragen hatte – sie wurden einfach nur »die anderen Sachen« genannt –, womit wir nun den

Umfang seiner Garderobe kennen. Nachdem er sich angezogen hatte, machte Mary ihn zurecht; sie knöpfte seine saubere Jacke bis zum Kinn zu, strich den breiten Hemdkragen über die Schultern, bürstete ihn ab und krönte ihn mit seinem gesprenkelten Strohhut. Sein Erscheinungsbild hatte sich nun erheblich verbessert, wenn er auch recht unbehaglich wirkte. Und ihm war so unbehaglich zumute, wie er wirkte, denn an vollständiger Kleidung und Sauberkeit war etwas Einengendes, das ihn verdroß. Er hoffte, daß Mary die Schuhe vergessen würde, aber die Hoffnung trog; sie putzte sie mit Talg, wie es damals üblich war, und trug sie hinaus. Tom verlor die Beherrschung und sagte, andauernd müsse er all das tun, was er nicht wolle. Doch Mary redete ihm gut zu: »Bitte, Tom … sei ein braver Junge.«

Also zog er knurrend die Schuhe an. Mary war ebenfalls bald soweit, und die drei Kinder machten sich auf den Weg in die Sonntagsschule – einen Ort, den Tom aus ganzem Herzen haßte, den Sid und Mary aber mochten.

Die Sonntagsschule dauerte von neun bis halb elf; danach fand der Gottesdienst statt. Zwei der Kinder blieben wegen der Predigt stets freiwillig da, und das dritte blieb ebenfalls – allerdings aus gewichtigeren Gründen. Die ungepolsterten, mit hohen Rückenlehnen versehenen Kirchenbänke boten etwa dreihundert Personen Platz. Das Gebäude war klein und schlicht, mit einer Art Baumschutzkiste aus Kiefernholz als Turm darauf. Am Kirchenportal blieb Tom einen Schritt zurück und sprach einen sonntäglich gekleideten Spielkameraden an: »He, Billy, hast du ’n gelbes Kärtchen?«

»Ja.«

»Was willst ’n dafür haben?«

»Was gibst du denn dafür?«

»Ein Stück Lakritz und einen Angelhaken.«

»Laß mal sehen.«

Tom zeigte die Sachen her. Sie gefielen, und die Dinge

wechselten den Besitzer. Dann tauschte Tom ein paar weiße Marmormurmeln für drei rote Kärtchen und den einen oder anderen kleinen Krimskrams für ein paar blaue. Er lauerte noch weiteren Jungen auf, die auf dem Weg zur Kirche waren und kaufte weitere zehn, fünfzehn Minuten lang Kärtchen in verschiedenen Farben. Dann trat er mit einer Horde frisch gewaschener und lärmender Jungen und Mädchen in die Kirche, ging an seinen Platz und fing mit dem erstbesten Jungen einen Streit an. Der Lehrer, ein würdiger, älterer Herr, trat dazwischen. Dann drehte er ihnen einen Augenblick den Rücken zu, Tom zog einen Jungen in der nächsten Bank an den Haaren und tat, als wäre er in sein Gesangbuch vertieft, als der Junge sich umdrehte; danach piekste er einen anderen Jungen mit einer Nadel, damit dieser »Autsch!« sagte und vom Lehrer erneut getadelt wurde. Alle Kinder in Toms Sonntagsschule verhielten sich auf diese Weise: unruhig, lärmend – es war mühsam. Als sie ihre Lektionen aufsagen sollten, konnte nicht einer von ihnen seine Verse fehlerlos auswendig und mußte vorgesagt bekommen. Aber alle mühten sich redlich, und jeder erhielt seine Belohnung – in kleinen blauen Fleißkärtchen, jedes mit einem Bibelzitat versehen; jedes blaue Kärtchen war der Lohn für den Vortrag von zwei Versen. Zehn blaue Kärtchen entsprachen einem roten und konnten dafür eingetauscht werden. Zehn rote Kärtchen entsprachen einem gelben. Für zehn gelbe Kärtchen überreichte der Direktor der Sonntagsschule einem eine einfach gebundene Bibel (die zu jener Zeit vierzig Cent wert war). Wie viele meiner Leser hätten wohl genug Fleiß und Hingabe aufgebracht, um zweitausend Verse auswendig zu lernen, und sei es selbst für eine Bibel, die mit Illustrationen von Gustave Doré versehen ist? Und doch hatte Mary auf diese Weise schon zwei solcher Prachtbibeln zusammenbekommen – die geduldige Arbeit von zwei Jahren. Und ein deutschstämmiger Junge hatte bereits vier oder fünf gewonnen. Er hatte einmal dreitausend

Verse ohne Unterbrechung rezitiert, doch die geistige Anstrengung war zuviel für ihn gewesen, und von jenem Tag an war er nur noch ein Trottel – was für die Sonntagsschule einen schmerzlichen Verlust darstellte, denn bei besonderen Anlässen hatte der Direktor den Jungen immer vor die Gemeinde treten lassen, wobei dieser (wie Tom es ausdrückte) »sich aufplustern« konnte. Nur die älteren Schüler schafften es, ihre Kärtchen zu sammeln und sich ausdauernd genug dieser mühseligen Arbeit zu unterziehen, um eine Bibel zu bekommen, so daß die Übergabe einer solchen Auszeichnung als seltenes und bemerkenswertes Ereignis gelten durfte. Ein erfolgreicher Schüler wurde für diesen einen Tag derart groß herausgestellt, daß jede Schülerbrust auf der Stelle wieder vor frischem Eifer anschwoll, der häufig mehrere Wochen anhielt. Schon möglich, daß Toms Seele sich niemals wirklich nach einer *derartigen* Auszeichnung gesehnt hatte, doch ohne Zweifel hatte sich sein ganzes Wesen schon sehr oft nach dem Ruhm und dem Aufsehen verzehrt, die damit einhergingen. Zum gegebenen Zeitpunkt baute sich der Direktor vor der Kanzel auf, ein geschlossenes Gesangbuch in der Hand, den Zeigefinger als Lesezeichen zwischen den Seiten, und bat um Aufmerksamkeit. Wenn ein Sonntagsschuldirektor seine übliche kleine Ansprache hält, ist das Gesangbuch in seiner Hand so unersetzlich wie ein Notenblatt in der Hand einer Sängerin, die auf der Bühne steht und während eines Konzerts ein Solo vorträgt – doch wozu, bleibt ein Rätsel, denn weder Gesangbuch noch Notenblatt werden jemals zu Rate gezogen. Der Direktor war ein hagerer Mann von fünfunddreißig Jahren, mit einem blonden Ziegenbärtchen und kurzen blonden Haaren. Er trug einen steifen Stehkragen, dessen obere Kante fast bis an die Ohren reichte und dessen scharfe Ecken auf Höhe der Mundwinkel nach vorn wiesen – ein Zaun, der einen geraden Blick nach vorn erzwang und die Drehung des gesamten Körpers erforderte,

wenn man zur Seite blicken mußte. Sein Kinn ruhte auf einem hervorquellenden Halstuch, das so breit und lang wie eine Banknote war und ausgefranste Enden hatte. Seine Stiefelspitzen bogen sich, nach der Mode der Zeit, wie Schlittenkufen scharf nach oben – was die jungen Männer mit viel Geduld und Anstrengung dadurch erreichten, daß sie stundenlang dasaßen und die Zehen gegen eine Wand drückten. Mr. Walters war ein Mann von sehr ernstem Auftreten und ehrlichem, aufrichtigem Herzen; seine Ehrfurcht allen heiligen Dingen und Orten gegenüber hatte dazu geführt, daß er sie derart deutlich von den weltlichen Angelegenheiten trennte, daß seine Sonntagsschulstimme, ohne daß er es bemerkte, einen eigenartigen Tonfall angenommen hatte, die sie unter der Woche nicht besaß. Er fing folgendermaßen an zu sprechen: »Nun, liebe Kinder, ich möchte, daß ihr euch so hübsch ordentlich hinsetzt, wie ihr nur könnt, und mir für ein paar Minuten eure Aufmerksamkeit schenkt. Ja, so ist es recht. So benehmen sich brave kleine Jungen und Mädchen. Ich sehe da ein kleines Mädchen, das zum Fenster hinausschaut … sie denkt wohl, ich sei irgendwo da draußen … vielleicht oben auf einem Baum, und halte den kleinen Vögeln einen Vortrag. [Beifälliges Gekicher.] Ich möchte nur sagen, wie schön es ist, so viele strahlende, saubere kleine Gesichter zu sehen, die sich an einem solchen Ort versammelt haben, um zu lernen, wie man sich recht verhält und Gutes tut.«

Und so weiter und so fort. Es ist nicht notwendig, den Rest der Rede aufzuschreiben. Sie folgte einem unveränderlichen Muster, das uns allen sehr vertraut ist.

Das letzte Drittel der Rede wurde durch die Wiederaufnahme der Zankereien und anderen Vergnügungen gewisser ungezogener Burschen und durch das allgemeine Herumgezappel und Geflüster gestört, das sich rundherum ausbreitete und sogar die Fundamente vereinzelter unerschütterlicher Felsen wie Sid und Mary umspülte. Doch

dann brach jedes Geräusch mit dem Verebben von Mr. Walters' Stimme schlagartig ab, und das Ende der Ansprache wurde mit einem Ausbruch stiller Dankbarkeit aufgenommen.

Das ganze Geflüster war hauptsächlich durch ein Ereignis ausgelöst worden, das recht selten vorkam – das Eintreten von Besuchern; Anwalt Thatcher, der von einem ziemlich klapprigen, alten Mann begleitet wurde, sowie einem vornehm wirkenden, korpulenten Herrn mittleren Alters mit stahlgrauen Haaren und einer würdigen Dame, die zweifellos die Frau des letzteren war. Die Dame hielt ein Kind an der Hand. Tom war bereits die ganze Zeit über nervös, voller Unruhe und unzufrieden gewesen, regelrecht geplagt von Gewissensbissen – denn er konnte Amy Lawrence nicht in die Augen sehen, konnte ihren liebevollen Blick nicht ertragen. Doch als er sah, wer da gekommen war, stand sein Herz vor Freude im Nu in Flammen. Im nächsten Augenblick spielte er sich mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, auf – Jungs knuffen, an den Haaren ziehen, Grimassen schneiden –, mit anderen Worten, er wendete jede nur erdenkliche Kunst an, die ein Mädchen faszinieren und ihre Zustimmung finden mochte. Sein Überschwang wurde nur in einem Punkt getrübt – die Erinnerung an die Demütigung im Garten jenes Engels –, doch diese Schrift im Sand wurde durch die Wellen der Freude, die darüber hinwegschwappten, rasch fortgewaschen.

Die Besucher bekamen den höchsten Ehrenplatz angewiesen, und kaum hatte Mr. Walters seine Ansprache beendet, stellte er sie der Schulgemeinde vor. Der Herr mittleren Alters entpuppte sich als äußerst bedeutsame Persönlichkeit – er war niemand anderes als der Bezirksrichter, die erhabenste Person, die diese Kinder jemals gesehen hatten; sie fragten sich, aus welchem Stoff er wohl bestünde, und halb wünschten, halb fürchteten sie, er würde brüllen. Er war aus Constantinople gekommen, das

zwölf Meilen entfernt lag – er war also weit gereist und hatte die Welt gesehen –, seine Augen hatten auf dem Gebäude geruht, in dem das Bezirksgericht tagte – man erzählte sich, daß es mit Eisenblech gedeckt sei. Die Ehrfurcht, die von solchen Gedanken ausgelöst wurde, zeigte sich in der eindrucksvollen Stille und der reihenweise starr ausgerichteten Blicke. Dies also war der überaus bedeutende Richter Thatcher, der Bruder des ortsansässigen Rechtsanwalts. Dessen Sohn, Jeff Thatcher, trat augenblicklich nach vorn, um den großen Mann ganz vertraut zu begrüßen, wodurch er den Neid der gesamten Schulgemeinde auf sich zog. Wenn er das Geflüster hätte hören können, hätte es wie Musik in seinen Ohren geklungen:

»Schau ihn dir an, Jim! Er geht einfach nach vorn. He, schau mal! Er gibt ihm gleich die Hand … er gibt ihm tatsächlich die Hand! O Mann, wärst du nicht gern an Jeffs Stelle?«

Mr. Walters »spielte sich auf«, indem er voller Eifer alle möglichen offiziellen Handlungen vornahm, Befehle gab, Urteile fällte und hier und dort und überall da, wo er ein Opfer fand, Anweisungen erteilte. Der Bibliothekar »spielte sich auf« – rannte mit Armen voller Bücher hierhin und dorthin und verursachte jene Menge Lärm und Hektik, an der sich subalterne Kräfte so erfreuen. Die jungen Fräulein Lehrerinnen »spielten sich auf« – beugten sich freundlich über die Schüler, die gerade noch Ohrfeigen bekommen hatten, ermahnten die frechen kleinen Jungen mit erhobenem Zeigefinger und tätschelten liebevoll die braven. Die jungen Herren Lehrer »spielten sich auf«, indem sie ein wenig schimpften und andere kleine Anzeichen ihrer Autorität und ihres Augenmerks auf die Disziplin zum besten gaben – und die meisten Lehrer beiderlei Geschlechts hatten oben am Bücherregal neben der Kanzel zu tun; meistens handelte es sich dabei um Dinge, die zwei- oder dreimal

erledigt werden mußten (scheinbar mit großem Verdruß). Die kleinen Mädchen »spielten sich« in verschiedenerlei Weise »auf«, und die kleinen Jungen »spielten sich« mit derart großem Eifer »auf«, daß die Luft vor Papierkügelchen und dem unterdrückten Lärm der Raufereien nur so schwirrte. Und über all dem saß der große Mann, ließ das ganze Haus dank seines majestätischen richterlichen Lächelns erstrahlen und wärmte sich in der Sonne seiner eigenen Größe – denn auch er »spielte sich auf«.

Es gab nur eines, was Mr. Walters' Freude hätte vollkommen machen können, und das wäre die Gelegenheit gewesen, eine Bibel als Auszeichnung vergeben zu können und ein Wunderkind vorzuführen. Mehrere Schüler hatten ein paar gelbe Kärtchen, doch nicht genügend – er hatte sich bei den besten unter ihnen erkundigt. Er hätte jetzt alles darum gegeben, wenn der deutschstämmige Junge nur wieder bei klarem Verstand gewesen wäre.

Und in diesem Augenblick, als alle Hoffnung dahin zu sein schien, trat Tom Sawyer mit neun gelben, neun roten und zehn blauen Fleißkärtchen nach vorn und tat seinen Anspruch auf eine Bibel kund. Das kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Von dieser Seite hätte Mr. Walters eine solche Bitte auch in zehn Jahren nicht erwartet. Aber es gab nichts daran zu deuteln – da waren die Kärtchen belohnten Fleißes, und sie waren echt. Also wurde Tom auf das Podium mit dem Richter und den anderen Auserwählten gebeten und die große Neuigkeit von der Kanzel aus verkündet. Dies war die größte Überraschung des Jahrzehnts, und die Sensation war derart überwältigend, daß sie den frischgebackenen Helden auf eine Stufe mit dem Richter stellte und die Schulgemeinde zwei Wunder zu bestaunen hatte statt einem. Die Jungen waren grün vor Neid – und die, welche am meisten darunter litten, waren jene, die zu spät bemerkten, daß sie selbst zu diesem hassenswerten Ruhm beigetragen hatten, indem sie mit Tom die Kärtchen gegen die

Reichtümer getauscht hatten, die er für die Erlaubnis zu tünchen angehäuft hatte. Sie verachteten sich selbst dafür, die Opfer einer arglistigen Täuschung, einer hinterhältigen Schlange im Gras geworden zu sein.

Tom wurde die Auszeichnung mit soviel Zeremoniell überreicht, wie der Sonntagsschuldirektor unter den gegebenen Umständen aufbringen konnte; doch fehlte ihm ein wenig echter Überschwang, denn sein Instinkt sagte dem bedauernswerten Mann, daß hier ein Geheimnis verborgen lag, das möglicherweise das Tageslicht zu scheuen hatte. Es war einfach ungeheuerlich, daß ausgerechnet dieser Bursche zweitausend Garben biblischer Weisheit auf seinem Acker gehortet hatte – ein Dutzend würden seine Möglichkeiten zweifellos übersteigen.

Amy Lawrence war stolz und froh, und sie versuchte Tom dazu zu bringen, ihr ins Gesicht zu schauen – was er aber nicht tat. Sie wunderte sich; dann hegte sie leiseste Zweifel; ein leichter Verdacht stieg in ihr auf und verschwand wieder – tauchte wieder auf; sie beobachtete; ein verstohlener Blick verriet ihr alles – und dann brach es ihr das Herz, sie war eifersüchtig und wütend, es kamen ihr die Tränen, und sie haßte alle. Vor allen Dingen Tom.

Tom wurde dem Richter vorgestellt. Doch es hatte ihm die Sprache verschlagen, er bekam kaum Luft, und sein Herz schlug wie wild – zum Teil wegen der ungeheuren Größe des Mannes, doch zum größten Teil, weil es sich um *ihren* Vater handelte. Am liebsten wäre er vor ihm auf die Knie gefallen und hätte ihn angehimmelt, wenn es dunkel gewesen wäre. Der Richter legte seine Hand auf Toms Kopf, nannte ihn einen braven kleinen Mann und fragte ihn nach seinem Namen. Der Junge stammelte, japste nach Luft und bekam heraus: »Tom.«

»Nein, nein, nicht Tom … sondern … «

»Thomas.«

»So ist’s recht. Ich dachte mir doch, daß da noch was war.

Sehr schön. Aber du hast doch bestimmt noch einen anderen Namen, und den wirst du mir doch auch noch verraten, oder nicht?«

»Sag dem Herrn deinen ganzen Namen, Thomas«, flüsterte Mr. Walters. »Und rede ihn mit ›Sir‹ an. Vergiß nicht dein gutes Benehmen.«

»Thomas Sawyer, Sir.«

»So ist es recht. Du bist ein guter Junge. Braver Junge. Braver, mannhafter kleiner Kerl. Zweitausend Verse … das ist ganz schön viel … sehr, sehr viel. Es wird dir niemals leid tun, daß du dir so viel Mühe gemacht hast, sie zu lernen, denn Wissen ist mehr wert als alles andere auf der Welt. Große und gute Männer zeichnen sich durch ihr Wissen aus, und eines Tages wirst du selbst ein großer und guter Mann sein, Thomas, und dann wirst du zurückblicken und sagen: ›Das alles verdanke ich nur dem Privileg, daß ich in meiner Jugend in die Sonntagsschule durfte … meinen lieben Lehrern, die mir das Lernen beigebracht haben … dem guten Direktor, der mich ermutigt und über mich gewacht und mir eine schöne Bibel geschenkt hat … eine wunderschöne, elegante Bibel, ganz für mich allein, für alle Zeit … das verdanke ich alles der richtigen Erziehung.‹ Das wirst du dann sagen, Thomas, und dann wirst du diese zweitausend Verse nicht für alles Geld eintauschen wollen, nein, ganz bestimmt nicht. Und nun macht es dir doch sicher nichts aus, mir und dieser Dame einiges von dem wiederzugeben, was du gelernt hast, sicher macht es dir nichts aus, denn wir sind stolz auf kleine Jungen, die fleißig sind. Du kennst doch bestimmt die Namen der zwölf Apostel. Möchtest du mir nicht die Namen der ersten beiden sagen, die berufen wurden?«

Tom zerrte an einem Knopf und machte ein dummes Gesicht. Er wurde rot und senkte den Blick zu Boden. Mr. Walters sank der Mut. Er sagte sich: »Es ist doch ausgeschlossen, daß dieser Junge auch nur die einfachste

Frage beantworten kann. Was muß der Richter ihn auch befragen?« Und doch fühlte er sich verpflichtet zu sprechen und sagte: »Antworte dem Herrn, Thomas. Hab keine Angst.«

Tom zögerte noch.

»Aber mir sagst du es doch bestimmt«, meinte die Dame. »Die Namen der ersten beiden Apostel lauteten …«

»David und Goliath!«

Über den Rest der Szene breiten wir den Schleier der Barmherzigkeit.

Fünftes Kapitel

Gegen halb elf fing die gesprungene Glocke der kleinen Kirche zu läuten an, und nach und nach versammelten sich die Menschen zur Andacht. Die Sonntagsschulkinder verteilten sich im ganzen Gotteshaus und setzten sich zu ihren Eltern in die Reihe, damit sie unter ihrer Aufsicht waren. Tante Polly kam, und Tom, Sid und Mary setzten sich zu ihr – Tom gleich am Mittelgang, damit er möglichst weit weg vom offenen Fenster und der verlockenden Sommerszenerie draußen saß. Die Bankreihen füllten sich mit Menschen. Der alte und bedürftige Postmeister, der schon bessere Tage gesehen hatte; der Bürgermeister und seine Frau – denn in jenem Städtchen gab es, neben anderen unnützen Dingen, auch einen Bürgermeister; der Friedensrichter; die Witwe Douglas, eine vierzig Jahre alte Dame, die schön und klug war und dazu eine edelmütige, hochherzige Seele mit einigem Vermögen. Ihr auf einem Hügel gelegenes Anwesen war der einzige Palast in der Stadt und das gastfreundlichste und, wenn es um Feierlichkeiten ging, nahezu verschwenderischste Haus, dessen sich St. Petersburg rühmen konnte; der gebeugte und ehrwürdige Major Ward nebst Gattin; Anwalt Riverson, neu zugezogen und sehr angesehen; daneben die Schönen der Stadt, gefolgt von einem Trupp junger Herzensbrecher, die sich in ihr feinstes Tuch geworfen und mit Zierbändern geschmückt hatten; dann all die jungen Büroschreiber der Stadt gemeinsam – denn sie hatten auf dem Vorplatz gestanden, an ihren Stockknäufen gelutscht und eine Wand aus pomadisierten und affektiert grinsenden Bewunderern gebildet, bis auch das letzte Mädchen durch ihr Spalier Spießruten gelaufen war; und als letzter kam Willie

Mufferson, der Musterknabe, der sich so besorgt um seine Mutter kümmerte, als sei sie aus geschliffenem Glas. Stets begleitete er seine Mutter zur Kirche, und er war der Stolz aller älteren Damen. Bei allen Jungen war er verhaßt, so brav war er. Und außerdem wurde er ihnen ständig als leuchtendes Beispiel vorgehalten. Sein weißes Taschentuch hing, wie sonntags üblich, aus seiner Gesäßtasche heraus – ganz zufällig. Tom besaß kein Taschentuch, und er hielt alle Jungen, die eins besaßen, für Angeber.

Die Kirchengemeinde war nun vollzählig versammelt, die Glocke läutete erneut, um die Nachzügler und Bummler zu ermahnen, und dann fiel eine feierliche Stille über den Kirchenraum, nur gelegentlich unterbrochen von Gekicher und Gewisper des Kirchenchors auf der Empore. Es soll mal einen Kirchenchor gegeben haben, der nicht ungezogen war, aber mir fällt gerade nicht ein, wo das gewesen ist. Das ist viele Jahre her, und ich kann mich nur noch verschwommen daran erinnern, aber ich glaube, es war in irgendeinem fernen Land.

Der Pfarrer sagte das Kirchenlied an und las es mit sichtlichem Vergnügen auf die ihm eigentümliche Art vor, die in jenem Teil des Landes höchste Bewunderung fand. Seine Stimme setzte in einer mittleren Tonlage ein und stieg stetig an, bis sie einen Punkt erreicht hatte, wo sie sich mit großer Betonung auf das oberste Wort hockte und sich dann wie von einem Sprungbrett herunterstürzte:

»Doch soll man mich gen Himmel tragen
auf einem Bett voll Blüten,
Wo and’re sich darum doch stritten,
wo Blut und Tod noch wüten?«

Man hielt den Pfarrer für einen wunderbaren Redner. Bei »geselligen« Kirchenabenden wurde er stets gebeten, doch ein paar Gedichte vorzutragen, und wenn er damit geendet

hatte, hoben die Damen ihre Hände in die Höhe und ließen sie hilflos in den Schoß sinken, verdrehten die Augen und schüttelten die Köpfe, als wollten sie sagen: »Also, mit Worten ist das gar nicht auszudrücken; das ist doch zu und zu schön für diese vergängliche Welt.«

Nachdem das Kirchenlied gesungen worden war, verwandelte sich Hochwürden Mr. Sprague in ein lebendes Schwarzes Brett und verlas Ankündigungen für Versammlungen und Gesellschaften und alle möglichen Dinge, bis es so schien, als ob die Liste bis zu den Posaunen des jüngsten Gerichts reichen würde – eine merkwürdige Angewohnheit, die auch heute noch in Amerika aufrechterhalten wird, selbst in den Städten, und das in diesen Zeiten überreichlich erscheinender Zeitungen. Manchmal kommt es einem so vor, als sei ein alter Brauch um so schwerer abzulegen, je fadenscheiniger die Begründung dafür geworden ist.

Und dann betete der Pfarrer. Ein gutes, hochherziges Gebet, das in alle Einzelheiten ging: Es bat für die Kirche und die kleinen Kinder der Kirche; für die anderen Kirchen der Stadt; für die Stadt selbst; für den Bundesstaat; für die Staatsminister; für die Vereinigten Staaten; für die Kirchen der Vereinigten Staaten; für den Kongreß; für den Präsidenten; für die Bundesminister; für die armen Seeleute, die von stürmischer See gepeitscht wurden; für die unterdrückten Volksmassen, die unter der Knute europäischer Monarchen und orientalischer Despoten stöhnten; für die Ungläubigen auf den fernen Inseln in den Weltmeeren; und es schloß mit der flehentlichen Bitte, daß die Worte, die der Pfarrer sprechen wollte, Gnade und Wohlgefallen finden und auf fruchtbaren Boden fallen mögen, um mit der Zeit eine große Ernte an Gutem einzufahren. Amen.

Die Gewänder rauschten, und die Gemeinde, die gestanden hatte, setzte sich hin. Der Junge, dessen

Geschichte dieses Buch erzählt, hatte keine Freude an dem Gebet, er ließ es nur über sich ergehen – wenn überhaupt. Die ganze Zeit rutschte er unruhig hin und her; er hakte im Geiste die Einzelheiten des Gebets ab – er hörte nicht zu, aber er kannte das Gelände und den Weg, den der Geistliche regelmäßig darüber hinweg nahm, bis ins Detail –, und wenn auch nur ein winziges Stück Neues eingeflochten wurde, spitzte er seine Ohren. So etwas lehnte er aus tiefstem Herzen ab; er hielt solche Hinzufügungen für gemein und niederträchtig. Mitten im Gebet hatte sich eine Fliege auf der Rückenlehne der Vorderbank niedergelassen und ihn damit gequält, daß sie sich in aller Ruhe die Vorderbeine rieb, diese über den Kopf bog und ihn so eifrig putzte, daß es fast so schien, als wolle sie ihn vom Rumpf reißen, und man den schlanken, fadendünnen Hals sah. Mit den Hinterbeinen fuhr sie sich über die Flügel und strich sie glatt an den Leib, als handele es sich um Rockschöße; die ganze Toilette erledigte sie so ruhig, als wüßte sie sich in vollkommener Sicherheit. Das stimmte ja auch, denn so sehr es Tom in der Hand juckte, sie zu fangen, traute er sich doch nicht. Er glaubte, daß seine Seele auf der Stelle vernichtet würde, wenn er während des Gebets so etwas tat. Doch mit dem Schlußsatz krümmte Tom die Hand und schob sie nach vorn. Und im selben Augenblick, als das »Amen« gesprochen war, war die Fliege seine Gefangene. Seine Tante erwischte ihn dabei und zwang ihn, sie freizulassen.

Der Pfarrer verlas das Bibelzitat und leierte monoton eine Predigt herunter, die so langweilig war, daß so mancher nach und nach einnickte – dabei handelte es sich um eine Ausführung, in der Feuer und Schwefel nur so herniederprasselten und die Auserwählten bis zu einer so kleinen Gruppe dezimierten, daß sie kaum der Erlösung wert war. Tom zählte die Seiten des Predigttextes. Nach dem Kirchgang wußte er stets genau, wie viele Seiten die Predigt gehabt hatte, doch nur selten wußte er sonst noch etwas

darüber. Diesmal aber war er für eine kurze Weile wirklich bei der Sache. Der Pfarrer zeichnete ein großartiges und anrührendes Bild von der Versammlung der menschlichen Heerscharen im Tausendjährigen Reich Christi, wenn der Löwe und das Lamm beieinander liegen und ein kleines Kind sie führt. Doch das Pathos, die Lektion und die Moral des ganzen rhetorischen Spektakels zeigten bei dem Jungen keinerlei Wirkung; er dachte nur daran, wie sehr sich die Hauptfigur vor den anwesenden Völkerscharen hervortat. Toms Gesicht erhellte sich bei dem Gedanken, und er dachte nur, wie sehr er sich wünschte, dieses Kind zu sein, aber nur, wenn es sich um einen zahmen Löwen handele.

Dann fing er wieder an zu leiden, und die trockenen Ausführungen gingen weiter. Schließlich fiel ihm ein Schatz ein, den er bei sich hatte, und er zog ihn hervor. Es handelte sich um einen großen schwarzen Käfer mit ungeheuren Zangen – »Kneifekäfer« nannte er ihn. Der steckte in einer Zündhütchenschachtel. Das erste, was der Käfer tat, war, ihn in den Finger zu kneifen. Tom schüttelte reflexartig die Hand, der Käfer flog in den Mittelgang und landete auf dem Rücken, und der verletzte Finger verschwand im Mund des Jungen. Der Käfer lag auf dem Boden und strampelte hilflos mit den Beinen, konnte sich aber nicht umdrehen. Tom sah ihn an und wollte ihn haben; doch er lag außerhalb seiner Reichweite. Andere Leute, die sich nicht für die Predigt interessierten, fanden in dem Käfer eine Abwechslung und beobachteten ihn ebenfalls. Schließlich kam ein streunender Pudel traurigen Herzens und müde von dem milden Sommer und der stillen Langeweile der Gefangenschaft vorbeigetrottet und seufzte nach Abwechslung. Er entdeckte den Käfer. Der Hund hob den träge herabhängenden Schwanz und wedelte damit. Er begutachtete die Beute, lief um sie herum, schnüffelte aus sicherer Entfernung nach ihr, umlief sie erneut, wurde mutiger, schnüffelte näher. Dann bleckte er die Zähne, schnappte zaghaft nach dem Käfer,

verpaßte ihn aber, dann noch mal und noch mal. Die Abwechslung machte ihm Spaß. Er legte sich auf den Bauch, den Käfer zwischen den Pfoten, und setzte seine Experimente fort. Schließlich wurde er es leid, er wurde müde und wandte sich schließlich gelangweilt ab. Er nickte ein, und langsam sank seine Schnauze auf den Boden und berührte den Feind, der danach schnappte. Man hörte ein lautes Jaulen, der Pudel schüttelte den Kopf, und der Käfer flog ein paar Meter weiter und landete erneut auf dem Rücken. Die in der Nähe sitzenden Zuschauer schüttelten sich leicht vor verhohlener Freude, einige Gesichter verschwanden hinter Fächern und Taschentüchern, und Tom war restlos glücklich. Der Hund schaute dumm und kam sich wahrscheinlich auch so vor; aber er war auch verärgert und sann auf Rache. Also lief er zu dem Käfer und begann wieder mit seinen vorsichtigen Angriffen, sprang ihn aus allen möglichen Richtungen an, landete mit den Vorderpfoten wenige Zentimeter neben dem Insekt, schnappte noch näher zu und schüttelte den Kopf, bis ihm die Ohren flatterten. Doch nach einer Weile wurde er es wieder leid, er versuchte, sich mit einer Fliege zu amüsieren, fand aber kein Vergnügen daran, folgte, mit der Nase flach an den Boden gedrückt, einer Ameise, bis er auch das leid war, gähnte, seufzte, vergaß den Käfer ganz und hockte sich auf ihn! Da gab es ein wildes, verzweifeltes Gejaule, und der Pudel schoß den Mittelgang hinauf, das Gekläffe fand kein Ende, und der Hund auch nicht. Er lief am Altar entlang, floh den Seitengang hinunter, lief an den Türen vorbei und donnerte die ganze Strecke wieder zurück. Seine Qual nahm immer noch zu, bis er nur noch ein wolliger Komet war, der schnell wie der Blitz seine Bahnen zog. Zum Schluß verließ der vor Schmerz Wahnsinnige seinen Kurs und sprang auf den Schoß seines Herrn. Dieser warf ihn zum Fenster hinaus, und das gepeinigte Bellen wurde immer leiser und verklang in der Entfernung.

Zu diesem Zeitpunkt hatten bereits alle anwesenden

Gemeindemitglieder rote Köpfe und erstickten beinahe vor unterdrücktem Lachen, und die Predigt war völlig zum Stillstand gekommen. Schließlich nahm der Pfarrer sie wieder auf, doch nun, da alle Hoffnungen zunichte waren, mit ihr Eindruck zu machen, kam sie nur zögerlich und stockend voran; denn selbst die ernstesten Gefühle wurden mit einem unterdrückten Ausbruch unheiliger Freude aufgenommen, so als habe der arme Pfarrer etwas ungeheuer Spaßiges gesagt. Die versammelte Gemeinde war zutiefst erleichtert, als die Tortur endete und der Segen erteilt wurde.

Tom Sawyer machte sich recht vergnügt auf den Heimweg und dachte bei sich, wie angenehm doch so ein Gottesdienst sein konnte, wenn es etwas Abwechslung gab. Ein Gedanke störte ihn allerdings; er war ja willens, den Hund mit dem Kneifekäfer spielen zu lassen, aber er fand es nicht sehr nett von ihm, den Käfer einfach mitzunehmen.

Sechstes Kapitel

Am Montagmorgen war Tom kreuzunglücklich. Das war montagmorgens immer so – weil wieder eine lange Leidenswoche in der Schule bevorstand. Meistens begann er den Tag mit dem Wunsch, er hätte keinen freien Tag dazwischen gehabt, denn so fiel es einem nur noch schwerer, sich wieder in diese Knechtschaft zu begeben.

Tom lag grübelnd im Bett. Schließlich merkte er, wie sehr er sich wünschte, krank zu sein; dann könnte er daheim bleiben. Das wäre ja immerhin eine Möglichkeit. Er suchte seinen ganzen Körper ab. Es fanden sich jedoch keinerlei Gebrechen, und er fing noch mal mit der Untersuchung an. Diesmal vermeinte er, kolikenartige Symptome zu entdecken, und voller Hoffung begann er, sie zu pflegen. Doch schon bald ließen sie nach und verschwanden schließlich völlig. Tom forschte weiter. Plötzlich entdeckte er etwas. Einer seiner oberen Schneidezähne war locker. Was für ein Glück; er wollte gerade als erste Maßnahme, wie er es nannte, zu stöhnen anfangen, als ihm klar wurde, daß seine Tante ihm einfach den Zahn ziehen würde, wenn er mit diesem Argument ankam, und das würde weh tun. Also wollte er den Zahn im Augenblick lieber behalten und suchte weiter. Eine ganze Weile ließ sich nichts finden, und dann fiel ihm ein, wie der Doktor von einer Krankheit gesprochen hatte, die den Patienten für zwei bis drei Wochen ans Bett fesselt und ihn im schlimmsten Fall einen Finger kosten kann. Also zog der Junge schnell seinen wunden Zeh unter der Bettdecke hervor und begutachtete ihn eingehend. Allerdings kannte er die notwendigen Symptome nicht. Jedenfalls schien es einen Versuch wert zu sein, also machte er sich mit einigem Eifer daran zu stöhnen.

Sid jedoch schlief fest weiter.

Tom stöhnte lauter und bildete sich ein, Schmerzen im Zeh zu verspüren.

Von Sid keine Reaktion.

Tom keuchte bereits vor Anstrengung. Er legte eine Pause ein, holte dann tief Luft und produzierte eine Reihe von bewundernswerten Stöhnern.

Sid schnarchte weiter.

Tom war verärgert. Er sagte: »Sid, Sid!« und rüttelte ihn. Diese Maßnahme war erfolgreich, und Tom fing wieder an zu stöhnen. Sid gähnte und räkelte sich, stützte sich schnaubend auf einen Ellbogen und starrte Tom an. Tom stöhnte weiter. Sid sagte: »Tom! Hör mal, Tom!« Keine Antwort. »He, Tom! Tom! Was ist denn los, Tom?« Und dann schüttelte er ihn und sah ihm angstvoll ins Gesicht.

Tom jammerte laut, »Nicht, Sid. Schüttel mich nicht so.«

»Aber was ist denn los, Tom? Ich muß Tantchen rufen.«

»Nein, mach dir keine Mühe. Es wird schon wieder werden, vielleicht. Ruf niemanden.«

»Aber ich muß! Stöhn doch nicht so, Tom, das ist ja furchtbar. Wie lang geht es dir denn schon so?«

»Seit Stunden. Au! Rüttel doch nicht so, Sid, du bringst mich ja um.«

»Tom, warum hast du mich denn nicht früher geweckt? Ach Tom, hör auf! Ich krieg ja schon vom Zuhören Gänsehaut. Tom, was ist denn nur los?«

»Ich verzeihe dir alles, Sid.« Stöhnen. »Alles, was du mir jemals angetan hast. Wenn ich gestorben bin …«

»Ach Tom, du stirbst doch nicht, oder doch? Nicht, Tom, bitte nicht. Vielleicht …«

»Ich verzeihe allen, Sid.« Stöhnen. »Sag ihnen das, Sid. Und Sid, du kannst meinen Fensterrahmen und die einäugige Katze dem Mädchen geben, das gerade hergezogen ist, und ihr sagen …«

Aber Sid war schon in seine Kleider geschlüpft und war

verschwunden. Tom litt nun tatsächlich, so gut funktionierte seine Einbildungskraft, und so hatte sein Stöhnen einen ziemlich echt wirkenden Klang angenommen.

Sid stürzte die Treppe hinunter und rief: »Tante Polly, komm! Tom stirbt!«

»Er stirbt?«

»Ja, Ma'm. Trödle nicht. Komm schnell!«

»Unsinn! Ich glaub kein Wort!«

Dennoch eilte sie die Treppe hinauf, Sid und Mary hinter ihr her. Ihr Gesicht wurde ganz blaß, und ihre Lippen zitterten. Als sie neben dem Bett stand, keuchte sie: »Tom! Tom, was ist los mit dir?«

»Ach, Tantchen, ich …«

»Was ist los mit dir? Was ist denn nur los mit dir, Kind?«

»Ach, Tantchen, mein weher Zeh ist brandig!«

Die alte Dame ließ sich auf einen Stuhl sinken und lachte ein wenig, dann weinte sie ein wenig, dann tat sie beides zugleich. Dadurch gewann sie ihre Fassung wieder, und sie sagte: »Tom, du hast mir vielleicht einen Schrecken eingejagt. Und jetzt laß diesen Unsinn, und steh sofort auf.«

Das Stöhnen ließ nach, und der Schmerz verschwand aus dem Zeh. Der Junge kam sich ein wenig dumm vor und sagte: »Tante Polly, er kam mir wirklich brandig vor, und er hat so weh getan, daß mir der Zahn gar nichts mehr ausgemacht hat.«

»Dein Zahn? Na so was! Was ist denn mit deinem Zahn?«

»Einer ist locker, und er tut fürchterlich weh.«

»Nun mal langsam, und fang nicht wieder an zu stöhnen. Mach den Mund auf. Also, dein Zahn ist wirklich locker, aber daran wirst du schon nicht sterben. Mary, hol einen Seidenfaden und ein Stück Glut aus der Küche.«

Tom sagte: »Ach, bitte, Tantchen, zieh ihn nicht raus. Er tut auch gar nicht mehr weh. Bitte nicht, Tantchen. Ich will auch nicht die Schule schwänzen.«

»Ach nein, willst du nicht? Die ganze Aufregung also nur,

weil du dachtest, du könntest zu Hause bleiben oder angeln gehen? Tom, Tom, ich hab dich wirklich gern, aber du versuchst mit deinen Frechheiten auf jede nur erdenkliche Weise mein altes Herz zu brechen.«

In der Zwischenzeit lagen die zahntechnischen Instrumente bereit. Die alte Dame machte ein Ende des Seidenfadens mit einer Schlinge an Toms Zahn fest und band das andere Ende an den Bettpfosten. Dann nahm sie das Stück Glut und hielt es dem Jungen plötzlich ganz dicht vors Gesicht. Und schon baumelte der Zahn am Bettpfosten.

Doch jede Mühe wird schließlich belohnt. Als Tom nach dem Frühstück unterwegs zur Schule war, waren alle Jungen, die er unterwegs traf, neidisch auf ihn, weil die Zahnlücke es ihm erlaubte, auf neue, bewundernswerte Art zu spucken. Er sammelte schnell eine ziemliche Gefolgschaft, die an einer Vorführung interessiert war, und einer der Burschen, der sich in den Finger geschnitten hatte und bis zu diesem Zeitpunkt im Mittelpunkt allgemeiner Bewunderung und Verehrung gestanden hatte, fand sich nun ohne Anhänger und seines Ruhms beraubt. Mißgelaunt sagte er mit gespielter Verachtung, so zu spucken wie Tom Sawyer sei doch nichts Besonderes, doch ein anderer Junge erwiderte: »Neidhammel!«, und der vom Sockel gestürzte Held schlich von dannen.

Dann traf Tom auf Huckleberry Finn, den jugendlichen Paria des Ortes, den Sohn des stadtbekannten Säufers. Huckleberry wurde von allen Müttern von St. Petersburg aus tiefstem Herzen gehaßt und gefürchtet, weil er faul, frech, vulgär und ungehobelt war – und weil alle Kinder ihn so bewunderten und sich gern in seiner Gesellschaft befanden – was verboten war – und sich wünschten, den Mut zu haben, auch so zu sein wie er. Tom ging es wie allen anderen anständigen Jungen: Er beneidete Huckleberry um seine illustre Stellung als von der Gesellschaft Ausgestoßener, und es war ihm strikt untersagt, mit ihm zu spielen. Also nutzte

er jede Gelegenheit dazu. Huckleberry trug jahraus, jahrein abgelegte Männerkleidung, die ihre besten Tage schon gesehen hatte und nun in Fetzen um ihn hing. Sein Hut war eine riesiges Wrack mit breiter, ausgerissener Krempe, sein Mantel, wenn er denn einen trug, reichte ihm fast bis an die Fersen, und die Rückenknöpfe hingen ein gutes Stück tiefer als vorgesehen, seine Hose wurde von einem einzelnen Hosenträgergurt gehalten, der Hosenboden war ausgebeult, und die ausgefransten Hosenbeine schleiften im Dreck, wenn sie nicht hochgekrempelt waren. Huckleberry tat nur, wonach ihm der Sinn stand. Bei gutem Wetter schlief er in Türeingängen und bei schlechtem in leeren Fässern. Er brauchte nicht zur Schule oder in die Kirche zu gehen, brauchte niemanden Herrn nennen oder jemandem gehorchen. Er konnte angeln oder schwimmen gehen, wann und wo er wollte, und so lange bleiben, wie es ihm gefiel; niemand konnte ihm untersagen zu raufen; er war stets der erste, der im Frühling barfuß lief, und der letzte, der im Herbst wieder Schuhe anzog; er mußte sich nie waschen oder saubere Sachen anziehen, und er konnte wunderbar fluchen. Mit einem Wort, dieser Junge hatte alles, was das Leben so lebenswert macht. Das fanden jedenfalls all die geschundenen, eingezwängten, wohlerzogenen Jungen in St. Petersburg.

Tom begrüßte den geheimnisvollen Ausgestoßenen: »Hallo, Huckleberry!«

»Selber hallo, mal sehen, ob dir das gefällt.«

»Was hast ’n da?«

»’ne tote Katze.«

»Laß mal sehn, Huck. He, ganz schön steif. Wo hast ’n die her?«

»Hab ich ’nem Jungen abgekauft.«

»Was hast ’n dafür gegeben?«

»’n blaues Fleißkärtchen und ’ne Blase, die ich beim Schlachthof gekriegt hab.«

»Wo hast ’n du ’n blaues Fleißkärtchen her?«

»Hab ich vor zwei Wochen Ben Rogers für ’nen prima Stock zum Reifenschlagen abgekauft.«

»Na, und wozu ist die tote Katze gut, Huck?«

»Wozu? Gegen Warzen.«

»Nee! Wirklich? Da weiß ich was Besseres.«

»Wetten nich? Was denn?«

»Na, Brackwasser in ’nem faulen Baumstumpf.«

»Brackwasser! Ich würd nich mal ’nen Pfifferling für Brackwasser geben.«

»Ach nee, würdste nich? Hast du’s überhaupt schon mal ausprobiert?«

»Nee, hab ich nich. Aber Bob Tanner.«

»Wer hat ’n dir das erzählt?«

»Na, er hat’s Jeff Thatcher erzählt, und Jeff hat’s Johnny Baker erzählt, und Johnny Baker hat’s Jim Hollis erzählt, und Jim hat’s Ben Rogers erzählt, und Ben hat’s ’nem Nigger erzählt, und der Nigger hat’s mir erzählt. Siehste!«

»Na und? Die lügen doch alle. Alle bis auf den Nigger. Den kenn ich nich. Aber ich hab noch keinen Nigger gesehn, der nich lügt. So ’n Quatsch! Erzähl mir doch mal, wie Bob Tanner es gemacht hat, Huck.«

»Na, er hat die Hand genommen und sie in ’nen verrotteten Baumstumpf gesteckt, der mit Regenwasser vollgelaufen war.«

»Am Tag?«

»Na klar.«

»Mit dem Gesicht zum Stumpf?«

»Ja. Glaub ich jedenfalls.«

»Hat er irgendwas gesagt?«

»Ich glaub nich. Weiß nich.«

»Aha! Da red noch einer davon, auf so kreuzblöde Weise Warzen mit Brackwasser heilen zu wollen! Also, so hilft das überhaupt nix. Da mußte ganz allein in den tiefsten Wald gehen, wo du ’nen Brackwasserstumpf kennst, und dann,

wenn Mitternacht is, stellste dich rückwärts vor den Stumpf, steckst deine Hand rein und sagst:

›Gerstenkorn, Gerstenkorn, Maiskorn und Mehl
Brackwasser, schluck diese Warzen ganz schnell‹,

und dann machste ganz schnell elf Schritte mit zu'nen Augen, und dann drehste dich dreimal um dich selbst und gehst nach Hause, ohne mit irgendwem zu reden. Aber wenn de sprichst, is der Zauber futsch.«

»Tja, das hört sich wie 'ne gute Methode an; aber Bob Tanner hat's nich so gemacht.«

»Da kannste drauf wetten, daß er das nich so gemacht hat; weil, der is nämlich der warzigste Junge in'ner Stadt, und er hätte keine einzige Warze mehr, wenn er wüßte, wie man das mit Brackwasser richtig macht. Ich bin auf die Weise schon zig Warzen an den Händen losgeworden, Huck. Ich hab so viel mit Fröschen gespielt, daß ich immer 'n Riesenhaufen Warzen gekriegt hab. Manchmal mach ich sie mir mit 'ner Bohne weg.«

»Ja, Bohnen sind gut. Hab ich auch schon gemacht.«

»Hast du? Und wie?«

»Du nimmst die Bohne und spaltest se, dann schneideste die Warze auf, damit 'n bißchen Blut kommt, und dann tuste das Blut auf das eine Stück von der Bohne und gehst und buddelst 'n Loch und vergräbst se bei Mondschein zur Geisterstunde an 'nem Abzweig, und das andere Stück von der Bohne verbrennste. Das Stück mit dem Blut drauf wird ziehn und ziehen und versuchen, das andere Stück zu sich zu ziehn, und das hilft dem Blut, die Warze rauszuziehn, und nach 'ner Weile fällt se ab.«

»Ja, genau so, Huck, genau so, nur, wenn de se vergräbst und sagst: ›Runter, Bohne, ab mit dir, Warze, geh von mir weg und bleib auch fort‹, dann is das besser. So macht das Joe Harper, und der is schon bis Constantinople gewesen und

fast überall. Aber sag mal, wie kurierste denn Warzen mit ’ner toten Katze?«

»Na, du nimmst ’ne Katze und gehst um Mitternacht auf ’n Friedhof, wenn jemand, der ziemlich übel war, verbuddelt worden is. Und wenn Mitternacht is, kommt ’n Teufel daher, oder vielleicht auch zwei oder drei, aber die kannste nich sehn, nur hörn, ’n bißchen so wie der Wind, oder vielleicht auch reden. Und wenn se sich den Kerl holen, schmeißte die Katze hinterher und sagst: ›Teufel, folg der Leiche, Katze, folg dem Teufel, Warzen, folgt der Katze, ich hab genug von euch!‹ Das schafft echt jede Warze.«

»Hört sich gut an. Hast du’s schon mal versucht, Huck?«

»Nee, aber die alte Mutter Hopkins hat’s mir erzählt.«

»Na, dann wird schon was dran sein. Sagen ja alle, daß sie ’ne Hexe is.«

»Sagen! Also, Tom, ich weiß genau, daß sie eine is. Sie hat Paps verhext. Hat Paps selber gesagt. Er kommt da eines Tages an ihr vorbei und sieht, wie se ihn verhext, also nimmt er ’nen Stein, und wenn se sich nich geduckt hätte, hätt er se erwischt. Na, und genau in der Nacht fällt er von ’nem Schuppen, wo er seinen Rausch ausschlafen wollte, und hat sich den Arm gebrochen.«

»Das is aber übel. Wie hatt er denn gewußt, daß sie ihn verhext?«

»Das sieht Paps doch gleich. Paps sagt, wenn se einen ganz fest anstarren, dann verhexen se einen. Besonders, wenn se dabei noch murmeln. Weil, wenn se murmeln, dann sagen se das Vaterunser rückwärts auf.«

»Und, Hucky, wann willste das mit der Katze ausprobiern?«

»Heute nacht. Ich denk, die werden sich heute nacht Hoss Williams holen kommen.«

»Aber der is doch Samstag beerdigt worden, Huck. Ham se sich den denn nich Samstag nacht geholt?«

»Also, was du manchmal redest! Wie soll denn da ihr

Zauber bis Mitternacht wirken … und dann is Sonntag. Die Teufel schlappen sonntags nich in der Gegend rum, möcht ich meinen.«

»Daran hab ich nich gedacht. Stimmt. Kann ich mitgehen?«

»Na klar, wenn du keine Angst has'.«

»Angst! Bestimmt nich. Kommste vorbei und miaust?«

»Ja, und du miaust zurück, wenn de kannst. Letztes Mal haste mich da rummiauen lassen, bis der alte Hays mit Steinen nach mir geschmissen und ›Verdammtes Mistviech‹ gebrüllt hat. Da hab ich ihm 'nen Ziegelstein durchs Fenster geschmissen. Aber sag's nich weiter.«

»Mach ich nich. In der Nacht konnt ich nich miauen, da hat Tantchen auf mich aufgepaßt, aber diesmal miaue ich. He, Huck, was hast 'n da?«

»Ach, bloß 'ne Zecke.«

»Wo hast 'n die her?«

»Aus dem Wald.«

»Was willst 'n dafür haben?«

»Weiß nich. Ich will se nich verkaufen.«

»Na gut. Is ja sowieso nur 'ne winzig kleine Zecke.«

»'ne Zecke runtermachen, die einem nich gehört, kann jeder. Ich bin damit zufrieden. Für mich reicht se.«

»Zecken gibt's doch jede Menge. Ich könnte tausend davon haben, wenn ich wollte.«

»Na, und warum willste nich? Weil du ganz genau weißt, daß du nich kannst. Das ist 'ne ziemlich frühe Zecke, find ich. Die erste, die ich dieses Jahr gesehen hab.«

»Hör mal, Huck … ich geb dir meinen Zahn dafür.«

»Laß mal sehen.«

Tom zog ein Stück Papier aus der Tasche und packte ihn vorsichtig aus. Huckleberry betrachtete ihn nachdenklich. Schließlich sagte er: »Is der auch echt?«

Tom öffnete den Mund und zeigte die Zahnlücke.

»Na, in Ordnung«, sagte Huckleberry, »abgemacht.«

Tom packte die Zecke in die Zündhütchenschachtel, die vor kurzem noch das Gefängnis des Kneifekäfers gewesen war, die Jungen verabschiedeten sich voneinander, und jeder kam sich reicher vor als zuvor.

Als Tom zu dem kleinen, abseits stehenden, aus Holz gebauten Schulhaus kam, trat er ein und tat so, als habe er sich ungeheuer beeilt. Er hängte seinen Hut an einen Haken und setzte sich mit geschäftigem Eifer auf seinen Platz. Der Lehrer, der auf seinem großen Lehnstuhl mit dem geflochtenen Sitz thronte und vom müden Summen des Lernens eingenickt war, döste vor sich hin. Die Unterbrechung weckte ihn auf.

»Tom Sawyer!«

Tom wußte, daß es nichts Gutes verhieß, wenn er beim vollen Namen gerufen wurde.

»Sir!«

»Komm nach vorn. Nun, mein Herr, warum kommen Sie wie üblich zu spät?«

Tom wollte gerade Zuflucht zu einer Lüge nehmen, als er die beiden langen blonden Zöpfe über einen Rücken baumeln sah, den er mit der elektrisierenden Zuneigung der Liebe erkannte. Und neben dieser Gestalt befand sich der einzige freie Platz auf der Mädchenseite des Klassenzimmers! Augenblicklich sagte er: »Weil ich stehengeblieben bin, um mit Huckleberry Finn zu reden!«

Dem Lehrer stockte der Atem, und er sah sich hilflos um. Die Klasse verstummte. Die Schüler fragten sich, ob dieser tollkühne Junge wohl den Verstand verloren hatte. Der Lehrer fragte: »Du … du hast was getan?«

»Ich bin stehengeblieben, um mit Huckleberry Finn zu reden.«

Die Worte waren unmißverständlich.

»Thomas Sawyer, das ist das ungeheuerlichste Geständnis, das ich je gehört habe. Eine der üblichen Züchtigungen wird dieser Beleidigung nicht gerecht. Zieh deine Jacke aus.«

Der Arm des Lehrers tat seine Pflicht, bis er müde und das Rutenbündel erkennbar dünner geworden war. Dann kam der Befehl: »Und nun, mein Herr, gehen Sie und setzen Sie sich zu den Mädchen! Und lassen Sie sich das eine Lehre sein.«

Das Gekicher, das durchs Zimmer rieselte, schien den Jungen in Verlegenheit zu bringen, doch in Wirklichkeit wurde diese Verlegenheit wohl eher durch seine heilige Scheu vor dem unbekannten Idol und durch das ehrfurchtsvolle Vergnügen, welches ihm dieses ungeheure Glück beschert hatte, ausgelöst. Er setzte sich auf die Ecke der Holzbank, und das Mädchen rutschte mit einer Kopfbewegung von ihm weg. Gestupse und Gezwinker und Geflüster machten die Runde, doch Tom saß ganz still da, die Hände auf dem langen, niedrigen Tisch, und schien in sein Buch zu schauen. Schließlich ließ die Aufmerksamkeit nach, und wieder war die abgestandene Luft vom üblichen Schulgemurmel erfüllt. Schließlich fing der Junge an, dem Mädchen scheue Blicke zuzuwerfen. Sie bemerkte das, zog einen »Flunsch« und zeigte ihm für eine Weile die kalte Schulter. Als sie sich vorsichtig wieder umdrehte, lag ein Pfirsich vor ihr. Sie schob ihn von sich. Tom legte ihn vorsichtig wieder zurück. Sie schob ihn wieder weg, diesmal aber weniger feindselig. Tom legte ihn geduldig wieder an seinen Platz. Dann ließ sie ihn dort liegen. Tom kritzelte etwas auf seine Schiefertafel: »Bitte nimm ihn … ich habe noch mehr.« Das Mädchen warf einen Blick auf die Worte, zeigte aber sonst keine Reaktion. Dann fing der Junge an, etwas auf seine Schiefertafel zu malen, und verbarg sein Gemälde mit der linken Hand. Das Mädchen weigerte sich eine Weile, davon Notiz zu nehmen, doch bald konnte man an kleinsten Anzeichen erkennen, daß sie neugierig geworden war. Der Junge malte weiter und schien offenbar nichts davon zu bemerken. Das Mädchen unternahm einen zaghaften Versuch, einen Blick auf das Bild zu werfen, doch

der Junge ließ sich nicht anmerken, daß er es bemerkte. Schließlich gab sie auf und flüsterte zögernd: »Laß mich doch mal sehen.«

Tom enthüllte teilweise die ziemlich grauenhafte Karikatur eines Hauses mit zwei Giebelseiten und einer Rauchfahne, die korkenzieherförmig aus dem Schornstein aufstieg. Dann konzentrierte sich das Mädchen wieder auf die Arbeit, und sie vergaß alles um sich herum. Als sie damit fertig war, blickte sie gedankenverloren und flüsterte dann: »Hübsch. Mal einen Mann.«

Der Künstler errichtete im Vorgarten einen Mann, der einem Ladebaum ähnelte. Er hätte über das Haus hinwegsteigen können, aber das Mädchen war nicht allzu kritisch. Sie war zufrieden mit der Figur und flüsterte: »Ein hübscher Mann. Und nun mal mich, wie ich vorbeikomme.«

Tom zeichnete eine Sanduhr mit einem Vollmond obendrauf und Strohhalmen als Gliedmaßen und bewaffnete die gespreizten Finger mit einem gewaltigen Fächer. Das Mädchen sagte: »Ach, ist das hübsch. Wenn ich doch auch nur malen könnte.«

»Das ist leicht«, flüsterte Tom, »ich bring es dir bei.«

»O wirklich? Wann denn?«

»Heute mittag. Gehst du zum Essen nach Hause?«

»Ich kann auch bleiben, wenn du willst.«

»Gut … abgemacht. Wie heißt du?«

»Becky Thatcher. Und du? Ach, ich weiß. Tom Sawyer.«

»So heiße ich nur, wenn ich Prügel kriege. Wenn ich brav bin, heiß ich Tom. Du kannst mich Tom nennen, tust du das?«

»Ja.«

Dann fing Tom an, etwas auf die Schiefertafel zu schreiben, und verbarg die Wörter vor dem Mädchen. Doch diesmal war sie nicht schüchtern. Sie bat ihn, es sehen zu dürfen. Tom sagte: »Ach, es ist nichts.«

»Ist es doch.«

»Nein, ist es nicht. Das willst du nicht sehen.«

»Doch, wirklich, ganz bestimmt. Laß mich doch, bitte.«

»Du wirst es verraten.«

»Nein, tu ich nicht … ganz, ganz, ganz bestimmt nicht.«

»Und du sagst es niemandem? Solange du lebst?«

»Nein, ich verrat es bestimmt niemandem. Laß mich doch sehen.«

»Ach, du willst das bestimmt nicht sehen!«

»Wenn du mich so behandelst, dann will ich es erst recht sehen.« Und sie legte ihre kleine Hand auf seine, es gab ein kleines Handgemenge, und Tom tat so, als hielte er ernstlich dagegen, ließ aber seine Hand nach und nach beiseite gleiten, bis folgende Worte zu lesen waren: »Ich liebe dich.«

»O du gemeiner Kerl!« Sie schlug fest auf seine Hand, wurde aber dennoch rot und strahlte.

Und in diesem Augenblick spürte der Junge, wie er langsam und unheilvoll am Ohr gepackt und mit festem Griff hochgezogen wurde. Auf diese Weise wurde er durchs Klassenzimmer geführt und unter dem Gelächter der ganzen Klasse an seinem eigenen Platz abgesetzt. Dann stand der Lehrer ein paar furchtbare Augenblicke über ihm und kehrte schließlich wortlos wieder zu seinem Thron zurück. Tom kribbelte zwar das Ohr, aber sein Herz jubilierte.

Als es wieder ruhiger wurde, bemühte Tom sich ernsthaft, zu lernen, aber er war im Innersten viel zu aufgewühlt dazu. Erst setzte er sich in die Leseklasse und versagte kläglich, dann machte er in der Erdkundeklasse Seen zu Bergen, Berge zu Flüssen und Flüsse zu Kontinenten, bis der reinste Wirrwarr herrschte. Und in der Buchstabierklasse wurde er »weitergereicht«, weil er die einfachsten Wörter nicht buchstabieren konnte, bis er der letzte in der Reihe war und die Zinnmedaille hergeben mußte, die er monatelang in Folge getragen hatte.

Siebentes Kapitel

Je stärker sich Tom auf seine Fibel zu konzentrieren versuchte, desto stärker schweiften seine Gedanken ab. Schließlich gab er seufzend und gähnend auf. Es kam ihm so vor, als ob es niemals Mittag werden wollte. Die Luft war völlig verbraucht. Kein Lüftchen regte sich. Es war der ermüdendste aller müden Tage. Das einschläfernde Gemurmel der fünfundzwanzig mit Lernen beschäftigten Schulkinder beruhigte das Gemüt wie die Zauberkraft von Bienengesumm. Weiter draußen, im strahlenden Sonnenschein, erhob sich durch einen schimmernden Hitzeschleier der Cardiff Hill mit seinen sanften, grünen, durch die Entfernung leicht purpurfarben wirkenden Abhängen; ein paar Vögel schwebten auf trägen Schwingen hoch am Himmel; andere Lebewesen waren nicht zu sehen außer ein paar Kühen, und die schliefen.

Toms Seele lechzte nach Freiheit oder irgendeiner Ablenkung, um die trübe Zeit totzuschlagen. Seine Hand glitt in die Hosentasche, und sein Gesicht strahlte vor Dankbarkeit, die wie ein Gebet war, auch wenn er es nicht wußte. Dann zog er heimlich die Zündhütchenschachtel hervor. Er ließ die Zecke frei und setzte sie auf den langen flachen Tisch. Das Tier strahlte in diesem Augenblick wahrscheinlich ebenfalls vor Dankbarkeit, die wie ein Gebet war, doch das war verfrüht, denn als es erleichtert davonzulaufen begann, wendete Tom es mit einer Nadel um und schickte es in eine andere Richtung.

Neben Tom saß sein Busenfreund, der ebenso litt, wie Tom zuvor gelitten hatte, und sofort stürzte er sich voller Freude und Enthusiasmus auf diese Ablenkung. Bei Toms Busenfreund handelte es sich um einen Jungen namens Joe

Harper. Die beiden verband die Woche über eine eingeschworene Freundschaft, nur an den Samstagen waren sie erbitterte Schlachtengegner. Joe zog eine Nadel aus seinem Jackenaufschlag und half dabei, die Gefangene exerzieren zu lassen. Schon bald waren die beiden völlig in diese Beschäftigung vertieft. Nach einer Weile meinte Tom, daß sie sich gegenseitig im Wege seien und keiner richtig Spaß an der Zecke finden könne. Also legte er Joes Schiefertafel auf den Tisch und zog darauf eine senkrechte Linie.

»Also«, sagte er, »solange sie auf deiner Seite ist, kannst du sie aufscheuchen und ich laß sie in Ruhe, aber wenn du sie entwischen läßt und sie auf meine Seite läuft, mußt du sie in Ruhe lassen, solange ich sie daran hindern kann, über die Grenze zu laufen.«

»In Ordnung, fang an. Scheuch sie auf.«

Schon bald entfloh Tom die Zecke und überquerte den Äquator. Joe ärgerte sie eine Weile, und dann entkam sie und kehrte wieder auf Toms Seite zurück. Dieser Ortswechsel kam recht häufig vor. Während der eine Junge die Zecke ungehindert ärgerte, sah der andere mit ebenso großem Interesse zu; beide hatten die Köpfe über die Schiefertafel gebeugt, und die Jungen waren unempfänglich für alles andere geworden. Schließlich schien sich das Glück zu wenden und auf Joes Seite zu sein. Die Zecke versuchte alles Mögliche und war so aufgeregt und gespannt wie die Jungen selbst, doch jedesmal, wenn sie den Sieg schon fast in der Tasche hatte und Tom bereits die Finger juckten, daß er endlich wieder an die Reihe kam, wurde sie von Joes Nadel flugs wieder abgelenkt und in Schach gehalten. Schließlich hielt Tom es nicht länger aus. Die Versuchung war zu groß. Er streckte die Hand aus und half mit der Nadel nach. Joe wurde augenblicklich wütend. Er sagte: »Tom, laß sie in Ruhe.«

»Ich will sie doch nur ein bißchen aufscheuchen, Joe.«

»Nein, das ist nicht fair; laß sie in Ruhe.«

»Na komm schon, ich scheuch sie auch nur ’n bißchen.«

»Laß sie in Ruhe, hab ich gesagt!«

»Mach ich aber nicht!«

»Du sollst aber. Die Zecke ist auf meiner Seite.«

»Also hör mal, Joe Harper, wem gehört die Zecke?«

»Das ist mir doch egal, sie ist auf meiner Seite, und du darfst sie nicht anrühren.«

»Na, da kannst du aber drauf wetten, daß ich das tue. Das ist meine Zecke, und ich mach damit, was mir paßt, verdammich.«

Ein ungeheurer Schlag landete auf Toms, ein zweiter auf Joes Schultern, und in den darauffolgenden zwei Minuten flog der Staub nur so aus den beiden Jacken, und die ganze übrige Schulklasse hatte ihren Spaß daran. Die beiden Jungen waren zu sehr in ihr Spiel vertieft gewesen und hatten nicht bemerkt, daß es schon vor einer ganzen Weile in der Klasse still geworden war, während der Lehrer auf Zehenspitzen durchs Zimmer geschlichen war und sich hinter sie gestellt hatte. Er hatte ein Gutteil des Schauspiels mitbekommen, bevor er seine Rolle darin spielte.

Als Mittagspause war, stürzte Tom zu Becky Thatcher und flüsterte ihr ins Ohr: »Setz deine Haube auf und tu so, als ob du nach Hause gehst, und wenn du um die Ecke bist, läßt du die anderen links liegen, gehst durch die Gasse und kommst wieder her. Ich geh andersrum und nehm den gleichen Weg zurück.«

Also ging sie mit einer Gruppe von Schulkindern davon und er mit einer anderen. Nach kurzer Zeit trafen sie sich am Ende der Gasse, und als sie wieder bei der Schule ankamen, hatten sie das Klassenzimmer ganz für sich allein. Sie setzten sich vor eine Schiefertafel, und Tom gab Becky den Griffel, führte ihre Hand mit der seinen und schuf so überraschenderweise ein weiteres Haus. Als das Interesse an der Kunst erlahmte, unterhielten sie sich. Tom war selig vor

Glück. Er sagte: »Magst du Ratten?«

»Nein! Ich finde sie ekelhaft!«

»Lebende find ich auch ekelhaft … Aber ich meine tote, die man an einem Band herumkreisen lassen kann.«

»Nein, ich mag Ratten überhaupt nicht. Aber ich mag Kaugummi.«

»O ja, ich auch! Wenn ich jetzt nur einen hätte.«

»Du auch? Ich hab einen. Ich laß dich ein wenig kauen, aber dann mußt du ihn mir zurückgeben.«

Darauf einigten sie sich, und so kauten sie abwechselnd und ließen vor lauter Zufriedenheit ihre Beine gegen die Bank baumeln.

»Warst du schon mal im Zirkus?« fragte Tom.

»Ja, und mein Papa geht irgendwann wieder mit mir hin, wenn ich brav bin.«

»Ich bin schon drei oder vier Mal, ach, zig Mal im Zirkus gewesen. Die Kirche ist gar nichts gegen den Zirkus. Im Zirkus ist die ganze Zeit was los. Wenn ich groß bin, werde ich Clown im Zirkus.«

»Ach, wirklich? Das wird nett. Sie sind so witzig angezogen, mit Punkten überall.«

»Ja. Und sie verdienen ’nen Haufen Geld … fast einen Dollar am Tag, sagt Ben Rogers. Sag mal, Becky, warst du schon mal verlobt?«

»Was ist denn das?«

»Na, verlobt, um dann zu heiraten.«

»Nein.«

»Möchtest du?«

»Ich glaub schon. Ich weiß nicht. Wie ist das?«

»Wie das ist? Ach, das läßt sich nicht so leicht beschreiben. Du sagst einem Jungen nur, daß du nie, nie einen anderen haben willst als ihn, nie, nie, nie, und dann küßt du ihn, das ist alles. Das kann doch jeder.«

»Küssen? Wozu soll denn Küssen gut sein?«

»Nun, das macht man, um, ähm … na, das macht man halt

so.«

»Alle?«

»Na klar, alle, die verliebt sind. Weißt du noch, was ich auf die Schiefertafel geschrieben hab?«

»Ja.«

»Was war's?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Soll ich's dir sagen?«

»Ja … aber ein anderes Mal.«

»Nein, jetzt.«

»Nein, nicht jetzt … morgen.«

»Ach nein, jetzt. Bitte, Becky … ich flüster auch. Ich flüster ganz leise.«

Becky zögerte, Tom nahm ihr Schweigen als Zustimmung, legte seinen Arm um ihre Taille und flüsterte ihr den Satz ganz leise ins Ohr. Dann fügte er hinzu: »Und jetzt flüsterst du es mir ins Ohr.«

Sie sträubte sich einen Augenblick, sagte aber dann: »Du mußt den Kopf wegdrehen, damit du nichts sehen kannst, dann schon. Aber das darfst du niemandem erzählen … tust du das, Tom? Das tust du doch nicht, oder?«

»Nein, ganz, ganz bestimmt nicht. Jetzt, Becky.«

Er drehte den Kopf weg. Sie beugte sich furchtsam vor, bis ihr Atem über seine Locken strich, und flüsterte: »Ich … liebe dich.«

Dann sprang sie auf und lief rund um die Tische und Bänke, Tom hinter ihr her, und sie suchte schließlich Zuflucht in einer Ecke, die kleine weiße Schürze vor dem Gesicht. Tom legte eine Hand um ihren Hals und flehte sie an: »Jetzt ist es geschafft, Becky… fehlt nur noch der Kuß. Du brauchst keine Angst zu haben, das ist nichts Besonderes. Bitte, Becky.« Und er zupfte an der Schürze und den Händen.

Langsam gab sie nach und ließ die Hände sinken. Sie hob ihren Kopf, der vom Kampf erhitzt war und ergab sich in ihr

Schicksal. Tom küßte sie auf die roten Lippen und sagte: »Schon vorbei, Becky. Und jetzt darfst du nie, nie jemand anderen liebhaben als mich, und du darfst nie, nie jemand anderen heiraten als mich, nie, nie, nie. Tust du das?«

»Nein, ich werde nie jemand anderen liebhaben als dich, Tom, und ich werde nie jemand anderen heiraten als dich. Und du darfst auch nie eine andere heiraten als mich.«

»Bestimmt. Na klar. Das versteht sich doch. Und wenn wir in die Schule gehen oder nach Hause, mußt du mit mir gehen, wenn es niemand merkt. Und bei Festen wählst du nur mich zum Tanzen aus und ich dich, so macht man das, wenn man verlobt ist.«

»Das ist nett. Davon habe ich noch nie gehört.«

»Ach, das ist ganz toll. Ich und Amy Lawrence … «

Die großen Augen, die Becky machte, verrieten Tom, daß er einen Fehler gemacht hatte, und er schwieg verwirrt.

»O Tom! Dann bin ich gar nicht die erste, mit der du verlobt warst!«

Sie fing an zu weinen. Tom sagte: »Ach, wein doch nicht, Becky. Ich mag sie auch überhaupt nicht mehr.«

»Tust du doch, Tom … und das weißt du auch.«

Tom versuchte, ihr den Arm um die Schultern zu legen, aber sie schob ihn fort, drehte das Gesicht zur Wand und weinte weiter. Tom versuchte es erneut mit besänftigenden Worten und wurde wieder abgewiesen. Das verletzte seinen Stolz, und er drehte sich um und ging hinaus. Einen Augenblick lang stand er besorgt und verwirrt da, warf ab und zu einen Blick zur Tür, in der Hoffnung, daß sie Reue empfinden und nach ihm suchen würde. Doch das tat sie nicht. Dann bekam er Gewissensbisse, und er fürchtete, im Unrecht zu sein. Er rang mit sich, ob er es noch einmal versuchen sollte, doch dann raffte er sich auf und trat wieder ins Klassenzimmer. Becky stand immer noch mit dem Gesicht zur Wand in der Ecke und schluchzte. Tom wurde von seinem Gewissen geplagt. Er ging zu ihr hin und stand einen

Augenblick da, unschlüssig, wie er sich jetzt verhalten sollte. Dann sagte er zögernd: »Becky, ich, ich interessiere mich für keine sonst, nur für dich.«

Keine Antwort – nur Schluchzer.

»Becky«, flehte er. »Becky, sag doch was!«

Weitere Schluchzer.

Tom zog seinen größten Juwel aus der Tasche, einen Messingknauf von einem Kaminbock, reichte ihn um Becky herum, damit sie ihn sehen konnte, und sagte: »Bitte, Becky, möchtest du ihn nicht haben?«

Sie fegte den Knauf mit einer Handbewegung zu Boden. Daraufhin marschierte Tom aus dem Gebäude hinaus, weit weg über die Hügel, und kam an diesem Tag nicht mehr in die Schule. Nach einer Weile machte sich Becky Sorgen. Sie rannte zur Tür; Tom war nicht zu sehen; sie stürzte zum Spielplatz; dort war er nicht. Dann rief sie: »Tom! Komm zurück, Tom!« Sie lauschte angestrengt, aber es kam keine Antwort, nur Stille und Einsamkeit. Sie setzte sich hin, weinte wieder und machte sich Vorwürfe. Nach und nach trafen die Schulkinder wieder ein, und Becky mußte ihren Kummer verbergen, ihr gebrochenes Herz zum Schweigen bringen und einen langen, trübseligen, kummervollen Nachmittag über sich ergehen lassen, und unter all den Menschen um sie herum war niemand, mit dem sie ihre Sorgen hätte teilen können.

Achtes Kapitel

Tom schlich durch die Gassen, bis er sich weit genug von den Wegen entfernt hatte, auf denen die Kinder in die Schule zurückkehrten, dann fiel er in langsamen Trott. Wegen des unter Kindern weitverbreiteten Aberglaubens, daß man einen möglichen Verfolger abschütteln konnte, wenn man Wasser überquerte, kreuzte er ein paarmal ein kleines Flüßchen. Eine halbe Stunde später verschwand er hinter dem Anwesen der Witwe Douglas auf der Anhöhe des Cardiff Hill, und das Schulgebäude im Tal hinter ihm war kaum noch auszumachen. Er trat in einen dichten Wald, bahnte sich seinen Weg tief hinein und setzte sich auf einen moosigen Flecken unter einer ausladenden Eiche. Kein Lüftchen regte sich; die brütende Mittagshitze hatte selbst die Vögel verstummen lassen; die Natur lag in einem Dämmer, der durch nichts unterbrochen wurde, außer durch das gelegentliche, weit entfernte Hämmern eines Spechts, das aber die durchdringende Stille und das Gefühl der Einsamkeit nur noch zu verstärken schien. Die Seele des Jungen war von Melancholie durchtränkt; seine Gefühle lagen in innigstem Einklang mit seiner Umgebung. Lange saß er mit den Ellbogen auf den Knien, das Kinn in die Hände gestützt, da und grübelte. Es schien ihm, als sei das Leben bestenfalls eine elende Plage, und er beneidete Jimmy Hodges, der diese Last vor kurzem abgelegt hatte. Es muß sehr friedlich sein, dachte er, dazuliegen und zu schlummern und für immer und ewig zu träumen, während der Wind durch die Bäume wispert und durch das Gras und die Blumen auf dem Grab streicht, und sich um nichts mehr zu sorgen und zu betrauern, nie wieder. Wenn er nur ein anständiges Sonntagsschulzeugnis hätte, dann wäre er bereit, in den Tod

zu gehen und alles hinter sich zu lassen. Und was dieses Mädchen anging: Was hatte er denn getan? Nichts. Er hatte die allerbesten Absichten gehabt und war wie ein Hund behandelt worden – wie ein Hund. Eines Tages würde es ihr noch leid tun – vielleicht war es dann schon zu spät. Ach, wenn er doch mal nur für eine kurze Weile sterben könnte! Doch das geschmeidige Herz der Jugend läßt sich nicht allzu lang in eine enge Form pressen. Nach einer Weile beschäftigte sich Tom unbewußt wieder mit den wichtigen Fragen des Lebens. Was, wenn er sich nun umdrehte und auf mysteriöse Weise verschwand? Was, wenn er wegginge – ganz weit weg, in unbekannte Länder jenseits der Meere – und nie wieder zurückkäme! Wie würde ihr dann zumute sein! Ihm fiel wieder ein, daß er Clown hatte werden wollen, doch nun erfüllte ihn der Gedanke nur noch mit Abscheu. Denn Leichtfertigkeit und Possenreißerei und ein gepunktetes Trikot, das war doch eine Beleidigung für eine bedrängte Seele, die sich in das unbestimmte, erhabene Reich des Schwärmerischen erhoben hat. Nein, er würde Soldat werden und nach vielen Jahren kampfesmüde und hochdekoriert heimkehren. Nein – noch besser, er würde sich den Indianern anschließen und in den Bergen und auf den spurenlosen weiten Ebenen des Westens Büffel jagen und auf Kriegspfad gehen und irgendwann in ferner Zukunft als großer, federnstrotzender, gräßlich angemalter Häuptling zurückkehren und eines trägen Sommermorgens unter Kriegsgeheul in die Sonntagsschule stolziert kommen, daß allen das Blut gerann, und allen seinen Kameraden würden schier die Augen übergehen vor unstillbarem Neid. Aber nein, es gab noch etwas viel Tolleres. Er würde Pirat werden! Genau! Nun lag die Zukunft offen vor ihm und erstrahlte in unvorstellbarer Pracht. Wie sein Name um die Welt gehen und die Menschen erzittern lassen würde! Wie glorreich er auf der *Sturmgeist*, seinem langgestreckten, elegant übers Wasser gleitenden Clipper mit dem schwarzen Rumpf, durch

die tosende See segeln würde, die schauerliche Flagge voran! Und auf dem Höhepunkt seines Ruhms würde er plötzlich in dem alten Städtchen auftauchen und in die Kirche treten, mit braungebranntem und wettergegerbtem Gesicht, in schwarzem Samtwams und Pluderhose, in großen Stulpenstiefeln, mit roter Schärpe, langläufigen Pistolen hinter dem Gürtel, das von zahllosen Verbrechen gezeichnete Entermesser an der Seite baumelnd, wogende Federn an seinem breitkrempigen Hut, die schwarze Flagge mit dem Schädel und den gekreuzten Knochen ausgerollt, und mit stolzgeschwellter Brust würde er sie flüstern hören: »Das ist Tom Sawyer, der Pirat! Der Schwarze Rächer der Spanischen Meere!«

Ja, es war ausgemacht, sein weiterer Lebenslauf war entschieden. Er würde von Zuhause fortlaufen und diesen Weg einschlagen. Gleich morgen früh. Deshalb mußte er sich jetzt vorbereiten. Er würde all seine Habe zusammentragen. Er ging zu einem verrotteten Baumstamm in der Nähe und fing an, mit seinem Barlow-Messer am Ende davon zu graben. Schnell stieß er auf Holz, und es klang hohl. Er steckte seine Hand in das Loch und flüsterte geheimnisvoll die Beschwörungsformel: »Was nicht hier ist, kommt! Und was hier ist, bleibt!«

Dann kratzte er die Erde weg und legte eine Kiefernschindel frei. Er nahm sie hoch und öffnete so eine kleine Schatzkammer, deren Boden und Seiten ebenfalls aus Schindeln bestand. Darin lag eine Murmel. Toms Erstaunen war unbeschreiblich! Er kratzte sich verwirrt den Kopf und sagte: »Also, das schlägt doch alles!«

Dann warf er gereizt die Murmel fort und stand nachdenklich da. Die Wahrheit war: Eine seiner abergläubischen Vorstellungen, die er und alle seine Kameraden für unfehlbar hielten, hatte hier versagt. Wenn man eine Murmel mit den dazu notwendigen Beschwörungsformeln vergräbt und sie vierzehn Tage liegen

läßt und wenn man dann den Ort unter Aufsagen eben jener Beschwörung wieder öffnet, dann stellt sich heraus, daß all die Murmeln, die man jemals verloren hatte, sich in der Zwischenzeit dort eingefunden haben, ganz gleich, wie weit verstreut sie gewesen sein mögen. Doch genau dies hatte tatsächlich und unwiderlegbar nicht funktioniert. Toms gesamtes Glaubensgebäude war bis in die Grundfesten erschüttert. Er hatte schon oft davon gehört, daß es geklappt hatte, aber noch nie von einem Versagen. Es fiel ihm gar nicht ein, daß er es selbst schon mehrere Male versucht hatte, aber hinterher die Verstecke nicht hatte wiederfinden können. Er grübelte eine Weile darüber nach und entschied schließlich, daß wohl irgendeine Hexe sich eingemischt und den Zauber gebrochen hatte. Er wollte sich in diesem Punkt Gewißheit verschaffen, also suchte er, bis er einen kleinen sandigen Flecken mit einer winzigen, trichterförmigen Einbuchtung darin fand. Er legte sich auf den Bauch, legte seinen Mund nahe an die Einbuchtung und rief: »Dudelkäfer, Dudelkäfer, sag mir, was ich wissen will! Dudelkäfer, Dudelkäfer, sag mir, was ich wissen will!«

Der Sand bewegte sich, und schließlich tauchte für einen kurzen Augenblick ein Ameisenlöwe, ein kleiner schwarzer Käfer, auf und verschwand wieder furchtsam.

»Er sagt es nicht! Also war es doch eine Hexe. Hab ich mir doch gleich gedacht.«

Er wußte, wie nutzlos es war zu versuchen, gegen Hexen anzukommen, also gab er entmutigt auf. Dann fiel ihm ein, daß er doch ganz gern die Murmel hätte, die er gerade weggeworfen hatte, also ging er zurück und suchte nach ihr. Er konnte sie jedoch nicht finden. Also ging er zu seiner Schatzkammer zurück und stellte sich genau so hin wie in dem Augenblick, als er die Murmel weggeworfen hatte. Dann zog er eine zweite Murmel aus der Tasche und warf sie auf die gleiche Weise fort, und sagte: »Bruder, geh und find deinen Bruder!«

Er schaute genau hin, wo sie landete, ging dorthin und suchte. Aber sie mußte wohl zu kurz oder zu weit geflogen sein, also versuchte er es wieder und wieder. Schließlich hatte er Erfolg. Die beiden Murmeln lagen keine dreißig Zentimeter auseinander.

In diesem Augenblick ertönte von fern eine Spielzeugtrompete durch die grünen Alleen des Waldes. Tom zog schnell Jacke und Hose aus, machte aus dem Hosenträger einen Gürtel, schob hinter dem verrotteten Baumstamm etwas Gestrüpp beiseite, zog einen grob geschnitzten Bogen und Pfeile, ein Holzschwert und eine Blechtrompete hervor, und, so bewaffnet, rannte er im nächsten Augenblick schon mit bloßen Beinen und flatterndem Hemd davon. Schließlich blieb er unter einer großen Ulme stehen, stieß zur Antwort in seine Trompete und ging dann wachsam und auf Zehenspitzen auf und ab. Leise sprach er zu seiner imaginären Truppe:

»Halt, ihr fröhlichen Gesellen! Haltet euch verborgen, bis ich euch ein Zeichen gebe.«

Dann tauchte Joe Harper auf, ebenso luftig gekleidet und bewaffnet wie Tom. Tom rief: »Halt! Wer wagt es, ohne meine Erlaubnis Sherwood Forest zu betreten?«

»Guy von Guisborne braucht keines Mannes Erlaubnis. Wer seid Ihr, daß … daß …«

»… Ihr Euch einer solchen Sprache befleißigt«, sagte Tom vor, denn sie sprachen, frei aus dem Gedächtnis, »nach dem Buch«.

»Wer seid Ihr, daß Ihr Euch einer solchen Sprache befleißigt?«

»Wer ich bin, fürwahr! Robin Hood ist’s, wie Euer schurkischer Kadaver bald erfahren wird.«

»Dann seid Ihr also tatsächlich jener berühmte Rechtlose? Um so freudiger werde ich mit Euch um die Erlaubnis disputieren, diesen Wald betreten zu dürfen. Nehmt Euch in acht!« Die beiden nahmen ihre hölzernen Schwerter, warfen

ihre Siebensachen zu Boden, gingen in Kampfstellung, einen Fuß vor den anderen, und begannen, ernst und behutsam zu fechten, »zwei oben, zwei unten«. Schließlich sagte Tom: »Etwas flotter, wenn du's raus hast!«

Also gingen sie es »etwas flotter« an und keuchten und schwitzten bei der Arbeit. Nach einer Weile rief Tom: »Fall endlich! Fall! Warum fällst du nicht?«

»Tu ich nicht! Fall doch selber! Du kriegst doch am meisten ab.«

»Das heißt nichts. Ich kann nicht fallen, so steht's nicht im Buch. Im Buch steht: ›Und dann streckte er den armen Guy von Guisborne mit einem Rückhandschlag nieder.‹ Also mußt du dich umdrehen, damit ich dich im Rücken treffen kann.«

Daran war nichts zu deuteln, also drehte Joe sich um, erhielt einen Schlag und fiel.

»Und jetzt«, sagte Joe und stand auf, »mußt du dich von mir töten lassen. Das ist gerecht.«

»Das geht nicht. So steht's nicht im Buch.«

»Das ist echt verdammt gemein.«

»Aber hör mal, Joe, du kannst Bruder Tuck sein oder Much, der Müllerssohn, und mich mit 'nem Bauernspieß vertrimmen; oder ich bin der Sheriff von Nottingham, und du bist für eine Weile Robin Hood und tötest mich.«

Die Lösung stellte beide zufrieden, also wurden auch diese Abenteuer nachgespielt. Dann war Tom wieder Robin Hood, und die hinterhältige Nonne ließ es zu, daß man seine Verletzung vernachlässigte und er verblutete. Und schließlich zerrte Joe, der eine Rotte weinender Rechtloser darstellte, ihn voller Trauer fort, drückte ihm seinen Bogen in die schwachen Hände, und Tom deklamierte: »Wo dieser Pfeil zu Boden fällt, dort sollt ihr Robin Hood unter einem Baum begraben.« Dann schoß er den Pfeil ab und ließ sich zurücksinken, und er wäre auch gestorben, wenn er nicht auf einer Brennessel gelandet wäre und für eine Leiche etwas zu lebhaft aufgesprungen wäre.

Die beiden Jungen zogen sich wieder an, versteckten ihre Ausrüstung und gingen davon, und sie klagten, daß es keine Rechtlosen mehr gab, und fragten sich, was denn die moderne Zivilisation getan hatte, um diesen Verlust wettzumachen. Sie meinten, lieber ein Jahr lang Rechtlose im Sherwood Forest sein zu wollen, als Präsident der Vereinigten Staaten zu werden.

Neuntes Kapitel

Gegen halb zehn in jener Nacht wurden Tom und Sid wie üblich zu Bett geschickt. Sie sagten ihre Gebete auf, und Sid war bald eingeschlafen. Tom lag wach und wartete ungeduldig. Als es ihm so vorkam, als ob gleich schon wieder der Tag anbrechen müßte, hörte er die Uhr zehn schlagen! Es war zum Verzweifeln. Er hätte sich am liebsten hin und her gewälzt, so nervös war er, aber er fürchtete, Sid aufzuwecken. Also lag er still da und starrte hinauf in die Dunkelheit. Alles war trostlos leise. Nach und nach machten sich in der Stille kleine, kaum hörbare Geräusche bemerkbar. Das Ticken der Uhr war zu hören. Alte Holzbalken knarzten geheimnisvoll. Die Treppe knarrte leise. Offenbar waren Geister unterwegs. Aus Tante Pollys Zimmer war regelmäßiges, gedämpftes Schnarchen zu hören. Dann setzte das ermüdende Zirpen einer Grille ein, die man beim besten Willen nicht finden konnte. Dann ließ das entsetzliche Ticken einer Totenuhr in der Wand am Kopfende des Betts Tom vor Angst schlottern – das Klopfen verhieß, daß die Tage eines Menschen gezählt waren. Das weit entfernte Jaulen eines Hundes tönte durch die Nacht und wurde in noch weiterer Entfernung von einem leiseren Jaulen beantwortet. Tom litt Höllenqualen. Schließlich war er sich sicher, daß die Zeit aufgehört hatte zu verrinnen und es nun Ewigkeit war; er nickte gegen seinen Willen ein; die Uhr schlug elf, aber er hörte es nicht. Und dann mischte sich ein zutiefst traurig klingendes Katzengejammer in seine unklaren Träume. Das Quietschen, als ein Nachbarfenster geöffnet wurde, schreckte ihn auf. Von dem Ruf »’dammtes Katzenvieh! Du Teufel!« und dem Krachen einer leeren Flasche gegen die rückwärtige Wand von Tante Pollys Holzschuppen wurde

Tom vollends wach, und eine Minute später hatte er sich angekleidet, war zum Fenster hinaus und kroch auf allen vieren über das Dach des Seitenflügels. Dabei miaute er ein- oder zweimal leise, sprang auf das Dach des Holzschuppens und von dort zu Boden. Huckleberry Finn war da, mit seiner toten Katze. Die Jungen zogen los und verschwanden in der Dunkelheit. Eine halbe Stunde später strichen sie durch das hohe Gras des Friedhofs. Es handelte sich dabei um einen Friedhof nach der altmodischen Art des Mittelwestens. Der Friedhof lag auf einem Hügel, etwa anderthalb Meilen von der Stadt entfernt. Er war von einem wackligen Zaun umgeben, der sich an manchen Stellen nach innen neigte und an anderen nach außen, aber nirgendwo aufrecht stand. Das gesamte Gelände war von Gras und Unkraut überwuchert. All die alten Gräber waren eingefallen. Grabsteine gab es keine; abgerundete, wurmstichige Bretter schwankten auf den Gräbern, als ob sie nach Halt suchten, aber keinen fanden. »Dem Gedenken von So-und-so geweiht« war einst auf sie gemalt worden, doch konnte man das auf den meisten von ihnen nicht mehr entziffern, selbst wenn es Tag gewesen wäre.

Ein leichter Wind stöhnte durch die Bäume, und Tom fürchtete, es könnte sich um die Geister der Toten handeln, die sich über die Störung beklagten. Die Jungen redeten nicht viel, und wenn, dann nur ganz leise, denn die Uhrzeit und der Ort, die alles durchdringende Feierlichkeit und die Stille drückten ihnen aufs Gemüt. Sie fanden den glatten frischen Grabhügel, nach dem sie gesucht hatten, und versteckten sich im Schutze dreier großer Ulmen, die ein paar Meter von dem Grab entfernt standen.

Dann warteten sie schweigend eine lange Zeit, wie sie fanden. Der entfernte Ruf einer Eule war das einzige Geräusch, das die Totenruhe störte. Toms Gedanken wurden immer düsterer. Er mußte sich unterhalten. Also flüsterte er: »Hucky, glaubste, den Toten gefällt es, daß wir hier sind?«

Huckleberry flüsterte zurück: »Weiß nich. Is ganz schön feierlich, nich?«

»Kannste laut sagen.«

Es gab eine längere Pause, und die Jungen dachten darüber nach. Dann flüsterte Tom: »Sag mal, Hucky, glaubste, daß Hoss Williams uns reden hört?«

»Klar tut er das. Seine Seele wenigstens.«

Tom, nach einer Weile: »Hätt ich bloß Mister Williams gesagt. Aber ich hab's nicht böse gemeint. Alle nennen ihn Hoss.«

»Kann man gar nich vorsichtig genug sein, wie man über Tote redet, Tom.«

Das wirkte wie ein Dämpfer, und die Unterhaltung erstarb wieder. Schließlich packte Tom den Arm seines Gefährten und sagte: »Schsch!«

»Was is'n, Tom?« Und die beiden hingen mit klopfenden Herzen aneinander.

»Schsch! Schon wieder! Haste das nich gehört?«

»Ich …«

»Da! Jetzt hörste se.«

»Himmel, Tom, sie kommen! Sie kommen wirklich. Was machen wir jetzt?«

»Keine Ahnung. Glaubste, die sehn uns?«

»O Tom, die können im Dunkeln genauso gut sehn wie 'ne Katze. Wenn ich doch bloß nich hierhergekommen wär.«

»Ach, hab keine Angst. Ich glaub nich, daß die uns was wollen. Wir tun doch nichts Schlimmes. Wenn wir ganz still sind, bemerken sie uns vielleicht gar nich.«

»Ich versuch's, Tom, aber, verdammich, ich zitter am ganzen Leib.«

»Hör mal!«

Die Jungen steckten die Köpfe zusammen und wagten kaum zu atmen. Ein gedämpftes Geräusch von Stimmen wehte vom anderen Ende des Friedhofs zu ihnen herüber.

»He! Schau mal da!« flüsterte Tom. »Was ist das?«

»’n Irrlicht. O Tom, es is schrecklich.«

Ein paar undeutliche Gestalten kamen durch die Dunkelheit auf sie zu und schwangen eine altmodische Blechlaterne, deren Schein den Boden mit unzähligen kleinen Lichtflecken übersäte. Schließlich flüsterte Huckleberry schlotternd vor Angst: »Das sind bestimmt die Teufel. Gleich drei! Himmel, Tom, wir sind fällig! Kannste beten?«

»Ich versuch’s, aber hab keine Angst. Die tun uns nichts. ›Müde bin ich, geh zur Ruh … ‹«

»Schsch!«

»Was is’n, Huck?«

»Das sind Menschen! Einer von ihnen jedenfalls. Das is die Stimme vom altem Muff Potter.«

»Nee … echt?«

»Die kenn ich doch. Rühr dich ja nich. Der ist nich klug genug, um uns zu bemerken. Wahrscheinlich besoffen wie immer … blöder alter Nichtsnutz!«

»Schon gut, ich bin ja still. Jetzt wissen se nich weiter. Könnens nich finden. Jetzt kommen se wieder näher. Jetzt isses heiß. Wieder kalt. Wieder heiß. Glühend heiß! Jetzt ham se’s gefunden. Hör mal, Huck, ich kenn eine von den anderen Stimmen; das ist Indianer-Joe.«

»Stimmt … das mordgierige Halbblut! Teufel wär’n mir lieber, aber bei weitem. Was haben die bloß vor?«

Das Flüstern erstarb ganz, denn die drei Männer hatten das Grab erreicht und standen nur ein paar Meter vom Versteck der Jungen entfernt.

»Da ist es«, sagte eine dritte Stimme. Dieser Mann hielt die Laterne in die Höhe, so daß das Gesicht des jungen Dr. Robinson erkennbar wurde.

Potter und Indianer-Joe schleppten eine Trage mit einem Seil und ein paar Schaufeln darauf. Sie warfen die Last ab und machten sich daran, das Grab zu öffnen. Der Doktor stellte die Laterne ans Kopfende des Grabs und setzte sich

dann, den Rücken an eine der Ulmen gelehnt. Er war so nahe, daß die Jungen ihn hätten berühren können.

»Beeilt euch, Männer«, sagte er mit leiser Stimme, »jeden Augenblick kann der Mond herauskommen.«

Die beiden anderen brummten nur und gruben weiter. Eine Weile war nichts weiter zu hören als das knirschende Geräusch der Spaten, wenn die beiden eine Ladung Erde und Kies von sich warfen. Es war sehr eintönig. Schließlich stieß ein Spaten mit einem dumpfen hölzernen Ton auf den Sarg, und nach ein paar Minuten hatten die Männer ihn auf die Erde gewuchtet. Sie stemmten den Sargdeckel mit den Schaufeln auf, holten die Leiche heraus und warfen sie grob auf den Boden. Der Mond tauchte hinter den Wolken auf und beschien deren totenblasses Gesicht. Die Trage wurde vorbereitet, die Leiche darauf gelegt, mit einer Decke verhüllt und mit dem Seil festgebunden. Potter zog ein großes Springmesser aus der Tasche, schnitt das lose Ende des Seils ab und sagte dann: »Wir sind soweit mit der vermaledeiten Leiche, Knochenklempner, und jetzt rückste besser noch ’n Fünfer raus, sonst bleibt se hier.«

»Genau!«, sagte Indianer-Joe.

»Also hört mal, was soll das heißen?« sagte der Doktor. »Ihr habt euer Geld im voraus verlangt, und ich hab euch bezahlt.«

»Ja, und du hast noch mehr als das getan«, sagte Indianer-Joe und näherte sich dem Arzt, der aufgestanden war. »Vor fünf Jahren hast du mich mitten in der Nacht aus der Küche deines Vaters gejagt, als ich um etwas zu essen bat, und du hast gesagt, ich würde nichts Gutes im Schilde führen. Und als ich geschworen habe, mit dir abzurechnen, und wenn es hundert Jahre dauert, hat dein Vater mich wegen Landstreicherei einsperren lassen. Hast du geglaubt, ich vergesse das? Ich habe nicht umsonst Indianerblut in mir. Und jetzt hab ich dich, und jetzt mußt du bezahlen, das weißt du!«

Dabei drohte er dem Arzt, indem er ihm die Faust unter die Nase hielt. Der Doktor schlug plötzlich zu und streckte den Schurken zu Boden. Potter ließ das Messer fallen und rief: »He, du, schlag meinen Kumpel nich!« Im nächsten Augenblick hatte er sich auf den Doktor gestürzt, und die beiden rangen aus Leibeskräften miteinander, zertrampelten das Gras und gruben ihre Absätze in den Boden. Indianer-Joe sprang auf, seine Augen glühten vor Wut, er griff sich Potters Messer, kroch, geschmeidig wie eine Katze, vornübergebeugt um die beiden Kämpfenden herum und wartete auf seine Gelegenheit. Plötzlich machte sich der Doktor los, riß die schwere Grabtafel aus Williams' Grab und streckte Potter damit nieder – und im selben Augenblick nutzte das Halbblut die Gelegenheit und stieß dem jungen Mann das Messer bis zum Griff in die Brust. Der Doktor taumelte, stürzte halb auf Potter und durchtränkte ihn mit seinem Blut, und im selben Augenblick verdunkelten die Wolken die fürchterliche Szene, und die beiden zu Tode erschrockenen Jungen flohen in die Dunkelheit hinaus.

Als der Mond schließlich wieder hervorkam, stand Indianer-Joe über den beiden Gestalten und betrachtete sie. Der Doktor murmelte unverständlich, keuchte noch ein paarmal schwer und war dann still. Das Halbblut murmelte: »Die Rechnung ist beglichen … verdammt sollst du sein.«

Dann raubte er den Leichnam aus. Danach drückte er das todbringende Messer in Potters offene rechte Hand und setzte sich auf den aufgebrochenen Sarg. Es vergingen drei – vier – fünf Minuten, dann rührte sich Potter und stöhnte. Seine Hand schloß sich um das Messer. Er hob es auf, besah es sich und ließ es schaudernd fallen. Dann setzte er sich auf und schob die Leiche von sich, betrachtete sie und sah sich dann verwirrt um. Sein Blick traf auf Joe.

»Verdammich, wie ist 'n das passiert, Joe?« sagte Potter.

»Das ist eine üble Sache«, sagte Joe ungerührt. »Warum hast du das nur gemacht?«

»Ich! Ich war's nicht!«

»Schau doch hin! Dein Gerede wird dir da nicht helfen.«

Potter zitterte und wurde ganz bleich.

»Ich dachte, ich wär nüchtern. Ich hatte gar nicht vor, heute nacht was zu trinken. Aber ich spür's noch im Kopf … schlimmer als vorher, als wir hergekommen sind. Ich bin ganz durcheinander, kann mich gar nicht erinnern. Sag mal, Joe … mal ehrlich, alter Kumpel … war ich das? Joe, ich wollte doch nicht … bei meiner Seele und Ehre, Joe, ich hab das nicht gewollt. Sag mir, wie das passiert ist, Joe. Ach, das ist ja furchtbar … er war doch noch so jung und hatte noch so viel vor.«

»Na, ihr zwei habt gerauft, und er hat dir eins mit der Grabtafel übergezogen, und du bist umgefallen, und dann bist du aufgestanden, bist gewankt und getaumelt, hast dir das Messer geschnappt und es ihm in den Leib gestoßen, als er dir gerade wieder einen überzog … und dann hast du dagelegen, tot wie 'n Holzklotz, bis grad eben.«

»Ich hab nicht gewußt, was ich da tat. Ich möchte auf der Stelle tot umfallen, wenn ich's wüßte. Das kommt alles nur vom Whisky und von der Aufregung. Ich hab in meinem ganzen Leben noch keine Waffe benutzt, Joe. Gekämpft ja, aber nie mit Waffen. Das sagen alle. Joe, verrat mich nicht! Sag, daß du mich nicht verrätst, Joe … du bist doch mein Kumpel. Ich hab dich immer gemocht, Joe, und bin für dich eingestanden. Weißt du nicht mehr? Du sagst doch nichts, oder, Joe?« Und der arme Kerl sank vor dem Mörder, der keine Miene verzog, auf die Knie und faltete flehend die Hände.

»Nein, du bist immer offen und ehrlich zu mir gewesen, Muff Potter, ich werde dich nicht verraten … Also, mehr kannst du wirklich nicht verlangen.«

»Ach, Joe, du bist ein Engel, dafür werde ich dir mein Lebtag dankbar sein.« Und Potter fing an zu schluchzen.

»Na komm, Schluß damit. Jetzt ist nicht die Zeit zum

Heulen. Du verschwindest in die Richtung, und ich geh in die andere. Los, verschwinde, und hinterlaß ja keine Spuren.«

Potter trottete davon und fing bald an zu rennen. Das Halbblut stand da und sah ihm nach. Er murmelte: »Wenn er wirklich von dem Schlag so verwirrt und vom Rum so benebelt ist, wie es den Anschein hat, dann denkt er erst an das Messer, wenn er schon so weit gelaufen ist, daß er Angst hat, allein hierher zurückzukehren … dieser Feigling!«

Zwei, drei Minuten später sah nur noch der Mond den ermordeten Mann, den in die Decke gehüllten Leichnam, den deckellosen Sarg und das offene Grab. Und auch die Stille war wieder undurchdringlich.

Zehntes Kapitel

Die beiden Jungen rannten, so schnell sie konnten, zur Stadt zurück; vor Entsetzen hatte es ihnen die Sprache verschlagen. Ab und zu warfen sie einen ängstlichen Blick über die Schulter, ob ihnen auch niemand folgte. Jeder Baumstumpf, der unterwegs auftauchte, schien ein Mann und ein Feind zu sein, und es stockte ihnen der Atem. Und als sie an ein paar vereinzelten Häusern vorbeikamen, die in der Nähe der Stadt lagen, schien das Bellen der aufgeschreckten Wachhunde ihren Füßen Flügel zu verleihen.

»Hauptsache, wir schaffen’s bis zur alten Gerberei, bevor wir zusammenbrechen!« flüsterte Tom keuchend. »Ich kann nich mehr lang.«

Huckleberrys Schnaufen war die einzige Antwort darauf, und die Jungen richteten ihren Blick auf das Ziel ihrer Hoffnungen und setzten alles daran, es zu erreichen. Sie kamen immer näher, und schließlich flogen sie Brust an Brust durch die offene Tür und ließen sich dankbar und erschöpft in die schützenden Schatten dahinter fallen. Nach und nach wurde ihr Pulsschlag wieder ruhiger, und Tom flüsterte: »Huckleberry, was glaubste, wird passieren?«

»Wenn Dr. Robinson stirbt, wird jemand hängen. Das wird passieren.«

»Glaubste wirklich?«

»Na, ich weiß es, Tom.«

Tom dachte eine Weile nach und sagte dann: »Wer soll’s denn erzählen? Wir?«

»Was quatschst du da? Stell dir vor, es passiert was, und Indianer-Joe wird nich gehängt? Na, dann wird er uns irgendwann umbringen, so sicher, wie wir jetzt hier liegen.«

»Ich glaub auch, Huck.«

»Wenn es irgendwer erzählt, dann soll das doch Muff Potter tun, wenn er so dumm is. Er is doch sowieso meistens besoffen.«

Tom sagte nichts, sondern grübelte weiter. Schließlich flüsterte er: »Huck, Muff Potter weiß nichts davon. Wie kann er dann was sagen?«

»Warum weiß er nichts davon?«

»Na, weil er doch grad den Schlag gekriegt hat, als Indianer-Joe zugestochen hat. Glaubste vielleicht, er hat irgendwas gesehen? Glaubste, er weiß was?«

»Verdammt, du hast recht, Tom!«

»Und außerdem, schau mal, vielleicht hat der Schlag ihn auch noch erledigt!«

»Nee, bestimmt nich, Tom. Er war besoffen, das konnt ich sehen, isser ja immer. Also, wenn Paps voll is, dann könnteste ihn hernehmen und ihm ’ne Kirche übern Kopf schlagen und ihn nich alle machen. Sagt er selber. Und mit Muff Potter is das auch so. Aber wenn einer stocknüchtern is, dann könnt ihn so ein Schlag wohl erledigen, denk ich, ich weiß nich.«

Nach einer Weile nachdenklicher Stille sagte Tom: »Hucky, biste sicher, daß du den Mund halten kannst?«

»Tom, wir müssen den Mund halten. Das weißt du. Wenn wir was ausplaudern und die hängen ihn nich, dann wird dieser Teufel von Indianer nich lange fackeln und uns ersäufen wie ’n paar Katzen. Echt, Tom, laß uns schwör’n … ja genau, das machen wir … laß uns schwör’n, daß wir ’n Mund halten.«

»Bin ich auch dafür, Huck. So isses am besten. Also, woll’n wir uns an den Händen halten und schwören, daß wir …«

»Nee, nee, das reicht nich für so was. Das ist vielleicht gut genug für den üblichen Kleinkram … vor allen Dingen mit Mädchen, weil die einen sowieso verraten und alles ausplaudern, wenn sie eingeschnappt sind … nee, so ’ne

große Sache wie die hier muß man aufschreiben. Und mit Blut besiegeln.«

Tom stimmte diesem Vorschlag aus vollem Herzen zu. Das Ganze war abgründig, dunkel und schrecklich. Die Uhrzeit, die Umstände und die Umgebung waren genau richtig. Tom nahm eine saubere Holzschindel, die im Mondlicht lag, zog ein kleines Stück roter Kreide aus der Tasche, ließ den Mond auf die Schreibunterlage scheinen und kritzelte mühsam die folgenden Zeilen hin; er betonte jeden langsamen Abwärtsstrich, indem er die Zunge zwischen die Zähne klemmte, und ließ bei den Aufwärtsstrichen mit dem Druck nach:

»Huck Finn und Tom Sawyer schwören Sie werden den
Mund Darüber halten und sie sollen auf der Stel-
le Tot umfallen wenn sie was sagen und Verrotten.«

Huckleberry bewunderte Toms Schreibkünste und die feine Ausdrucksweise. Er zog eine Stecknadel aus seinem Jackenaufschlag und wollte sich gerade in den Finger pieksen, aber Tom sagte: »Warte! Tu das nich. ’ne Stecknadel is aus Messing. Da könnte Grünspan dran sein.«

»Was is ’n das?«

»Gift is das. Brauchste nur mal was von schlucken … wirst schon sehen.«

Also wickelte Tom den Faden von einer seiner Nähnadeln, und die beiden Jungen pieksten sich in die Daumenkuppen. Nach einer Weile und mit vielem Drücken schaffte es Tom, seine Initialen zu schreiben, wobei er die Kuppe seines kleinen Fingers als Stift benutzte. Dann zeigte er Huckleberry, wie man ein H und ein F schrieb, und der Schwur war besiegelt. Unter düsteren Zeremonien und Beschwörungsformeln vergruben sie die Schindel an der Wand, und damit galten die Riegel, die ihre Münder verschlossen halten sollten, als abgesperrt und der Schlüssel

weggeworfen.

Durch einen Spalt am anderen Ende des verfallenen Gebäudes schlich leise eine Gestalt hinein, aber die beiden bemerkten sie nicht.

»Tom«, flüsterte Huckleberry, »reicht das, daß wir das niemals verraten … für immer?«

»Na klar. Ganz egal, was passiert, wir halten den Mund. Sonst fallen wir tot um, haste das vergessen?«

»Na, dann stimmt das ja wohl.«

Sie flüsterten noch eine Weile weiter. Schließlich jaulte draußen ein Köter lang und traurig, keine drei Meter von ihnen entfernt. Die Jungen umklammerten sich plötzlich in Todesangst.

»Wen von uns beiden meint der wohl?« stieß Huckleberry hervor.

»Weiß nich … lins mal durch den Spalt. Schnell!«

»Nee, du, Tom!«

»Ich kann nich … das kann ich nich, Huck!«

»Bitte, Tom. Da is er schon wieder!«

»O Mann, bin ich froh!« flüsterte Tom. »Ich kenn die Stimme. Das ist Bull Harbison.«[1]

»Das is gut… Mensch, Tom, ich bin fast zu Tode erschrocken, ich hätt gewettet, das war ein streunender Köter.«

Der Hund jaulte erneut. Erneut rutschte den Jungen das Herz in die Hosentasche.

»O nein! Das ist nich Bull Harbison!« flüsterte Huckleberry. »Guck schon, Tom!«

Tom, der vor Angst schlotterte, gab nach und linste durch den Spalt. Er war kaum zu hören, als er flüsterte: »O Huck, das is ’n Streuner!«

»Schnell, Tom, schnell! Wen von uns meint er?«

»Huck, er muß uns beide meinen … wir sind doch zusammen.«

»O Tom, ich glaub, wir sind fällig. Ganz klar, wo ich

hinkomm. Ich bin immer so schlecht gewesen.«

»O verdammich! Das kommt davon, wenn man die Schule schwänzt und all das tut, was einem verboten wurde. Ich hätt so gut wie Sid sein können, wenn ich's versucht hätte … aber nein, ich wollte ja nich. Aber wenn ich diesmal ungeschoren davonkomme, dann geh ich nur noch in die Sonntagsschule!« Und Tom fing ein wenig an zu schniefen.

»Du und schlimm!«, und Huckleberry fing ebenfalls an zu schniefen. »Verdammich, Tom Sawyer, gegen mich biste doch 'n Waisenknabe. O Himmel, Himmel, Himmel, wenn ich nur halb soviel Chancen gehabt hätt.«

Tom erschrak und flüsterte: »Schau doch, Hucky, schau doch! Er hat uns den Rücken zugekehrt!«

Hucky schaute freudig erregt.

»Mensch, tatsächlich! Und, hat er das vorher auch?«

»Ja, hat er. Daran hab ich Esel mal wieder nich gedacht. Da ham wer Schwein gehabt. Aber wen meint er denn jetzt?«

Das Jaulen hörte auf. Tom spitzte die Ohren.

»Schsch! Was is das?« flüsterte er.

»Hört sich an wie, wie… wie 'n grunzendes Schwein. Nee … da schnarcht jemand, Tom.«

»Echt? Und wo, Huck?«

»Ich glaub, am andern Ende. Klingt jedenfalls so. Paps hat da manchmal geschlafen, zusammen mit den Schweinen, aber ich sag dir, wenn der schnarcht, da biegen sich die Balken. Außerdem glaub ich nich, daß er jemals wieder in diese Stadt kommt.«

In den Herzen der Jungen regte sich wieder der Sinn fürs Abenteuer.

»Hucky, trauste dich zu gehen, wenn ich vorgeh?«

»Das gefällt mir nich, Tom. Stell dir mal vor, wenn es Indianer-Joe is!«

Tom verlor den Mut. Doch schließlich wurde die Versuchung immer größer, und die Jungen wollten es versuchen, aber sie beschlossen, Reißaus zu nehmen, falls

das Schnarchen aufhören sollte. Also schlichen sie auf Zehenspitzen, einer hinter dem anderen. Als sie noch fünf Schritte von dem Schnarcher entfernt waren, trat Tom auf einen Stock, der mit einem lauten Knacken zerbrach. Der Mann stöhnte, krümmte sich ein wenig, und sein Gesicht wurde vom Mond erhellt. Es war Muff Potter. Den Jungen war das Herz stehengeblieben und die Glieder erstarrt, als der Mann sich rührte, doch langsam ließ ihre Angst wieder nach. Sie traten auf Zehenspitzen durch die geborstenen Schindelbretter hinaus und blieben stehen, um sich zu verabschieden. Da erhob sich wieder das lange traurige Jaulen in der Nachtluft! Sie drehten sich um und sahen den fremden Köter, der nur ein paar Meter entfernt von der Stelle stand, wo Potter lag, ihm zugewandt und die Schnauze himmelwärts gerichtet.

»Herrje, er meint ihn!« riefen beide Jungen im selben Atemzug aus.

»Sag mal, Tom … man erzählt sich, daß vor über zwei Wochen ’n Streuner um Johnny Millers Haus rumgejault hat; und am selben Abend is ’n Ziegenmelker angeflogen gekommen und hat sich aufs Geländer gesetzt und gesungen; aber gestorben is immer noch keiner.«

»Das weiß ich. Na und? Is nich Gracie Miller gleich am nächsten Samstag ins Küchenfeuer gefallen und hat sich fürchterlich verbrannt?«

»Ja, aber tot is se nich. Und außerdem geht’s ihr schon besser.«

»Na, wart mal ab. Die is fällig, so sicher, wie Muff Potter fällig is. Das sagen die Nigger jedenfalls, und die kennen sich mit solchen Sachen aus, Huck.«

Dann trennten sie sich und gingen grübelnd davon. Als Tom durch sein Schlafzimmerfenster kroch, war die Nacht fast vorüber. Er zog sich ganz vorsichtig aus, beglückwünschte sich, daß niemand etwas von seinem Ausflug bemerkt hatte, und schlief ein. Er bemerkte nicht,

daß der leise schnarchende Sid in Wirklichkeit wach war, und das schon seit einer Stunde.

Als Tom aufwachte, war Sid schon angezogen und verschwunden. Das Licht wirkte spät, die Luft fühlte sich spät an. Er war verwirrt. Warum hatte ihn niemand gerufen – ihn wie üblich drangsaliert, bis er endlich aufstand? Dieser Umstand erfüllte Tom mit bangen Vorahnungen. In fünf Minuten war er angezogen und unten; er fühlte sich zerschlagen und müde. Die Familie saß am Tisch, aber sie hatten schon gefrühstückt. Niemand schimpfte ihn, doch niemand sah ihn an. Es lag eine Stille und Ernsthaftigkeit in der Luft, daß dem Missetäter fröstelte. Tom setzte sich und versuchte fröhlich zu wirken, doch das war sehr mühselig; niemand lächelte, niemand beachtete ihn, er fiel in Schweigen, und sein Mut sank immer tiefer. Nach dem Frühstück nahm seine Tante ihn beiseite, und Tom freute sich fast darauf, seine Prügel zu bekommen; doch dem war nicht so. Seine Tante weinte und fragte ihn, wie er ihr denn nur das alte Herz brechen könne. Und schließlich sagte sie, solle er doch gehen und sich ruinieren und ihr graues Haupt vor all den Sorgen vorzeitig ins Grab bringen, es habe ja doch keinen Sinn, es noch länger zu versuchen. Das war schlimmer als tausend Rutenschläge, und Toms Herz war zerschundener als sein Körper. Er weinte, flehte um Vergebung, versprach immer und immer wieder Besserung. Doch als er fortgeschickt wurde, hatte er das Gefühl, nicht wirklich Vergebung gefunden und nur geringes Vertrauen gesät zu haben.

Zu bedrückt, als daß er Rachegelüste gegen Sid hätte hegen können, ging er fort; es wäre also nicht nötig gewesen, daß Sid sich durch die hintere Gartentür verdrückte. Tom schlug mit gesenktem Kopf den Weg zur Schule ein und nahm in der Haltung eines Menschen, dessen Herz schwer ist von größerem Kummer und der sich nicht um unbedeutende Dinge kümmert, zusammen mit Joe Harper

Prügel entgegen, weil sie am Vortag die Schule geschwänzt hatten. Dann setzte er sich auf seinen Platz, stützte die Ellbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hände und starrte mit der versteinerten Miene personifizierten Leidens, das an seine Grenzen gelangt ist und einfach nicht mehr größer werden kann, die Wand an. Sein Ellbogen drückte gegen etwas Hartes. Nach einer ganzen Weile änderte er langsam und traurig seine Haltung und nahm mit einem Seufzer den Gegenstand in die Hand. Er war in Papier gewickelt. Tom wickelte ihn aus. Darauf folgte ein langer, anhaltender, ungeheurer Seufzer, und es brach ihm das Herz. Es handelte sich um seinen Kaminbockknauf aus Messing!

Dieser letzte Tropfen brachte das Faß zum Überlaufen.

Elftes Kapitel

Kurz vor Mittag war die ganze Stadt von der schrecklichen Nachricht wie elektrisiert. Ein Telegraf, von dem man in jener Zeit nur hätte träumen können, wäre gar nicht nötig gewesen; die Geschichte flog mit nur wenig geringerer als telegrafischer Geschwindigkeit von einem zum andern, von Haus zu Haus. Natürlich gab der Lehrer für den Nachmittag frei; in so einem kleinen Städtchen hätte man sonst schlecht über ihn gedacht.

Neben dem ermordeten Mann war ein mit Blut besudeltes Messer gefunden worden, und jemand hatte es als Muff Potters Eigentum erkannt – so jedenfalls die Geschichte. Und man erzählte sich, daß ein von der Dunkelheit überraschter Mitbürger auf Potter gestoßen war, als der sich gegen ein oder zwei Uhr früh im »Seitenarm« wusch, und daß Potter sich sofort verdrückt hatte – sehr verdächtig, vor allem das Waschen, das nicht gerade zu Potters Gewohnheiten gehörte. Man erzählte sich außerdem, daß in der ganzen Stadt nach dem »Mörder« gesucht worden sei (die Öffentlichkeit hält sich nicht lange damit auf, Beweise zu sichten und ein Urteil zu fällen), man ihn aber nicht gefunden hatte. In alle Himmelsrichtungen waren Männer auf Pferden unterwegs, und der Sheriff »war sicher«, daß man Potter noch vor dem Abend gefangennehmen würde.

Die gesamte Bevölkerung wanderte zum Friedhof hinaus. Toms Herzeleid verging, und er schloß sich der Prozession an. Er wäre zwar tausendmal lieber woanders hingegangen, aber eine furchtbare, unerklärliche Faszination zog ihn magisch an. Nachdem er an dem schaurigen Ort angekommen war, drückte er sich in der Menge herum und besah sich die düstere Szene. Ihm kam es wie eine Ewigkeit

vor, daß er hiergewesen war. Jemand kniff ihn in den Arm. Er drehte sich um und sah Huckleberry direkt in die Augen. Dann blickten beide schnell weg und fragten sich, ob wohl irgend jemand diesen Blick bemerkt hatte. Doch alle unterhielten sich oder starrten wie gebannt auf das gräßliche Schauspiel vor ihnen. »Armer Kerl!« »Der arme junge Bursche!« »Das soll Grabräubern eine Lehre sein!« »Muff Potter wird dafür hängen, wenn sie ihn erwischen!« So der Tenor der Bemerkungen, und der Pfarrer bemerkte: »Das war ein Gottesurteil. Dies ist das Werk des Herrn.«

Tom schauderte es von Kopf bis Fuß, denn sein Blick fiel auf das versteinerte Gesicht von Indianer-Joe. Plötzlich wogte die Menge hin und her, und manche riefen: »Da ist er! Da ist er! Er ist selbst gekommen!«

»Wer? Wer?« hörte man zwanzig andere Stimmen.

»Muff Potter!«

»Hallo, er bleibt stehen! … Paßt auf, er dreht sich um! Laßt ihn nicht entkommen!«

Andere, die über Tom in den Bäumen saßen, sagten, daß er gar nicht versuchte, wegzulaufen. Er blicke nur unsicher und verwirrt um sich.

»Also so eine Frechheit!« sagte ein Umstehender. »Wollte wohl herkommen und sich in Ruhe sein Werk betrachten, nehme ich an … hat nicht mit Gesellschaft gerechnet.«

Die Menge teilte sich, der Sheriff trat vor und faßte Potter am Arm. Das Gesicht des armen Kerls war eingefallen, und in seinen Augen spiegelte sich Angst. Als er vor dem Ermordeten stand, durchfuhr es ihn wie bei einer Schüttellähmung, er schlug die Hände vors Gesicht und brach in Tränen aus.

»Ich war’s nich, Freunde«, schluchzte er, »bei meinem Wort und meiner Ehre, ich war’s nich.«

»Wer hat dir denn was vorgeworfen?« rief jemand.

Das schien ins Schwarze zu treffen. Potter hob seinen Kopf und sah sich mit kläglicher Hoffnungslosigkeit im Blick um.

Er entdeckte Indianer-Joe und rief: »Ach, Indianer-Joe, du hast doch versprochen, daß du nie …«

»Ist das dein Messer?« – und der Sheriff hielt es ihm hin.

Potter wäre umgefallen, wenn sie ihn nicht aufgefangen und auf den Boden gesetzt hätten. Dann sagte er: »Irgendwas hat mir gesagt, wenn ich nich zurückkomm und das …« Er schauderte; dann machte er mit kraftloser Hand eine müde Geste und sagte: »Erzähl's ihnen, Joe, erzähl's ihnen … hat doch sowieso keinen Zweck mehr.«

Dann standen Huckleberry und Tom sprachlos da, glotzten und hörten, wie der Lügner mit dem steinernen Herzen seine ernste Erklärung herunterleierte; sie warteten darauf, daß jeden Augenblick ein Blitz aus heiterem Himmel auf ihn herniederfuhr, und wunderten sich darüber, wie lange der Blitz auf sich warten ließ. Und als Indianer-Joe geendet hatte und immer noch lebendig und unversehrt dastand, unterdrückten sie schnell wieder den unwillkürlich aufkeimenden Gedanken, den Eid zu brechen und das Leben des armen betrogenen Gefangenen zu retten, denn zweifelsohne hatte Joe, diese Mißgeburt, einen Pakt mit dem Satan geschlossen, und es konnte nur ein schlimmes Ende nehmen, sich mit jemandem anzulegen, der mit einer solchen Macht im Bunde war.

»Warum bist du nicht weggelaufen? Was hast du hier gewollt?« fragte jemand.

»Ich konnt nich anders … konnt nich anders«, stöhnte Potter. »Ich wollte ja weglaufen, aber irgendwie bin ich nirgendwo anders gelandet als hier.« Und dann fing er wieder an zu schluchzen.

Ein paar Minuten später wiederholte Indianer-Joe bei der gerichtlichen Untersuchung seine Aussage unter Eid; und als die Jungen feststellten, daß die Blitze immer noch ausblieben, bestätigte sie das nur in ihrem Glauben, daß Joe sich dem Teufel verschrieben hatte. Für sie war er nun die hassenswerteste, aber auch interessanteste Person

geworden, wie noch niemand zuvor, und sie konnten ihre Blicke nicht von ihm wenden, so fasziniert waren sie. Sie beschlossen bei sich, ihn bei Gelegenheit des Nachts zu beobachten, in der Hoffnung, einen Blick auf seinen furchterregenden Meister werfen zu können.

Indianer-Joe half dabei, die Leiche des Ermordeten aufzuheben und sie auf einen Karren zu legen, um sie abzutransportieren; und die schaudernde Menge flüsterte, die Wunde würde noch ein wenig bluten! Die Jungen hofften, daß dieser glückliche Umstand den Verdacht in die richtige Richtung lenken würde, doch sie wurden enttäuscht, denn so mancher meinte: »Muff Potter hat keinen Meter entfernt daneben gestanden, als sie geblutet hat.«

Toms schreckliches Geheimnis und sein Gewissen ließen ihn bald eine Woche lang nicht schlafen, und eines Morgens meinte Sid beim Frühstück: »Tom, du wälzt dich andauernd herum und redest im Schlaf, und läßt mich die halbe Nacht nicht schlafen.«

Tom erbleichte und senkte den Blick.

»Das ist ein schlimmes Zeichen«, sagte Tante Polly ernst. »Hast du was auf dem Gewissen, Tom?«

»Nein. Nicht, daß ich wüßte.« Aber dem Jungen zitterte derart die Hand, daß er seinen Kaffee verschüttete.

»Und was du für ein Zeug redest«, sagte Sid. »Letzte Nacht hast du gesagt: ›Das ist Blut, das ist Blut, genau das ist es!‹ Das hast du immer wieder gesagt. Und dann hast du gesagt: ›Was quälst du mich so … ich sag’s ja schon.‹ Was denn? Was willst du sagen?«

Tom verschwamm alles vor den Augen. Man weiß nie, was alles hätte passieren können, doch zum Glück verschwand die Sorgenmiene von Tante Pollys Gesicht, und ohne es zu ahnen, kam sie Tom zu Hilfe. Sie sagte: »Genug! Das ist nur dieser furchtbare Mord. Ich träume ja auch bald jede Nacht davon. Und manchmal träume ich, ich wäre es selbst gewesen.«

Mary meinte, daß es ihr auch so ginge. Sid schien zufrieden. Tom verließ die drei, so schnell er nur konnte, und danach jammerte er eine Woche lang über Zahnschmerzen und band sich jede Nacht ein Tuch um den Kopf. Er wußte nicht, daß Sid die ganze Nacht wachlag und ihn beobachtete, das Tuch abnahm, sich dann auf den Ellbogen stützte, eine ganze Weile zuhörte und ihm danach das Tuch wieder überstreifte. Toms Gewissensbisse ließen langsam nach, die Zahnschmerzen wurden allmählich lästig, und Tom ließ es schließlich bleiben. Falls Sid wirklich etwas aus Toms zusammenhanglosem Gemurmel herausbekam, behielt er es jedenfalls für sich.

Tom kam es so vor, als ob seine Schulkameraden gar nicht genug davon bekämen, Gerichtsuntersuchungen an toten Katzen vorzunehmen und ihm so seinen Kummer ständig vor Augen zu führen. Sid fiel auf, daß Tom bei diesen Untersuchungen niemals den Leichenbeschauer spielte, obwohl es doch sonst seine Art war, bei allen neuen Unternehmungen der Anführer zu sein; außerdem fiel ihm auf, daß Tom dabei niemals in der Rolle eines Zeugen auftrat – das war merkwürdig. Sid übersah auch nicht, daß Tom eine ziemliche Abneigung gegen diese Untersuchungen hatte und sie, wann immer möglich, mied. Sid wunderte sich darüber, behielt es aber für sich. Schließlich kamen aber auch Leichenbeschauungen aus der Mode, und Tom mußte sich nicht länger quälen.

Während dieser traurigen Zeit nutzte Tom alle paar Tage die Gelegenheit, ging an das kleine vergitterte Gefängnisfenster und steckte dem »Mörder« alle möglichen kleinen Aufmerksamkeiten zu. Das Gefängnis bestand aus einer winzig kleinen Ziegelhütte, die in einem Sumpfgebiet am Ende des Städtchens stand; Wachen gab es keine. Es wurde ja auch nur selten benutzt. Diese Gaben beruhigten Toms Gewissen ungemein.

Die Bevölkerung hätte Indianer-Joe für den

Leichendiebstahl am liebsten geteert und gefedert und auf einer Stange reitend umhergetragen, aber er flößte ihnen derart viel Angst ein, daß sich niemand fand, der den Anfang gemacht hätte, also wurde der Gedanke fallengelassen. Indianer-Joe hatte sorgfältig darauf geachtet, bei seinen Aussagen bei dem Streit zu beginnen und nichts von der vorhergehenden Grabschändung zu erwähnen; aus diesem Grunde hielten es alle für das Beste, diesen Tatbestand im Augenblick nicht vor Gericht zu bringen.

Zwölftes Kapitel

Einer der Gründe, warum Toms Gedanken sich von seinen geheimen Sorgen abwandten, war die Tatsache, daß sie eine neue und schwerwiegende Aufgabe gefunden hatten, mit der sie sich beschäftigen konnten. Becky Thatcher kam nicht mehr in die Schule. Tom hatte ein paar Tage mit seinem Stolz gerungen und versucht, »sie in den Wind zu schreiben«, war damit aber gescheitert. Nachts trieb er sich in der Nähe des Hauses ihres Vaters herum und fühlte sich sehr schlecht. Becky war krank. Was, wenn sie starb? Das brachte ihn auf andere Gedanken. Er interessierte sich nicht mehr für den Krieg oder gar für Piraterie. Sein Leben hatte jeden Zauber verloren, alles war reine Trübsal. Er legte seinen Reifen und seinen Stock weg, er hatte keine Freude mehr daran, mit ihnen zu spielen. Seine Tante machte sich Sorgen. Sie probierte alle möglichen Heilmittel an ihm aus. Tante Polly gehörte zu jenen Menschen, die vernarrt sind in Wundermittel und alle möglichen neumodischen Albernheiten, die die Gesundheit wiederherzustellen oder zu verbessern versprechen. Wenn es um solche Dinge ging, war sie eine unverbesserliche Experimentiererin. Gab es in dieser Richtung etwas Neues, dann fieberte sie förmlich danach, es auf der Stelle auszuprobieren; nicht an sich selbst, sie war nie krank, sondern an jemand anderem; wer eben gerade zur Hand war. Sie abonnierte all die »Gesundheits«-Blättchen und phrenologischen Betrügereien, und deren aufgeblasene feierliche Ignoranz war ihr wie Luft zum Atmen. All der Blödsinn, der darin stand über richtiges Atmen, wie man zu Bett gehen und wie aufstehen sollte, was man essen und trinken sollte, wie viele körperliche Übungen man machen, in welcher Gemütsverfassung man sich halten und welche

Kleidung man anziehen sollte, war ihr Evangelium, und es fiel ihr nicht auf, daß die Gesundheitsmagazine des einen Monats regelmäßig alles über den Haufen warfen, was sie im Monat zuvor erst empfohlen hatten. Tante Polly war so gutherzig und ehrlich, wie der Tag lang war, und aus diesem Grunde war sie ein leichtes Opfer. Sie nahm ihre Quacksalberblätter und Quacksalberheilmittel, und so, mit dem Tod unterm Arm, ritt sie auf ihrem fahlen Pferd, bildlich gesprochen, und die Hölle folgte ihr nach. Doch wäre ihr niemals eingefallen, daß sie den kranken Nachbarn kein Engel der Heilkunst und nicht die heimliche Salbe aus Gilead war.

Wasserkuren waren damals etwas ganz Neues, und Toms schlechter Zustand kam der Tante gerade recht. Jeden Morgen holte sie ihn bei Tagesanbruch aus dem Bett, brachte ihn in den Holzschuppen und übergoß ihn mit einem Schwall kalten Wassers; dann schrubbte sie ihn mit einem Handtuch ab, das so steif war wie eine Raspel, und brachte ihn so zu sich. Daraufhin wickelte sie ihn in ein feuchtes Laken und steckte ihn unter mehrere Decken, bis seine Seele saubergeschwitzt war und »schon gelbe Flecken davon zu den Poren herauskamen«, wie Tom sich ausdrückte.

Trotz alledem wurde der Junge immer melancholischer und blasser und mutloser. Tante Polly probierte es mit heißen Bädern, Sitz-, Dusch- und Tauchbädern. Der Junge blieb weiterhin so trübsinnig wie ein Grab. Sie ergänzte die Wasserbehandlung mit einer mageren Haferschleimdiät und Zugpflastern. Sie schien zu glauben, daß sein Fassungsvermögen dem einer Kanne glich, und füllte ihn jeden Tag randvoll mit quacksalberischen Wundermitteln.

In der Zwischenzeit war Tom diesen Folterungen gegenüber gleichgültig geworden. Dieser Zustand erfüllte das Herz der alten Dame mit Bestürzung. Eine solche Gleichgültigkeit mußte um jeden Preis gebrochen werden. Da hörte sie zum erstenmal vom »Schmerz-Töter«. Sie bestellte

gleich eine ganze Kiste. Sie probierte das Gebräu und war von Dankbarkeit erfüllt. Es handelte sich schlicht um flüssiges Feuer. Sie setzte die Wasserkuren und alles andere ab und setzte ihr ganzes Vertrauen auf den Schmerz-Töter. Sie verabreichte Tom einen Teelöffel voll und wartete voller Angst auf das Ergebnis. Sie war auf der Stelle all ihre Sorgen los, ihre Seele fand wieder Frieden; die »Gleichgültigkeit« war gebrochen. Der Junge hätte auch kein wilderes, herzlicheres Interesse zeigen können, wenn sie ein Feuer unter ihm angezündet hätte.

Tom fand, daß es an der Zeit war aufzuwachen; diese Art von Leben mochte in seinem elenden Zustand zwar recht romantisch sein, doch langsam kam dabei das Gefühl zu kurz, und es gab zu viele Ablenkungsmöglichkeiten. Also grübelte er über verschiedene Möglichkeiten nach, wie er sich daraus befreien konnte, und verfiel schließlich auf die Idee, so zu tun, als möge er den Schmerz-Töter. Er bat so oft darum, daß es langsam lästig wurde, und schließlich meinte seine Tante, er solle sich selbst bedienen und sie nicht andauernd stören. Wenn es Sid gewesen wäre, dann hätte sie keine Hintergedanken gehabt, die ihre Freude hätten trüben können; da es sich aber um Tom handelte, beobachtete sie lieber heimlich die Flasche. Sie stellte fest, daß die Medizin tatsächlich weniger wurde, aber es fiel ihr nicht auf, daß der Junge damit den Gesundheitszustand eines Spalts im Dielenfußboden des Wohnzimmers verbesserte.

Eines Tages, als Tom gerade dabei war, den Spalt zu behandeln, kam die bernsteinfarbene Katze der Tante vorbei, schnurrte, beäugte gierig den Teelöffel und bettelte. Tom sagte: »Du solltest nur darum bitten, wenn du es auch wirklich willst, Peter.«

Doch Peter machte klar, daß er es wollte.

»Bist du auch sicher?«

Peter war sicher.

»Na, wenn du unbedingt willst, dann kriegst du’s auch, ich

tu ja nichts Böses; aber wenn es dir dann nicht schmeckt, ist das allein deine Schuld.«

Peter war einverstanden. Also sperrte Tom ihm die Schnauze auf und goß den Schmerz-Töter hinein. Peter sprang ein gutes Stück in die Höhe, ließ ein Kriegsgeheul los und rannte rundherum durchs Zimmer, donnerte gegen die Möbel, warf Blumentöpfe um und verbreitete allgemeines Chaos.

Dann stellte er sich auf die Hinterbeine und tapste in einem Anfall von Freude herum, reckte den Kopf nach oben und verkündete sein unendliches Glück. Dann tobte er wieder durchs Zimmer und zog eine Spur der Verwüstung und Zerstörung hinter sich her. Tante Polly trat noch rechtzeitig ein, um zu sehen, wie er ein paar doppelte Purzelbäume schlug, ein letztes lautes Hurra von sich gab und durchs offene Fenster hinaussprang, wobei er die letzten heilen Blumentöpfe umstieß. Die alte Dame stand vor Überraschung wie versteinert da und linste über ihre Brille hinweg; Tom lag auf dem Boden und schüttete sich aus vor Lachen.

»Tom, was um alles in der Welt ist in die Katze gefahren?«

»Ich weiß es nicht, Tante«, japste der Junge.

»Also, so was hab ich noch nicht erlebt. Was hat die Katze denn nur?«

»Ich weiß es wirklich nicht, Tante Polly; Katzen sind nun mal so, wenn sie viel Spaß haben.«

»Ach ja, sind sie das?« Etwas in ihrer Stimme machte Tom stutzig.

»Ja, Ma’m. Jedenfalls glaub ich das.«

»Ach, wirklich?«

»Ja, Ma’m.«

Die alte Dame beugte sich hinunter, und Tom sah ihr mit einer Mischung aus Neugier und Besorgnis zu. Zu spät erkannte er, was sie vorhatte. Der Stiel des verräterischen Teelöffels ragte unter dem Bettvolant hervor. Tante Polly

nahm ihn und hielt ihn in die Höhe. Tom zuckte zusammen und senkte den Blick. Tante Polly packte ihn am üblichen Henkel – seinem Ohr – und versetzte ihm einen hörbaren Schlag mit ihrem Fingerhut.

»Nun, mein Herr, warum haben Sie das arme unwissende Geschöpf nur so behandelt?«

»Aus Mitleid … weil er doch keine Tante hat.«

»Weil er keine Tante hat! So ein Unsinn. Was hat das denn damit zu tun?«

»Na, jede Menge. Weil, wenn er eine gehabt hätte, dann hätte sie ihn schon selbst ausgebrannt! Sie hätte ihm seine Eingeweide herausgeröstet, ohne mehr Mitgefühl zu haben, als wenn er ein Mensch wäre!«

Tante Polly bekam plötzlich Gewissensbisse. In diesem Licht hatte sie das noch gar nicht betrachtet; was einer Katze gegenüber grausam war, konnte vielleicht auch gegenüber einem Jungen grausam sein. Sie wurde weich; es tat ihr leid. Sie bekam feuchte Augen, legte ihre Hand auf Toms Kopf und sagte sanft: »Ich habe es nur gut gemeint, Tom. Und es hat dir gutgetan, Tom.«

Tom sah zu ihr hinauf; und durch all seine Ernsthaftigkeit blitzte fast unmerklich der Schalk. »Ich weiß, daß du es nur gut gemeint hast, Tantchen, und so hab ich es mit Peter auch gemeint. Es hat ihm auch gutgetan. Ich habe ihn noch nie so herumtollen sehen.«

»Ach, mach das du rauskommst, Tom, bevor du mich wieder ärgerst. Und versuch doch mal, ob du nicht ein guter Junge sein kannst, und du brauchst auch keine Medizin mehr zu nehmen.«

Tom kam zu früh zur Schule. Dieses merkwürdige Verhalten war in letzter Zeit täglich zu beobachten gewesen. Und dann hing er, wie ebenfalls in letzter Zeit üblich, am Tor des Schulgartens herum, statt mit seinen Kameraden zu spielen. Er sei krank, sagte er, und so sah er auch aus. Er tat so, als schaue er überall hin, aber in Wirklichkeit sah er nur

in die eine Richtung – die Straße hinunter. Schließlich tauchte Jeff Thatcher auf, und Toms Gesicht erhellte sich; er schaute einen Augenblick und wandte sich dann mit sorgenvoller Miene ab. Als Jeff eintraf, begrüßte Tom ihn und »lenkte« das Gespräch vorsichtig, damit Jeff die Gelegenheit ergriff und eine Bemerkung über Becky machte, aber der leichtsinnige Bursche schluckte den Köder nicht. Tom schaute und schaute, hoffte bei jedem bunten Kinderkleid, das in Sicht kam, und haßte dessen Trägerin, sobald er erkannte, daß es sich nicht um die Richtige handelte. Schließlich tauchten keine Kleider mehr auf, und Tom war ganz niedergeschlagen, betrat das leere Schulgebäude, setzte sich und litt. Dann tauchte ein weiteres Kleid am Tor auf; und Toms Herz machte einen großen Hüpfer. Im nächsten Augenblick war er draußen und führte sich wie ein Indianer auf, rief, lachte, jagte Jungen, sprang unter Gefahr für Leib und Leben über den Zaun, machte Handstandüberschläge und stand auf dem Kopf – kurzum, er vollbrachte all die Heldentaten, die ihm nur einfielen, und warf die ganze Zeit scheue Blicke hinüber, um zu sehen, ob Becky Thatcher ihn beobachtete. Doch sie schien keine Notiz davon zu nehmen; sie sah nicht mal zu ihm hin. Konnte es sein, daß sie ihn nicht bemerkte? Er vollbrachte seine Heldentaten direkt vor ihrer Nase, kam unter Kriegsgeheul vorbei, schnappte sich die Kappe eines Jungen und schleuderte sie aufs Dach des Schulhauses, stürmte mitten durch eine Gruppe von Jungen, daß sie in alle Richtungen davonstoben, streckte sich selbst direkt vor ihr zu Boden und warf sie dabei fast um – doch sie drehte sich um und reckte die Nase in die Luft, und er hörte, wie sie sagte: »Pff! Manche Leute halten sich für wer weiß wie schlau mit ihrer dauernden Angeberei!«

Toms Wangen brannten. Er stand auf und schlich vernichtet und niedergeschlagen davon.

Dreizehntes Kapitel

Tom hatte einen Entschluß gefaßt. Er war traurig und verzweifelt. Er war einsam und ohne Freunde, wie er meinte; niemand liebte ihn; wenn sie merkten, wozu sie ihn getrieben hatten, dann würde es ihnen schon noch leid tun; er hatte sich bemüht, es allen recht zu machen, aber sie hatten ihn nicht gelassen; da ihnen nichts lieber war, als ihn loszuwerden, sollte es so sein; sollten sie ihm ruhig die Schuld an allem geben – warum auch nicht? Welches Recht hatte denn jemand ohne Freunde, sich zu beschweren? Ja, sie hatten ihn schließlich doch dazu gezwungen: Er würde ein Leben als Verbrecher führen. Es gab keine andere Wahl.

Bei diesen Gedanken war er schon weit in die Wiesen hinausgelaufen, und die Schulglocke, die wieder zum Unterricht rief, bimmelte ihm von fern ins Ohr. Er schluchzte bei dem Gedanken, diesen alten, vertrauten Ton nie, nie wieder zu hören – es war sehr schwer, aber man zwang ihn ja dazu; da er in die kalte Welt hinausgejagt wurde, mußte er sich beugen – aber er verzieh ihnen. Darüber wurden die Schluchzer lauter und schneller.

Just in diesem Augenblick traf er auf seinen eingeschworenen Busenfreund Joe Harper – mit hartem Blick und offenkundig mit einem festen, schweren Entschluß im Herzen. Zweifellos waren sie »zwei Seelen und ein Gedanke«. Tom wischte sich die Augen mit dem Ärmel, schluchzte, er habe sich entschlossen, der harten Fron und der mangelnden Zuneigung daheim zu entfliehen, hinaus in die große weite Welt zu ziehen und niemals zurückzukehren, und er hoffe, daß Joe ihn nicht vergessen würde.

Doch wie sich herausstellte, war dies der Wunsch, den Joe gerade an Tom hatte richten wollen, weswegen er schon auf

der Suche nach ihm gewesen war. Seine Mutter hatte ihn durchgeprügelt, weil er Rahm getrunken haben sollte, von dem er aber nicht gekostet, ja nicht einmal gewußt hatte; es war offenkundig, daß sie ihn leid war und wollte, daß er verschwinde; wenn sie so dachte, könne er nichts anderes tun, als dem nachzukommen; er hoffe, daß sie glücklich würde und niemals bedauern müsse, daß sie ihren armen Jungen hinaus in die mitleidlose Welt gejagt hatte, um dort zu leiden und zu sterben.

Während die beiden Jungen traurig weiterwanderten, schlossen sie einen Pakt, einander beizustehen und Brüder zu sein und sich niemals zu trennen, bis der Tod sie von ihren Sorgen befreite. Dann fingen sie an, Pläne zu schmieden. Joe war dafür, Einsiedler zu werden und in einer abgelegenen Höhle von trocken Brot zu leben und irgendwann vor Kälte, Not und Kummer zu sterben; doch nachdem er Tom zugehört hatte, mußte er zugeben, daß ein Leben als Verbrecher doch einige deutliche Vorteile bot, und so stimmte er zu, Pirat zu werden.

Drei Meilen südlich von St. Petersburg, an einer Stelle, wo der Mississippi fast zwei Kilometer breit war, lag eine langgestreckte, schmale bewaldete Insel mit einer flachen Sandbank am oberen Ende, die sich als Treffpunkt geradezu anbot. Die Insel war nicht bewohnt, und sie lag weit drüben am andern Ufer, direkt einem dichten und nahezu unbewohnten Wald gegenüber. Also entschieden sie sich für die Jackson-Insel. Wer das Opfer ihrer Piraterien werden sollte, war eine Frage, die sich ihnen nicht stellte. Dann scheuchten sie Huckleberry Finn auf, der sich ihnen sofort anschloß, denn welchen Lebensweg er einschlug, war ihm vollkommen egal. Schließlich trennten sie sich und verabredeten, sich zu ihrer bevorzugten Stunde – also um Mitternacht – an einer einsamen Stelle am Flußufer drei Kilometer oberhalb des Städtchens zu treffen. Dort lag ein kleines Holzfloß, das sie erbeuten wollten. Jeder sollte

Angelhaken und Schnur und soviel Proviant mitbringen, wie er nur auf die finsterste und rätselhafteste Weise stehlen konnte – wie es sich für Gesetzlose ziemte. Und bevor noch der Nachmittag um war, hatten sie es geschafft, die Genugtuung auszukosten, die sie dabei empfanden, als sie die Neuigkeit verbreiteten, daß die Stadt schon bald »etwas zu hören« bekommen würde. Alle, die diesen Hinweis erhielten, wurden ermahnt, »zu schweigen und abzuwarten«.

Gegen Mitternacht tauchte Tom mit einem gekochten Schinken und etwas Krimskrams auf und hielt sich in einem dichten Gestrüpp auf einer schmalen Klippe oberhalb des Treffpunkts verborgen. Die Nacht war sternenklar und totenstill. Der mächtige Fluß lag wie ein ruhiges Meer da. Tom lauschte eine Weile, aber kein Geräusch durchbrach die Stille. Dann pfiff er einmal leise hörbar. Vom Fuß der Klippe kam die Antwort. Tom pfiff noch zweimal; die Signale wurden auf die gleiche Weise erwidert. Dann sagte eine leise Stimme: »Wer dort?«

»Tom Sawyer, der Schwarze Rächer der Spanischen Meere. Und wie lautet Euer Name?«

»Huck Finn, die Blutige Hand, und Joe Harper, der Schrecken der See.« Tom hatte diese Beinamen aus seiner Lieblingslektüre.

»Gut dem Dinge. Wie lautet die Losung?«

Zwei heisere Stimmen flüsterten gemeinsam dasselbe furchtbare Wort in die düstere Nacht: »BLUT!«

Dann ließ Tom seinen Schinken über die Klippe purzeln und glitt hinterher, wobei er sich ziemlich die Haut aufschürfte und die Kleidung zerriß. Unterhalb der Klippe gab es einen leichten und bequemen Pfad am Ufer entlang, aber dem gingen all die Vorteile an Schwierigkeit und Gefahr ab, die ein Pirat so sehr schätzt.

Der Schrecken der See hatte eine Speckseite mitgebracht und sich damit auf dem Weg hierher beinahe verausgabt. Finn, die Blutige Hand, hatte eine Bratpfanne und eine

ziemliche Menge an halb getrocknetem Tabak geklaut und auch gleich ein paar Maiskolben mitgebracht, um daraus Pfeifen zu machen. Der Schwarze Rächer der Spanischen Meere meinte, daß sie ohne Feuer gar nicht erst anfangen bräuchten. Das war eine gute Idee; Streichhölzer waren damals noch recht unbekannt. Auf einem großen Floß, etwa hundert Meter entfernt, sahen sie ein Feuer glimmen, und sie schlichen sich dorthin und bedienten sich mit einem glimmenden Holzscheit. Sie machten ein großartiges Abenteuer daraus, sagten hin und wieder »Still!« und blieben plötzlich mit einem Finger vor den Lippen stehen; hatten die Hände um nicht vorhandene Dolchgriffe geschlossen und erteilten mit düsterem Flüstern Befehle, es »den Feind«, sollte er sich rühren, »bis zum Griff schmecken zu lassen«, weil »Tote nicht mehr sprechen«. Sie wußten ganz genau, daß die Flößer alle unten in der Stadt waren, im Schuppen lagen oder auf Sauftour waren, aber das war ja keine Ausrede dafür, dieses Unterfangen auf unpiratische Weise durchzuführen.

Schließlich stießen sie ab, Tom hatte das Kommando übernommen, Huck stand am Heckruder, Joe am Bugruder. Tom stand mittschiffs, hatte die Arme verschränkt, blickte düster um sich und gab mit leiser harscher Stimme seine Befehle:

»Luv, und in den Wind gedreht!«

»Ay-ay, Sir!«

»Langsam, laang … saam!«

»Langsam, Sir!«

»Einen Strich abfallen!«

»Einen Strich, Sir!«

Da die Jungen das Floß ruhig und gleichmäßig in die Flußmitte ruderten, waren sie wohl unzweifelhaft der Meinung, daß diese Befehle nur zum »Guten Ton« gehörten und weiter nichts zu bedeuten hatten.

»Welche Segel sind gesetzt?«

»Untersegel, Marssegel und Außenklüver, Sir.«

»Oberbramsegel hoch! Rauf mit Euch in die Takelung, sechs Mann – Vorbramsegel! Zack-zack!«

»Ay-ay, Sir!«

»Raus mit dem Großbramsegel! Schoten und Brassen! Jetzt, Männer!«

»Ay-ay, Sir!«

»Kräftig nach Lee … hart backbord! Alle Mann Achtung bei der Wende! Backbord, backbord! Jetzt, Männer! Alle Mann! Laang … saam!«

»Langsam, Sir!«

Das Floß zog über die Flußmitte; die Jungen richteten es mit dem Bug aus und lehnten sich dann an die Ruder. Der Fluß stand nicht hoch, und die Strömung war nicht schneller als zwei oder drei Meilen die Stunde. In der nächsten dreiviertel Stunde fiel kaum ein Wort. Dann trieb das Floß an dem in der Ferne liegenden Städtchen vorbei. Zwei, drei flackernde Lichter jenseits der undeutlichen riesigen Fläche sternenfunkelnden Wassers deuteten an, wo es friedlich schlummerte und nichts von dem ungeheuren Geschehen mitbekam, das sich hier abspielte. Der Schwarze Rächer stand mit verschränkten Armen da, warf einen »letzten Blick« auf den Ort vergangener Freuden und nachfolgender Leiden und wünschte sich, »sie« könne ihn so sehen, draußen auf hoher See, wie er sich furchtlos und unerschrocken Gefahr und Tod gegenüberstellte und mit grimmigem Lächeln auf den Lippen seinem Schicksal entgegensah. Er mußte seine Phantasie nur ein klein wenig anstrengen, damit die Jackson-Insel außer Sichtweite der Stadt lag, und so sandte er, mit gebrochenem Herzen, aber tief zufrieden »einen letzten Blick« hinüber.

Die anderen Piraten blickten ebenfalls ein letztes Mal dorthin; und sie schauten so lange, daß sie beinahe von der Strömung außerhalb der Reichweite der Insel getrieben worden wären. Doch sie bemerkten die Gefahr gerade noch

rechtzeitig und konnten sie mit Mühe und Not abwenden. Gegen zwei Uhr früh stieß das Floß zweihundert Meter oberhalb der Insel auf Grund, und sie wateten hin und her, bis sie ihre Vorräte an Land geschafft hatten. Zur Floßausrüstung gehörte ein altes Segel, das sie über eine kleine Senke im Gebüsch als Zelt zum Schutz für ihre Vorräte ausbreiteten, sie selbst wollten bei gutem Wetter unter freiem Himmel schlafen, wie es sich für Gesetzlose gehörte.

Neben einem großen Baumstamm, zwanzig, dreißig Schritte im dunklen Innern des Waldes, entfachten sie ein Feuer, brieten sich etwas von dem Speck zum Essen und aßen die Hälfte von ihrem Maisbrot auf, das sie mitgebracht hatten. Es kam ihnen ungeheuer aufregend vor, dort draußen auf diese wilde, freie Art zu schlemmen, im unberührten Wald einer unerforschten und unbewohnten Insel, weit entfernt von den Behausungen der Menschen, und sie verkündeten, nie wieder in die Zivilisation zurückkehren zu wollen. Das lodernde Feuer beleuchtete ihre Gesichter und warf einen rötlichen Schein auf die Säulen des waldigen Tempels und auf die glänzenden Blätter und festlichen Girlanden der Kletterpflanzen.

Als die letzte Scheibe knusprigen Specks aufgegessen und das letzte Stück Maisbrot verschlungen war, legten sich die Jungen rundum zufrieden ins Gras. Sie hätten sich einen kühleren Platz suchen können, aber auf so eine romantische Zutat wie das lodernde Lagerfeuer wollten sie nicht verzichten.

»Is das nich toll?« sagte Joe.

»Wild!« meinte Tom. »Was die Jungs wohl sagen würden, wenn sie uns sehen könnten?«

»Sagen? Die würden alles drum geben, hier zu sein … nich, Hucky?«

»Find ich auch«, sagte Huckleberry. »Also, mir gefällt’s. Besser könnt ich’s mir gar nich wünschen. Meistens krieg ich nich genug zu essen … und hierher können sie nich kommen

und einen holen und rumschikanieren.«

»So stell ich mir das Leben vor«, sagte Tom. »Du mußt in der Früh nich aufstehn, du mußt nich in die Schule und dich waschen und all dieses blöde Zeugs. Weißte, als Pirat an Land mußte überhaupt nichts machen, Joe, aber als Einsiedler mußte andauernd beten, und außerdem isses nich so lustig, so ganz allein.«

»Ja, stimmt«, sagte Joe, »daran hab ich noch gar nich gedacht. Als Pirat isses tausendmal besser, jetzt, wo ich's ausprobiert hab.«

»Siehste«, sagte Tom, »heutzutage stehn die Menschen nich mehr so auf Einsiedler wie früher, aber 'n Pirat wird immer respektiert. Und 'n Einsiedler muß auf dem härtesten Boden schlafen, den er finden kann, und sich Sack und Asche auf 'n Kopf legen und draußen im Regen stehen, und …«

»Wozu tut er sich denn Sack und Asche auf 'n Kopf?« fragte Huck.

»Keine Ahnung. Aber das müssen se. Das machen Einsiedler nun mal so. Das muß man tun, wenn man Einsiedler is.«

»Den Teufel würd ich«, sagte Huck.

»Na, was würdeste denn sonst tun?«

»Keine Ahnung. Aber das nich.«

»Aber Huck, das mußte dann. Wie willste dich davor drücken?«

»Ich würds einfach nich machen. Ich würd weglaufen.«

»Weglaufen! Na, als Einsiedler würdeste ja 'ne hübsche Niete abgeben. Du wärst 'ne Schande.«

Die Blutige Hand gab darauf keine Antwort, weil sie Besseres zu tun hatte. Huck hatte einen Maiskolben ausgehöhlt, und nun bohrte er einen Rohrstengel hinein, füllte den Kolben mit Tabak, preßte ein Stück Glut in die Pfeife und blies eine Wolke duftenden Qualms aus – es war ihm offenkundig höchst wohl zumute. Die anderen Piraten beneideten ihn um dieses ungeheure Laster und beschlossen

insgeheim, es selbst bald zu versuchen. Schließlich fragte Huck: »Was muß man als Pirat denn eigentlich so machen?«

»Ach, die ham einfach ’ne Menge Spaß – entern Schiffe und zünden se an und rauben das Geld und verstecken’s an schaurigen Stellen auf ihrer Insel, wo es Geister und alles mögliche gibt, die’s bewachen, und töten alle Mann an Bord … die lassen se über die Planke laufen.«

»Und die Frauen verschleppen se auf die Insel«, fuhr Joe fort, »die Frauen töten se nich.«

»Nee«, stimmte Tom ihm zu, »die Frauen töten se nich, dazu sind die viel zu edel. Und die Frauen sind immer wunderschön.«

»Und tolle Sachen ham die an! Oh, Mann! Überall Gold und Silber und Diamanten«, sagte Joe voller Überschwang.

»Wer?« fragte Huck.

»Na, die Piraten.«

Huck betrachtete traurig seine eigene Kleidung.

»Ich denke, für ’nen Piraten bin ich nich richtig angezogen«, sagte er mit dem größten Bedauern in der Stimme, »aber was anderes hab ich nich.«

Doch die beiden anderen meinten, die feinen Klamotten würden schon noch kommen, wenn sie erst mal mit ihren Abenteuern begonnen hätten. Sie machten ihm klar, daß seine Lumpen für den Anfang schon in Ordnung seien, wenn es auch für reiche Piraten eigentlich üblich sei, gleich mit der passenden Bekleidung anzufangen.

Schließlich hörten sie auf zu reden, und Müdigkeit breitete sich über die Augenlider der heimatlosen Knaben. Blutige Hand fiel die Pfeife aus den Fingern, und er schlief den Schlaf des Gerechten und rechtschaffen Müden. Der Schrecken der See und der Schwarze Rächer der Spanischen Meere hatten größere Schwierigkeiten einzuschlafen. Sie beteten heimlich und legten sich hin, denn es gab niemanden, der ihnen hätte befehlen können, hinzuknien und laut zu beten; eigentlich hätten sie das Gebet am liebsten

ganz ausgelassen, aber gleich so weit zu gehen, hatten sie Angst, um nicht einen plötzlichen und gezielten Blitz vom Himmel herauszufordern. Im Nu waren sie kurz davor einzuschlafen – doch da meldete sich ein Eindringling, der sich nicht so leicht abschütteln ließ. Es war das schlechte Gewissen. Sie hatten Angst, es könne falsch von ihnen gewesen sein wegzulaufen; dann dachten sie an das Fleisch, das sie gestohlen hatten, und dann erst begann die richtige Folter. Sie versuchten sich damit herauszureden, daß sie das Gewissen daran erinnerten, sie hätten doch schon Dutzende Male Bonbons und Äpfel stibitzt, doch mit solch fadenscheinigen Argumenten ließ sich das Gewissen nicht beruhigen. Zum Schluß fanden sie, sie kämen um die unumstößliche Tatsache nicht herum, daß Bonbons stibitzen nur »Klauen« war, Speck und Schinken und ähnlich wertvolle Dinge aber nichts Geringeres als blankes »Stehlen« – und dagegen gab es ein Gebot in der Bibel. Also beschlossen sie bei sich, daß sie, solange sie sich mit Piraterien abgaben, nie wieder die Sünde des Stehlens begehen wollten. Danach ließ sich das Gewissen auf einen Waffenstillstand ein, und die merkwürdig wankelmütigen Piraten fielen in einen friedlichen Schlaf.

Vierzehntes Kapitel

Als Tom in der Frühe erwachte, wußte er erst nicht, wo er war. Er setzte sich auf, rieb sich die Augen und sah sich um. Dann fiel es ihm wieder ein. Es war ein kühler grauer Morgen, und in der alles durchdringenden Ruhe und Stille des Waldes herrschte ein Gefühl von Harmonie und Frieden. Kein Blatt rührte sich, kein Geräusch störte die Natur bei ihrer inneren Betrachtung. Tautropfen hingen an Blättern und Halmen. Eine weiße Ascheschicht bedeckte die Glut, und ein dünner blauer Streifen Rauch zog senkrecht in die Höhe. Joe und Huck schliefen noch.

Tief im Wald rief ein Vogel; ein anderer antwortete; schließlich hörte man einen Specht hämmern. Allmählich hellte sich das kühle blasse Grau des Morgens auf, die Geräusche nahmen zu, und das Leben zeigte sich wieder. Das Wunder der Natur, die den Schlaf abschüttelte und sich wieder ans Werk machte, entfaltete sich vor den Augen des in Gedanken versunkenen Jungen. Eine kleine grüne Raupe kroch über ein taubedecktes Blatt, hob von Zeit zu Zeit zwei Drittel des eigenen Körpers in die Höhe, »schnüffelte umher« und setzte dann ihren Weg fort – sie nahm Maß, sagte sich Tom. Und als sich die Raupe ihm aus freien Stücken näherte, blieb er still wie ein Stein sitzen, und je nachdem, ob das Geschöpf auf ihn zukam oder lieber woanders hinkriechen wollte, stiegen Toms Hoffnungen oder sanken wieder in sich zusammen. Als die Raupe schließlich einen quälenden Augenblick lang, den gekrümmten Körper in die Luft gereckt, zögerte, sich dann entschlossen auf Toms Bein niederließ und begann, über ihn hinweg zu kriechen, war Tom von ganzem Herzen froh – denn das bedeutete, daß er neue Sachen bekam – bestimmt ein schillernd buntes

Piratenkostüm. Dann näherte sich von irgendwoher eine Ameisenprozession und machte sich an die Arbeit; eins der Tierchen mühte sich mannhaft mit einer toten Spinne herum, die fünfmal so groß war wie es selbst, und schleppte sie senkrecht einen Baum hinauf. Ein brauner, gepunkteter Marienkäfer erklomm die schwindelnde Höhe eines Grashalms, und Tom beugte sich ganz nah zu ihm vor und sagte: »Käferlein, Käferlein, fliege schnell heim, dein Haus steht in Flammen, die Kinder sind allein«, und der Käfer flog davon, um nachzuschauen – was den Jungen nicht weiter überraschte, denn er wußte von klein auf, daß dieses Insekt sehr leichtgläubig war, wenn es um Brände ging, und hatte dessen Leichtgläubigkeit mehr als einmal geprüft. Als nächstes kam ein Mistkäfer vorbei, der sich aus Leibeskräften mit seiner Kugel abmühte; Tom berührte das Geschöpf und beobachtete, wie der Käfer die Beine an den Leib zog und sich totstellte. Zu diesem Zeitpunkt machten die Vögel schon einen ziemlichen Lärm. Eine Spottdrossel ließ sich auf dem Baum über Toms Kopf nieder und ahmte in einem Begeisterungstaumel trillernd die Lieder der Nachbarn nach; dann stürzte ein kreischender Eichelhäher, ein blau flammender Blitz, herab und setzte sich auf einen Zweig gerade außerhalb der Reichweite des Jungen, neigte den Kopf zur Seite und beäugte die Fremden mit unverhohlener Neugier; ein graues und ein ziemlich großes rostbraunes Eichhörnchen eilten vorbei und setzten sich alle paar Meter auf, um die Jungen zu beäugen und anzuschnattern; die wilden Tiere hatten wahrscheinlich noch nie ein menschliches Wesen gesehen und wußten nicht recht, ob sie Angst haben sollten oder nicht. Die ganze Natur war nun erwacht und regte sich; lange Sonnenstrahlen bohrten sich überall durch das dichte Laubwerk, und ein paar Schmetterlinge taumelten durch die Szenerie.

Tom weckte die beiden anderen Piraten, und unter lautem Gebrüll rannten sie los, hatten sich in wenigen Augenblicken

ausgezogen, jagten sich durch das flache, klare Wasser der weißen Sandbank und stolperten übereinander. Sie verspürten keine Sehnsucht nach dem Städtchen, das in einiger Entfernung jenseits der majestätischen Weite des Flusses schlief. Eine Nebenströmung oder ein leichter Wasseranstieg hatte ihr Floß davongespült, aber das freute sie nur, da sein Verschwinden bedeutete, daß alle Brücken zwischen ihnen und der Zivilisation abgebrochen waren.

Erfrischt, frohen Mutes und mit einem Heißhunger kehrten sie in ihr Lager zurück und entfachten erneut das Lagerfeuer. Huck entdeckte in der Nähe eine Quelle mit klarem, kalten Wasser, und die Jungen formten sich aus breiten Eichen- oder Hickoryblättern Becher und fanden, daß Wasser, gesüßt mit dem Zauber einer solchen bewaldeten Wildnis, genauso gut war wie Kaffee. Als Joe Speck zum Frühstück schnitt, baten Tom und Huck ihn, noch einen Augenblick mit dem Braten zu warten; die beiden gingen zu einer vielversprechenden geschützten Stelle am Flußufer und warfen ihre Angeln aus; in kürzester Zeit hatten sie etwas gefangen. Joe hatte gar nicht die Zeit gehabt, ungeduldig zu werden, als sie schon mit einigen Flußbarschen und einem kleinen Katzenwels zurückkehrten – genug Proviant für eine ziemlich große Familie. Sie brieten den Fisch mit dem Speck und waren überrascht; so gut hatte ihnen Fisch noch nie geschmeckt. Sie wußten nicht, daß ein Süßwasserfisch um so besser schmeckt, je schneller er nach dem Fang gebraten wird; und sie dachten nicht allzuviel darüber nach, daß auch Schlafen und Herumbalgen an der frischen Luft, Baden und eine gute Portion Hunger eine gute Soße ergeben.

Nach dem Frühstück lagen sie im Schatten herum, Huck schmauchte eine Pfeife, und dann machten sie sich auf eine Erkundungsexpedition durch den Wald. Sie stapften fröhlich über verrottende Baumstämme, durch verwachsenes Unterholz, vorbei an würdevollen Monarchen des Waldes, die

von den Kronen bis zum Boden mit königlichen Insignien aus Kletterpflanzen behängt waren. Ab und zu stießen sie auf gemütliche, grasbedeckte Lichtungen, die mit Blumen übersät waren.

Sie fanden viele Dinge, an denen sie sich erfreuten, aber nichts, was sie wirklich in Erstaunen versetzte. Sie stellten fest, daß die Insel rund drei Meilen lang und eine Viertelmeile breit war und nur durch einen schmalen Kanal von kaum zweihundert Metern Breite vom nächstgelegenen Flußufer getrennt war. Sie gingen jede Stunde schwimmen, und als sie wieder ins Lager zurückkehrten, war es bereits später Nachmittag. Sie waren zu hungrig zum Fischen, dafür labten sie sich an kaltem Schinken, legten sich dann in den Schatten und unterhielten sich. Doch nach einer Weile schleppte sich das Gespräch dahin und erstarb dann völlig. Die Stille, die Feierlichkeit des Waldes und das Gefühl von Einsamkeit hinterließen langsam ihre Spuren auf den Gemütern der Jungen. Sie fingen an zu grübeln. Eine Art namenloses Verlangen beschlich sie. Es nahm langsam Gestalt an – es handelte sich um erste Anzeichen von Heimweh. Selbst Finn, die Blutige Hand, träumte von seinen Türschwellen und leeren Fässern. Aber sie schämten sich ihrer Schwäche, und keiner war mutig genug, auszusprechen, was ihn bedrückte.

Eine ganze Weile schon hatten die Jungen ein merkwürdiges Geräusch in der Entfernung gehört, ohne es richtig wahrzunehmen, so wie man manchmal das Ticken einer Uhr hört, ohne wirklich Notiz davon zu nehmen. Doch nun wurde dieses rätselhafte Geräusch immer lauter und forderte ihre Aufmerksamkeit.

Die Jungen schreckten hoch, sahen sich an und lauschten. Lange war nichts zu hören, die Stille blieb tief und ungebrochen; dann wehte aus der Entfernung ein tiefer, dumpfer Donner herüber.

»Was is das?« wollte Joe flüsternd wissen. »Frag ich mich

auch«, wisperte Tom zurück.

»Das is kein Donner«, sagte Huck leise, »weil Donner nämlich …«

»Schsch!« machte Tom. »Hör mal … still.«

Sie warteten eine Ewigkeit, und dann durchbrach das gedämpfte Donnern erneut die feierliche Stille.

»Das schaun wir uns an.«

Sie sprangen auf und liefen zum Ufer, das der Stadt gegenüberlag. Sie teilten das Gebüsch am Ufer und schauten übers Wasser. Die kleine Dampffähre trieb etwa eine Meile unterhalb der Stadt mit der Strömung. Das breite Deck schien voller Menschen zu sein. Jede Menge Ruderboote zogen in der Nähe der Fähre übers Wasser oder trieben dahin, aber die Jungen konnten nicht erkennen, was die Männer in den Booten taten. Schließlich fauchte eine große weiße Rauchschwade von der Seite der Fähre, und während sie sich ausdehnte und in einer trägen Wolke aufstieg, wehte wieder dasselbe Donnern zu den Zuhörern hinüber.

»Jetzt weiß ich!« rief Tom, »da is wer ertrunken!«

»Stimmt!« sagte Huck, »das ham se letzten Sommer auch gemacht, als Bill Turner ertrunken is; sie feuern ’ne Kanone übers Wasser, und davon kommt er dann nach oben. Ja, und dann nehmen se Brote und tun Quecksilber rein und lassen se treiben, und dann treiben se genau dorthin, wo einer ertrunken is, und bleiben da stehen.«

»Ja, davon hab ich auch gehört«, sagte Joe. »Ich frag mich nur, warum das Brot das tut.«

»Ach, mit dem Brot hat das nich soviel zu tun«, erwiderte Tom. »Ich denke, es kommt drauf an, wie sie es beschwörn, bevor sie’s treiben lassen.«

»Aber die beschwörn es nich«, sagte Huck. »Ich hab sie beobachtet, und sagen tun die gar nichts.«

»Komisch«, meinte Tom. »Aber vielleicht sprechen sie nur so für sich. Aber klar. Das weiß doch jeder.«

Die beiden anderen fanden auch, daß da was dran war,

was Tom sagte, denn von einem dummen Laib Brot konnte man ja nicht erwarten, daß er sich auf einmal klug verhielt, wenn er auf eine derart gewichtige Mission geschickt wurde und nicht vorher beschworen worden war.

»Mensch, wenn ich jetzt bloß dabei wäre«, sagte Joe.

»Ich auch«, sagte Huck. »Ich würd sonstwas dafür geben, wenn ich wüßte, wer's is.«

Die Jungen hörten weiter zu und lauschten. Schließlich durchfuhr Tom blitzartig ein Gedanke, und er rief: »Jungs, ich weiß, wer da ertrunken is. Wir!«

Sofort fühlten sie sich wie Helden. Das war ein ungeheurer Triumph; sie wurden vermißt; man betrauerte sie; Herzen brachen wegen ihnen; Tränen wurden vergossen; schlimme Erinnerungen an Herzlosigkeiten, die man diesen armen verlorenen Burschen angetan hatte, tauchten auf, und man gab sich nutzlosem Bedauern hin und hatte Gewissensbisse; aber das Beste an der Sache war, die Verschiedenen waren in aller Munde, alle Jungen beneideten sie, jedenfalls, was diese ungeheure Berühmtheit betraf. Es war toll. Es lohnte sich also doch, Pirat zu sein.

Als die Dämmerung hereinbrach, machte sich die Fähre wieder an die gewohnte Arbeit, und die Ruderboote verschwanden. Die Piraten kehrten ins Lager zurück. Sie platzten schier vor Eitelkeit angesichts ihres neuen Ruhms und der ungeheuren Aufregung, für die sie gesorgt hatten. Sie fingen Fische, brieten und aßen sie, und dann grübelten sie darüber nach, was man im Städtchen wohl über sie dachte und sprach; und die Bilder, die sie von der Sorge zeichneten, die sich die Allgemeinheit um sie machte, waren äußerst befriedigend – von ihrem Standpunkt aus betrachtet.

Doch als die Nacht über sie hereinbrach, versiegte das Gespräch nach und nach, und die Jungen saßen da, starrten ins Feuer und waren offensichtlich mit den Gedanken ganz woanders. Die Freude war vorüber, und Tom und Joe

konnten die Gedanken an bestimmte Personen daheim, die nicht soviel Freude an diesem Spaß fanden wie sie, nicht verdrängen. Zweifel tauchten auf; die Jungen wurden unruhig und traurig; ohne es zu merken, seufzten sie ein paarmal. Nach einer Weile wagte Joe vorsichtig, die »Fühler« auszustrecken, was die anderen denn von einer Rückkehr in die Zivilisation hielten – nicht gleich sofort, aber –

Tom überzog ihn mit beißendem Spott! Huck, der bis dahin keine Meinung dazu hatte, schloß sich Tom an, und der Zauderer »erklärte« sich schleunigst und war froh, sich aus dem Schlamassel zu befreien, ohne daß der Geruch allzu hasenherzigen Heimwehs an seinen Kleidern hängenblieb. Für den Augenblick jedenfalls konnte eine Meuterei im Keim erstickt werden.

Als die Nacht immer schwärzer wurde, nickte Huck ein und fing bald an zu schnarchen. Joe ließ nicht lang auf sich warten. Tom lag eine Weile reglos auf die Ellbogen gestützt da und betrachtete die beiden eingehend. Schließlich kniete er sich vorsichtig hin und suchte im Gras und den flackernden Schatten des Lagerfeuers herum. Er hob ein paar große, halbrunde, dünne weiße Rindenstücke einer Platane auf, untersuchte sie und suchte schließlich zwei geeignete Stücke heraus. Dann kniete er sich neben das Feuer und schrieb mit roter Kreide angestrengt etwas auf diese beiden Stücke; das eine Stück rollte er zusammen und steckte es in die Jackentasche, das andere steckte er in Joes Hut und legte ihn ein kleines Stück vom Besitzer entfernt hin. Dann legte er bestimmte Schuljungenschätze von nahezu unschätzbarem Wert in den Hut – darunter ein Stück Kreide, einen Gummiball, drei Angelhaken und eine dieser Murmeln, die »bestimmt« aus Kristallglas waren. Dann schlich er sich auf Zehenspitzen zwischen den Bäumen davon, bis er glaubte, außer Hörweite zu sein, und rannte in Richtung Sandbank los.

Fünfzehntes Kapitel

Ein paar Minuten später war Tom im seichten Wasser der Sandbank und watete zum Illinois-Ufer hinüber. Bis er brusttief versunken war, hatte er schon den halben Weg hinter sich; die Strömung wurde zu stark, um weiter zu waten, also machte er sich unverdrossen daran, die letzten hundert Meter zu schwimmen. Er querte den Fluß stromaufwärts, wurde jedoch schneller abgetrieben, als er erwartet hatte. Aber er erreichte sicher das Ufer, ließ sich bis zu einer flachen Stelle treiben und ging an Land. Er legte die Hand auf die Jackentasche und fand dort das Rindenstück, dann ging er mit tropfnassen Kleidern am Flußufer entlang durch den Wald. Kurz vor zehn kam er an eine Lichtung, die der Stadt gegenüber lag, und sah die Fähre im Schatten der Bäume und des Hochufers liegen. Alles war still unter den blinkenden Sternen. Er schlich zum Ufer hinunter, sah sich ständig um, glitt ins Wasser, machte drei, vier Züge und kletterte in das Beiboot, das am Heck der Fähre als Schleppkahn diente. Er legte sich unter die Ruderbank und wartete keuchend.

Schließlich schlug die gesprungene Schiffsglocke, und eine Stimme gab den Befehl abzulegen. Einen Augenblick später stand das Bug des Beiboots hoch in der Heckwelle der Fähre, und die Reise begann. Tom freute sich über seinen Erfolg, denn er wußte, daß dies die letzte Überfahrt für die Nacht war. Nach einer langen Viertelstunde stoppten die Schaufelräder, und Tom glitt über Bord und schwamm in der Dämmerung an Land, um sich nicht von möglichen Nachzüglern ertappen zu lassen.

Er lief durch menschenleere Gassen und fand sich bald am Zaun hinter dem Haus der Tante wieder. Er kletterte

hinüber, näherte sich dem Anbau und spähte durchs Wohnzimmerfenster, denn dort brannte noch Licht. Da saßen Tante Polly, Sid, Mary und Joe Harpers Mutter zusammen und sprachen miteinander. Sie saßen beim Bett, und das Bett stand zwischen ihnen und der Tür. Tom ging dorthin und hob leise den Riegel; dann schob er vorsichtig die Tür auf, die einen Spaltbreit nachgab; er drückte vorsichtig und zuckte jedesmal zusammen, wenn sie knarrte, bis er glaubte, sich auf Knien hindurchzwängen zu können; dann steckte er den Kopf zur Tür herein und schlich sich vorsichtig hinein.

»Warum flackert denn die Kerze so?« fragte Tante Polly. Tom beeilte sich. »Ach, ich glaube, die Tür ist offen. Aber natürlich. Es wird doch immer seltsamer. Geh und mach sie zu, Sid.«

Tom verschwand gerade noch rechtzeitig unterm Bett. Dort lag er und verschnaufte eine Weile, dann kroch er vor, bis er seine Tante fast am Fuß fassen konnte.

»Also, wie ich gerade sagte«, setzte Tante Polly an, »eigentlich war er gar kein so schlechter Junge, hatte eben nur Unsinn im Kopf. Leichtsinnig und unbesonnen, das war er. Er gebärdete sich so ungestüm wie ein junges Fohlen. Er hat es nie bös gemeint, und er war der gutherzigste Kerl, den man sich denken kann«, und dann brach sie in Tränen aus.

»Bei meinem Joe war es ganz dasselbe. Immer voller Streiche und für jeden Schabernack zu haben, aber auch so selbstlos und freundlich, wie man nur sein kann … ach, wenn ich nur dran denke, daß ich ihn verprügelt habe, weil er den Rahm stibitzt hat, ohne mich daran zu erinnern, daß ich ihn selbst weggeschüttet habe, weil er sauer geworden war, und nun sehe ich ihn in dieser Welt nie, nie wieder, den armen Jungen habe ich doch zu schlecht behandelt!« Und dann schluchzte Mrs. Harper, als wolle ihr das Herz brechen.

»Ich hoffe, Tom hat es dort, wo er jetzt ist, besser«, sagte Sid, »wenn er doch nur manchmal braver gewesen wäre …«

»Sid! « Tom spürte den vernichtenden Blick, der in den

Augen der alten Dame aufflammte, auch wenn er ihn nicht sehen konnte. »Kein schlechtes Wort über meinen Tom, jetzt, wo er von uns gegangen ist! Ach, Mrs. Harper, ich weiß nicht, wie ich ihn hergeben soll, ich weiß nicht, wie ich ihn hergeben soll! Er war ein solcher Trost für mich, auch wenn er mir fast mein altes Herz aus dem Leib gequält hat.«

»Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Gelobt sei der Herr! Aber es ist so schwer …, ach, so schwer! Erst letzten Samstag hat Joe einen Knallfrosch direkt unter meiner Nase angezündet, und ich habe ihm eine schallende Ohrfeige gegeben. Ich konnte doch nicht ahnen, wie bald … ach, wenn ich nur könnte, würde ich ihn umarmen und dafür segnen.«

»Ja, ach ja, ich weiß genau, wie Sie sich fühlen, Mrs. Harper, ich weiß ganz genau, wie Sie sich fühlen. Erst gestern mittag hat sich mein Tom die Katze geschnappt und mit Schmerz-Töter gefüttert, ich hab schon geglaubt, das arme Geschöpf reißt das Haus ab. Und Gott möge mir verzeihen, aber ich habe Tom eine Kopfnuß mit dem Fingerhut versetzt, armer Junge, armer, toter Junge. Aber nun ist er alle Sorgen los. Und die letzten Worte, die ich ihn hab sagen hören, war, wie er mir vorwarf …«

Doch die Erinnerung daran war zuviel für die alte Dame, und sie verlor die Fassung. Tom schniefte schon selbst – er hatte mehr Mitleid mit sich selbst als irgendwer sonst. Er konnte hören, wie Mary weinte und hin und wieder ein gutes Wort für ihn einlegte. Langsam bekam er eine höhere Meinung von sich als jemals zuvor. Dennoch rührte ihn der Kummer seiner Tante so sehr, daß er am liebsten unter dem Bett hervorgekrochen wäre, damit die Freude sie überwältigte – allein schon die ungeheure Theatralik einer solchen Szene sprach seine Seele ungeheuer an, aber er hielt sich zurück und lag still da.

Er lauschte weiter und reimte sich aus den verschiedenen Einzelheiten zusammen, daß man zuerst angenommen hatte,

die Jungen seien beim Baden ertrunken; dann habe man das kleine Floß vermißt; dann hatten ein paar Jungen erzählt, die vermißten Burschen hätten gedroht, daß die Stadt schon bald »von ihnen hören« werde; Neunmalkluge hatten sich »dies und jenes« zusammengereimt und daraus geschlossen, die Jungen seien auf dem Floß davon und würden in der nächsten Stadt flußabwärts schon wieder auftauchen; doch gegen Mittag habe man das Floß fünf, sechs Meilen unterhalb der Stadt am Missouri-Ufer gefunden – da war es mit allen Hoffnungen vorbei; sie mußten wohl ertrunken sein, denn sonst hätte der Hunger sie bei Einbruch der Nacht nach Hause getrieben, wenn nicht schon früher. Man nahm an, daß die Suche nach den Leichen nur deshalb fruchtlos geblieben war, weil sie wohl mitten im Fluß ertrunken sein mußten, denn sonst hätten die Jungen, die gute Schwimmer waren, es bis ans Ufer geschafft. Es war Mittwoch nacht. Wenn man die Leichen nicht bis Sonntag fände, würde man jede Hoffnung aufgeben und am Sonntag morgen die Trauerfeier abhalten. Tom schauderte es.

Mrs. Harper verabschiedete sich schluchzend und wollte gehen. Dann, aus einem gemeinsamen Antrieb heraus, stürzten sich die beiden Frauen in die Arme, weinten sich richtig aus und trennten sich schließlich. Als Tante Polly Sid und Mary Gute Nacht wünschte, war sie zärtlicher als sonst. Sid schniefte ein wenig, und Mary ging laut schluchzend hinaus.

Tante Polly kniete nieder, betete so rührend und flehend für Tom und legte unermeßlich viel Liebe in ihre Worte und in ihre alte zitternde Stimme, daß Tom zu Tränen gerührt war, lange bevor sie geendet hatte.

Er mußte lange still liegenbleiben, nachdem sie zu Bett gegangen war, denn ab und zu seufzte sie tief aus gebrochenem Herzen und wälzte und drehte sich unruhig. Doch schließlich lag sie ruhig da und stöhnte nur leise im Schlaf. Dann kroch der Junge hervor, stand neben dem Bett

langsam auf, beschattete die Kerze mit der Hand, stand da und betrachtete sie. Sein Herz war voller Mitleid zu ihr. Er zog die Rindenrolle aus der Tasche und legte sie neben die Kerze. Doch dann fiel ihm etwas ein, und er zögerte und grübelte. Dann strahlte er übers Gesicht, als er eine glückliche Lösung gefunden hatte; er steckte die Rinde schnell wieder ein. Dann beugte er sich vor, küßte die welken Lippen, schloß die Tür hinter sich und stahl sich heimlich davon.

Er schlich zurück zur Fähranlegestelle, fand dort niemanden vor und trat beherzt an Bord, denn er wußte, daß die Fähre unbemannt war, bis auf eine Wache, die sich immer hinlegte und wie ein Stein schlief. Tom machte das Beiboot am Heck los, glitt hinein und ruderte vorsichtig stromaufwärts. Als er eine Meile weit gerudert war, querte er den Fluß und legte sich kräftig in die Riemen. Das tat er nicht zum ersten Mal, und so kam er genau bei der Anlegestelle am anderen Ufer an. Er dachte erst daran, das Beiboot zu erbeuten, da man es ja wohl als Schiff bezeichnen konnte und eigentlich rechtmäßige Piratenbeute war, aber er wußte, daß man gründlich nach dem Boot suchen würde, was vielleicht zu ihrer Entdeckung führte. Also ging er an Land und verschwand im Wald.

Er setzte sich hin, ruhte lange aus und mühte sich wachzubleiben; dann machte er sich müde auf den Rückweg. Die Nacht war sehr weit fortgeschritten. Es war schon hellichter Tag, als er sich wieder auf Höhe der Insel befand. Er ruhte sich erneut aus, bis die Sonne ganz aufgegangen war, und stieg dann in den Fluß. Eine kurze Weile später blieb er tropfnaß in der Nähe des Lagers stehen und hörte, wie Joe sagte: »Nee, Huck, Tom meint’s durch und durch ehrlich, der kommt schon wieder. Der desertiert nich. Das wär ’ne Schande für einen Piraten, das weiß er, und außerdem is Tom zu stolz für so was. Er hat irgendwas vor. Ich frag mich nur, was?« »Aber die Sachen gehör’n jetzt uns,

oder nich?«

»Fast, aber noch nich ganz, Huck. Er hat geschrieben, sie gehör'n uns, wenn er bis zum Frühstück nich zurück is.«

»Und da is er schon!« rief Tom ganz dramatisch und trat mit großer Geste ins Lager.

Binnen kurzem war für ein üppiges Frühstück aus Speck und Fisch gesorgt, und während sich die Jungen darüber hermachten, berichtete Tom (mit Ausschmückungen) von seinen Abenteuern. Als er mit seiner Erzählung fertig war, hatten sie sich in eine eitle und prahlerische Gesellschaft von Helden verwandelt. Dann suchte Tom sich ein schattiges Plätzchen, um bis Mittag zu schlafen, und die beiden anderen Piraten machten sich auf, um zu angeln und die Insel zu erkunden.

Sechzehntes Kapitel

Nach dem Mittagessen machte sich die ganze Bande daran, auf der Sandbank nach Schildkröteneiern zu suchen. Sie liefen umher und bohrten Stöcke in den Untergrund, und wenn sie auf eine Stelle mit lockerem Sand stießen, knieten sie hin und schaufelten mit den Händen. Manchmal holten sie fünfzig, sechzig Eier aus einem Loch. Diese waren ganz rund und ein wenig kleiner als eine Walnuß. An jenem Abend schlemmten sie ein Mahl aus Spiegeleiern, und am Freitag früh noch einmal.

Nach dem Frühstück johlten und tollten sie auf der Sandbank herum, spielten Fangen, warfen nach und nach ihre Kleidung ab, bis sie nackt waren, und setzten die Albereien weit bis ins seichte Wasser hinaus fort, wo die stärkere Strömung sie manchmal von den Beinen holte und so den Spaß noch ungeheuer vergrößerte. Ab und zu standen sie beisammen, spritzten sich gegenseitig Wasser ins Gesicht und kamen langsam aufeinander zu, den Kopf zur Seite gedreht, um den Wasserspritzern zu entgehen; schließlich rangen sie miteinander, bis der Stärkere den anderen tunkte, und dann gingen sie in einem Wirrwarr aus weißen Beinen und Armen unter und tauchten prustend, platschend, lachend und nach Luft schnappend wieder auf, alles zur gleichen Zeit.

Als sie sich ausgetobt hatten, kamen sie aus dem Wasser und streckten sich auf dem trockenen, heißen Sand aus, gruben sich darin ein, stürzten nach einer Weile wieder ins Wasser, und schon ging das Spiel von vorn los. Schließlich fiel ihnen auf, daß ihre nackte Haut fleischfarbenen, hautengen Trikots ziemlich ähnlich sah, also malten sie eine Manege in den Sand und spielten Zirkus – mit drei Clowns,

weil keiner dem anderen diese begehrte Rolle überlassen wollte.

Sie holten ihre Murmeln und spielten »Knöchel«, »Kreisknicker« und »Pott«, bis ihnen die Lust daran verging. Joe und Huck gingen dann wieder schwimmen, nur Tom traute sich nicht, denn er hatte festgestellt, daß er beim Ausziehen der Hose das Fußkettchen mit den Klapperschlangenrasseln verloren hatte, und er wunderte sich, daß er ohne den Schutz dieses geheimnisvollen Amuletts noch keinen Krampf bekommen hatte. Er traute sich erst wieder ins Wasser, als er es gefunden hatte, doch da waren die beiden anderen schon müde und wollten sich ausruhen. Langsam gingen sie auseinander, fielen ins Grübeln und warfen sehnsüchtige Blicke über den breiten Fluß hinweg zum Städtchen, das dösend in der Sonne lag. Tom bemerkte, wie er mit dem großen Zeh BECKY in den Sand schrieb; er wischte es wieder weg und war wütend auf sich, daß er so schwach wurde. Doch erneut schrieb er es hin; er konnte nicht anders. Er radierte es wieder aus und befreite sich von diesem verlockenden Gedanken, indem er die beiden anderen Jungen zusammenrief und sich zu ihnen gesellte.

Aber Joes Mut war schon so tief gesunken, daß er kaum noch aufgemuntert werden konnte. Vor Heimweh konnte er es kaum noch aushalten. Die Tränen standen ihm schon in den Augen. Auch Huck war trübselig. Tom war niedergeschlagen, bemühte sich aber sehr darum, sich nichts anmerken zu lassen. Er hatte ein Geheimnis, das er noch nicht verraten wollte, aber wenn diese Niedergeschlagenheit, die schon an Meuterei grenzte, nicht bald beendet wurde, mußte er wohl damit herausrücken. Voller gespieltem Eifer sagte er: »Ich wette, hier hat’s schon früher Piraten gegeben, Jungs. Wir werden die Insel noch mal erkunden. Die haben hier irgendwo Schätze versteckt. Na, wie wär’s, wenn wir auf ’ne alte Kiste voller Gold und Silber stoßen … hmm?«

Aber das rief nur wenig Begeisterung hervor, die zudem schnell wieder versiegte, und Tom blieb ohne Antwort. Er probierte es noch mit der einen oder anderen Versuchung, aber auch die versagten. Es war entmutigend. Joe saß da, puhlte mit einem Stock im Sand und wirkte recht bedrückt. Schließlich sagte er: »Ach Jungs, laßt uns aufgeben. Ich will nach Hause. Es is so einsam.«

»Nee, Joe, nach ’ner Weile wirste dich schon besser fühlen«, sagte Tom. »Denk doch nur, wie gut man hier angeln kann.«

»Is mir doch egal. Ich will nach Hause.«

»Aber Joe, nirgendwo kann man so gut schwimmen gehen.«

»Schwimmen ist blöd. Macht doch keinen Spaß, wenn keiner da is, der’s mir verbietet. Ich will nach Hause.«

»Ach, Quatsch! Du Baby! Du willst zu deiner Mama, gib’s zu.«

»Ja, ich will zu meiner Mama … das würdest du auch wollen, wenn du eine hättest. Und ich bin auch kein größeres Baby als du.« Joe schniefte ein wenig.

»Na, soll doch die Heulsuse heim zu Mami, was, Huck? Armer Kleiner … will er zu seiner Mami? Na, soll er doch. Aber dir gefällt’s doch, oder, Huck? Wir bleiben, oder?«

Huck murmelte: »Jooh« – doch lag nicht allzu viel Überzeugung in seiner Stimme.

»Ich red kein Wort mehr mit dir, solang ich lebe«, sagte Joe und stand auf. »So!« Und er ging betrübt davon und zog sich an.

»Mir doch egal!« erwiderte Tom. »Zwingt dich ja keiner. Geh doch nach Hause, und laß dich auslachen. Du bist mir vielleicht ’n schöner Pirat. Huck und ich sind nich solche Heulsusen. Wir bleiben, nich, Huck? Soll er doch gehn, wenn er will. Wir kommen auch ohne ihn ganz gut aus.«

Aber Tom war nicht wohl zumute, und es beunruhigte ihn zu sehen, wie Joe sich mürrisch anzog. Und er erschrak, als

er sah, wie wehmütig Huck Joes Vorbereitungen beobachtete und kein Wort sagte. Schließlich machte sich Joe ohne ein Wort des Abschieds daran, zum Illinois-Ufer hinüberzuwaten. Tom wurde das Herz schwer. Er warf Huck einen Blick zu, Huck konnte ihn nicht ertragen und schaute zu Boden. Dann sagte er: »Ich will auch zurück, Tom. Wurde sowieso langsam zu einsam, und jetzt wird's noch schlimmer werden. Laß uns auch gehn, Tom.«

»Niemals! Ihr könnt ja alle gehen, wenn ihr wollt. Ich bleibe.« »Tom, ich geh besser.«

»Na, dann geh doch … hindert dich keiner.«

Huck sammelte seine Sachen zusammen, die überall verstreut lagen. Er sagte: »Tom, komm doch mit. Überleg's dir noch mal. Wir warten am andern Ufer auf dich.«

»Da könnt ihr lange warten.«

Huck ging traurig davon, und Tom stand da und sah ihm nach. Der starke Wunsch, seinen Stolz hinunterzuschlucken und mitzugehen, nagte an ihm. Er hoffte, die Jungen würden stehenbleiben, aber sie wateten langsam weiter. Schließlich wurde Tom klar, daß es sehr einsam und still werden würde. Er kämpfte noch ein letztes Mal mit seinem Stolz und jagte dann hinter seinen Gefährten her, wobei er rief: »Wartet! Wartet! Ich will euch was sagen!«

Schließlich blieben sie stehen und drehten sich um. Als Tom bei ihnen angekommen war, enthüllte er ihnen sein Geheimnis, sie hörten mürrisch zu, bis ihnen klar wurde, worauf er hinauswollte, und dann brachen sie in Kriegsgeschrei aus und sagten, wie toll doch die Idee sei und daß sie erst gar nicht weggegangen wären, wenn er es ihnen gleich erzählt hätte. Er hatte eine plausible Ausrede parat; aber der wahre Grund dafür war seine Angst gewesen, daß selbst das Geheimnis sie nicht allzu lange bei der Stange halten würde, deshalb hatte er es als allerletztes Mittel in Reserve behalten.

Fröhlich kehrten die Jungen um und stürzten sich wieder

mit Macht in ihre Vergnügungen, schnatterten die ganze Zeit über Toms unglaublichen Plan und bewunderten dessen Genialität. Nach einem schmackhaften Essen aus Fisch und Schildkröteneiern meinte Tom, daß er das Rauchen lernen wolle. Joe fand die Idee gut und sagte, er wolle es auch versuchen. Also bastelte Huck Pfeifen und stopfte sie. Die Novizen hatten noch nie etwas anderes geraucht als aus Weinblättern gedrehte Zigarren, die auf der Zunge bissen und auch nicht als besonders männlich galten.

Sie räkelten sich hin, stützten sich auf die Ellbogen und fingen vorsichtig und mit wenig Selbstvertrauen an zu paffen. Der Tabaksqualm schmeckte unangenehm, und sie würgten ein wenig, aber Tom sagte: »Is doch ’n Kinderspiel! Wenn ich das vorher gewußt hätte, daß da nich mehr dahintersteckt, hätt ich schon vor Ewigkeiten damit angefangen.«

»Ich auch«, sagte Joe. »Is doch nichts dabei.«

»Immer, wenn ich jemanden rauchen gesehen hab, hab ich gedacht, wenn ich das doch auch nur könnte; aber ich hab nich geglaubt, daß ich’s kann«, meinte Tom.

»Bei mir genauso, stimmt’s nich, Huck? Du hast doch gehört, wie ich das gesagt hab … oder, Huck? Stimmt doch, Huck, oder nich?«

»Ja, zigmal«, bestätigte Huck.

»Ich auch«, sagte Tom, »ach, tausendmal. Einmal unten am Schlachthof. Weißte noch, Huck? Bob Tanner war dabei und Johnny Miller und Jeff Thatcher, als ich es gesagt hab. Weißte noch, wie ich das gesagt hab, Huck?«

»Ja«, bestätigte Huck erneut. »Das war einen Tag, nachdem ich ’n weißen Knicker verloren hab. Nee, am Tag vorher.«

»Siehste, hab ich doch gesagt«, meinte Tom. »Huck erinnert sich dran.«

»Ich glaub, ich könnte so ’ne Pfeife den ganzen Tag rauchen«, erklärte Joe. »Mir is überhaupt nicht schlecht.«

»Mir auch nich«, sagte Tom. »Ich könnte auch den ganzen Tag rauchen. Aber ich wette, Jeff Thatcher nich.«

»Jeff Thatcher! Der würd doch nach zwei Zügen umkippen. Er kann’s ja mal probieren. Wird schon sehen, was er davon hat!«

»Da wett ich. Und Johnny Miller … den möcht ich doch mal sehen.«

»Na, und ich erst mal!« erwiderte Joe. »Ich wette, Johnny Miller könnte das im Leben nich. Ein Zug, und schon is er hin.«

»Bestimmt, Joe. Ich wünschte, die Jungs könnten uns so sehen.«

»Ich auch.«

»He, Jungs, wir erzählen niemandem was davon, und irgendwann mal, wenn se dabei sind, komm ich und sage: ›He, Joe, haste mal ’ne Pfeife? Ich will rauchen.‹ Und du sagst einfach so, als wenn weiter nichts wäre: ›Klar, ich hab noch meine alte Pfeife und noch ’ne andere, aber mein Tabak is nich besonders.‹ Und ich sage: ›Nich so schlimm, Hauptsache, er ist stark.‹ Und dann ziehste die Pfeifen aus der Tasche, und wir zünden se uns ganz ruhig an, und dann möcht ich die mal sehen!«

»O Mann, das wär toll, Tom! Ich wünschte, es wär schon soweit!«

»Ach auch! Und wenn wir ihnen erzählen, daß wir das gelernt haben, als wir auf Piratenfahrt warn, glaubste nich, daß die auch gern dabei gewesen wärn?«

»Na, klar! Da wett ich aber!«

Und so redeten sie weiter. Doch nach einer Weile wurde diese Unterhaltung immer spärlicher und schleppte sich schließlich nur noch mühsam dahin. Sie wurden immer schweigsamer; sie mußten immer häufiger spucken. Jede einzelne Pore in den Mündern der Jungen verwandelte sich in Springbrunnen; sie konnten kaum schnell genug die »Keller« unter ihren Zungen trockenlegen, um eine

Überschwemmung zu verhindern; trotz all ihrer Bemühungen floß ihnen ab und zu etwas Spucke die Kehle hinunter, und sie mußten jedesmal würgen. Die beiden Novizen wurden ganz blaß und elend. Joe glitt die Pfeife aus seinen gefühllos gewordenen Fingern. Tom ebenfalls. Wahre Fontänen schossen aus ihren Springbrunnen, und ihre Lenzpumpen arbeiteten, was das Zeug hielt. Joe sagte halbherzig: »Ich hab mein Messer verloren. Ich glaub, ich geh mal besser suchen.«

Mit zitternden Lippen und zögernder Stimme meinte Tom: »Ich helf dir. Du gehst da lang, und ich such bei der Quelle. Nee, du brauchst uns nich helfen, Huck, wir finden’s schon alleine.«

Also setzte Huck sich wieder hin und wartete eine geschlagene Stunde. Dann wurde es ihm zu einsam, und er machte sich auf die Suche nach seinen Gefährten. Sie lagen weit voneinander entfernt im Wald, waren sehr blaß und schliefen. Doch etwas verriet ihm, daß sie ihre Probleme losgeworden waren, falls sie welche gehabt hatten.

Beim Essen an jenem Abend waren alle nicht sehr gesprächig. Sie schauten recht kleinmütig; und als Huck sich nach dem Essen eine Pfeife stopfte und ihnen ebenfalls welche zurechtmachen wollte, winkten sie ab, sie würden sich nicht besonders gut fühlen – vom Mittagessen sei ihnen irgend etwas nicht bekommen.

Gegen Mitternacht wachte Joe auf und weckte die anderen beiden Jungen. In der Luft lag eine drückende Schwüle, die nichts Gutes verhieß. Die Jungen kauerten sich zusammen und suchten die freundliche Nähe des Feuers, obwohl die dumpfe, schale Hitze in der windstillen Luft erstickend war. Still und angespannt hockten sie da und warteten. Die feierliche Stille hielt weiter an. Jenseits des Feuerscheins wurde alles von nächtlicher Dunkelheit verschluckt. Schließlich glomm ein leichtes Flackern auf, erhellte für einen Augenblick undeutlich das Blattwerk und verlosch

wieder. Nach einer Weile war ein zweites Flackern zu sehen, etwas stärker als das erste. Dann wieder. Dann stöhnte ein schwacher Seufzer durchs Geäst, und die Jungen spürten einen leisen Hauch auf ihren Wangen, und es schauderte ihnen bei der Vorstellung, daß der Geist der Nacht vorbeigezogen sei. Es wurde still. Dann machte ein unheimlicher Blitz die Nacht zum Tage und ließ jeden kleinen Grashalm, der zu ihren Füßen wuchs, scharf und deutlich hervortreten. Und er beleuchtete drei bleiche, überraschte Gesichter. Ein tiefes Donnergrollen rollte und polterte über den Himmel und verlor sich in einem weit entfernten, mürrischen Grummeln. Ein kalter Luftzug strich vorbei, ließ alle Blätter rascheln und die Ascheflocken weit ums Feuer herum rieseln. Ein zweiter wütender Blitz erhellte den Wald, und gleich darauf folgte ein Donner, der die Baumkronen direkt über den Jungen zu spalten schien. In der darauffolgenden stockfinsteren Dunkelheit klammerten sie sich voller Angst aneinander. Ein paar dicke Regentropfen fielen platschend auf die Blätter.

»Schnell, Jungs! Zum Zelt!« rief Tom.

Sie sprangen auf, stolperten in der Dunkelheit über Wurzeln und durch Kletterpflanzen, und jeder verschwand in einer anderen Richtung. Eine ungeheure Sturmböe donnerte durch den Wald, und alles rauschte. Ein gleißend heller Blitz nach dem anderen zuckte herab, gefolgt von Donnerschlag auf Donnerschlag. Und dann ging ein Sturzregen nieder, und der weiter zunehmende Sturm trieb ihn in Schleiern über den Boden vor sich her. Die Jungen riefen einander, doch der tosende Wind und das laute Donnern übertönte ihre Stimmen. Schließlich kroch einer nach dem anderen, kalt, verängstigt und pitschnaß, unter und suchte Schutz unter der Plane; sie waren dankbar dafür, in dieser Notlage Gesellschaft zu haben. Selbst wenn der Lärm es zugelassen hätte, hätten sie nicht miteinander reden können, weil das alte Segel zu sehr knatterte. Der Sturm nahm immer mehr

zu, und schließlich riß sich das Segel aus seiner Verankerung los und flog flatternd davon. Die Jungen griffen sich bei den Händen und flohen stolpernd und sich blaue Flecken holend in den Schutz einer großen Eiche, die am Flußufer stand. Nun tobte die Schlacht am heftigsten. Unter dem unablässigen Brand der Blitze, die über den Himmel flammten, erschien alles scherenschnitthaft und schattenlos deutlich: die sich krümmenden Bäume, die geschüttelt wurden, der aufgewühlte, vor Schaum weiße Fluß, die peitschende Gischt der Schaumkronen, die vagen Umrisse des Steilufers auf der anderen Seite, die ab und zu in den dahintreibenden Wolkenmassen und dem schräg fallenden Schleier des Regens auftauchten. Immer wieder gab ein riesiger Baum den Kampf auf und stürzte unter Getöse ins jüngere Unterholz, und der unablässige Donner krachte nun ohrenbetäubend, heftig und scharf und unfaßbar schrecklich. Der Sturm steigerte sich zu einer einzigartigen Kraftanstrengung, die die Insel in Stücke zu reißen und zu verbrennen schien, sie bis zu den Baumkronen überschwemmte, wegwehte und alle Lebewesen darauf ertauben ließ, alles im selben Augenblick. Für heimat- und obdachlose junge Burschen, die sich im Freien aufhielten, war es eine gefährliche Nacht.

Doch schließlich war die Wetterschlacht vorüber, die Streitmächte zogen sich mit immer schwächer werdendem Drohen und Grummeln zurück, und es kehrte wieder Frieden ein. Die Jungen kehrten voller Respekt zum Lager zurück, doch als sie dort ankamen, stellten sie fest, daß es doch noch etwas gab, wofür sie dankbar sein konnten, denn die große Platane, die ihrer Schlafstätte Schutz geboten hatte, war zertrümmert, ein Blitz war in sie eingeschlagen, doch sie waren nicht unter dem Baum gehockt, als dieses Unglück geschehen war.

Alles im Lager war durchnäßt, auch die Feuerstelle. Sie waren nur ein paar leichtsinnige Burschen, wie die Jugend

nun mal so ist, und hatten sich nicht auf Regen eingestellt. Das war furchtbar, denn sie waren pitschnaß, und froren. Wortreich machten sie ihrer Not Luft, doch schließlich entdeckten sie, daß sich das Feuer so weit unter den großen Baumstamm gefressen hatte, unter dem sie es aufgeschichtet hatten (dort, wo der Stamm nach oben gewölbt war und vom Boden abstand), daß eine Handbreit Glut nicht gelöscht worden war. Also mühten sie sich, bis sie es mit Spänen und Borke, die sie von den Unterseiten geschützter Baumstämme gesammelt hatten, wieder angefacht hatten. Dann schichteten sie große abgestorbene Äste darauf, bis sie ein loderndes Feuer hatten, und waren wieder frohen Mutes. Sie trockneten den gekochten Schinken und schmausten; danach setzten sie sich ans Feuer, und bis zum Morgen schmückten sie ihr mitternächtliches Abenteuer aus und verklärten es; schließlich fand sich sowieso nirgends ein trockenes Fleckchen zum Schlafen.

Als die Sonne verstohlen auf die Jungen herabschien, wurden sie von Müdigkeit befallen, und sie gingen hinaus auf die Sandbank und legten sich zum Schlafen. Nach und nach wurden sie wieder trocken, und sie machten sich müde daran, für Frühstück zu sorgen. Nach dem Essen spürten sie, wie ihre Arme und Beine ganz steif wurden und sich ein wenig verkrampften, und wieder litten sie ein bißchen unter Heimweh. Tom bemerkte dies und machte sich daran, die Piraten aufzumuntern, so gut er konnte. Aber sie interessierten sich nicht für Murmeln oder Zirkus oder Schwimmen oder für irgend etwas sonst. Dann erinnerte er sie an das großartige Geheimnis und löste damit ein großes Hurra aus. Während die Hochstimmung darüber noch anhielt, konnte er sie außerdem noch für eine neue Idee begeistern. Es ging darum, die Piraterie für eine Weile aufzugeben und zur Abwechslung mal Indianer zu sein. Das fanden alle toll, und so dauerte es nicht lange, und sie hatten sich ausgezogen und von Kopf bis Fuß streifenweise mit

schwarzem Schlamm bemalt wie Zebras, und dann tobten sie durch den Wald – natürlich waren sie alle drei Häuptlinge –, um eine Siedlung der Weißen anzugreifen.

Nach einer Weile wiederum teilten sie sich in drei feindliche Stämme auf und stürzten sich mit fürchterlichem Kriegsgeheul aus dem Gebüsch aufeinander und töteten und skalpierten sich gegenseitig zu Tausenden. Der Tag war ein einziges grausames Gemetzel. Eben deshalb war es ein rundum gelungener Tag.

Zur Abendessenszeit versammelten sie sich wieder im Lager, hungrig und glücklich. Doch nun gab es eine Schwierigkeit: Feindliche Indianer konnten ja nicht das Brot der Gastfreundschaft miteinander brechen, ohne zuvor Frieden geschlossen zu haben, und sie konnten unmöglich Frieden miteinander schließen, ohne dabei eine Friedenspfeife zu rauchen. Von einer anderen Vorgehensweise hatte man noch nie gehört. Zwei der Wilden wünschten sich beinahe, sie wären Piraten geblieben. Aber es gab keine andere Möglichkeit, und so riefen sie mit soviel Fröhlichkeit, wie sie nur aufbringen konnten, nach der Pfeife und zogen daran, wenn sie an die Reihe kamen, wie es sich gehörte.

Und siehe da: Sie waren froh, sich den Wilden angeschlossen zu haben, denn sie hatten etwas erreicht. Sie stellten fest, daß sie rauchen konnten, ohne gleich nach einem verlorenen Messer suchen zu müssen. Es wurde ihnen nicht so schlecht, daß es sie ernstlich gestört hätte. Und nur mangelnden Eifers wegen wollten sie das hehre Ziel ja nicht aufgeben. Nein, sie übten nach dem Essen vorsichtig weiter und waren schon ganz erfolgreich, und so verbrachten sie einen triumphalen Abend. Ihre neue Errungenschaft machte sie stolzer und glücklicher, als wenn sie die vereinten Stämme der Irokesen skalpiert und gehäutet hätten. Lassen wir sie schmauchend, schwatzend und prahlend zurück, denn für den Augenblick haben wir für sie keine weitere

Verwendung.

Siebzehntes Kapitel

In dem kleinen Städtchen St. Petersburg war an diesem friedlichen Samstagnachmittag von Ausgelassenheit nichts zu spüren. Die Harpers und Tante Pollys Familie trauerten unter großem Kummer und vielen Tränen. Eine ungewöhnliche Stille lag über dem Ort, obwohl es dort meistens sowieso recht still war, um ganz ehrlich zu sein. Die Bewohner gingen ohne rechten Eifer ihren gewohnten Tätigkeiten nach und redeten wenig dabei; dafür seufzten sie um so häufiger. Der freie Samstag schien den Kindern eine Last. Sie waren beim Spielen nicht bei der Sache und ließen es nach und nach ganz bleiben.

Am Nachmittag schlich Becky Thatcher mit hängendem Kopf über den verlassenen Schulhof und war sehr traurig. Aber sie fand dort nichts, was sie trösten konnte. Sie sprach bei sich: »Ach, wenn ich doch nur seinen Messingknauf hätte! Jetzt habe ich nicht einmal ein Andenken an ihn.« Und sie unterdrückte einen leisen Schluchzer.

Schließlich blieb sie stehen und dachte: »Genau hier war es. Ach, wenn ich es nur ungeschehen machen könnte … um nichts in der Welt würde ich das noch mal sagen. Aber nun ist er fort; ich werde ihn nie, nie, nie wiedersehen.«

Bei diesem Gedanken verlor sie endgültig die Fassung, sie ging davon, und die Tränen strömten ihr übers Gesicht. Dann tauchte eine ziemlich große Gruppe von Jungen und Mädchen auf – die Spielkameraden von Tom und Joe –, und sie standen da, schauten über den Lattenzaun und sprachen ehrfurchtsvoll darüber, wie Tom dies und jenes gesagt hatte, als sie ihn das letzte Mal gesehen hatten, und Joe diese und jene unbedeutende, aber doch bedeutungsvolle Bemerkung gemacht hatte, wie sie nun merkten – und jeder Sprecher

wies auf exakt die Stelle, wo die vermißten Jungen zu dem Zeitpunkt gestanden hatten, und fügte dann in etwa hinzu: »Und ich stand ungefähr so … genau wie jetzt, und wenn du er wärst … ich stand so nah neben ihm … und er lächelte, genau so … und dann durchfuhr mich ein Schauder … irgendwie unheimlich, verstehst du … ich hab nicht gewußt, was das wohl zu bedeuten hat, aber jetzt weiß ich's!«

Dann stritten sie sich darüber, wer die toten Jungen das letzte Mal lebend gesehen hatte, viele beanspruchten diese schreckliche Auszeichnung für sich und lieferten Beweise dafür, die der Anspruchsteller mehr oder weniger zurechtgebogen hatte; und als schließlich entschieden war, wer den einen und den anderen als letzter gesehen und die letzten Worte mit ihm gewechselt hatte, nahmen die Glücklichen eine Art heiliger Bedeutsamkeit an und wurden von allen anderen bestaunt und beneidet. Ein armer Kerl, der sonst nichts anderes ins Feld führen konnte, sagte mit unverhohlenem Stolz in der Stimme: »Also, mich hat Tom Sawyer mal verprügelt.«

Doch dieser Griff nach Ruhm schlug fehl. Die meisten Jungen konnten das von sich behaupten, was diese Auszeichnung doch ziemlich schmälerte. Die Gruppe schlenderte davon, und man rief sich mit gedämpften Stimmen weitere Erinnerungen an die toten Helden ins Gedächtnis.

Am nächsten Morgen, als die Sonntagsschulstunde vorüber war, ertönte anstelle des sonst üblichen Geläuts die Totenglocke. Es war ein sehr stiller Sonntag, und der traurige Glockenton schien recht gut zu der gedankenversunkenen Stille zu passen, die über allem lag. Die Einwohner versammelten sich und hielten sich eine Weile im Vorraum der Kirche auf, um sich leise flüsternd über das traurige Ereignis zu unterhalten. In der Kirche jedoch flüsterte niemand; nur das trauervoll-feierliche Rascheln der Kleider, wenn sich die Damen an ihre Plätze

begaben, durchbrach die Stille. Niemand konnte sich daran erinnern, wann die kleine Kirche jemals so voll gewesen war. Schließlich gab es eine kleine Pause, erwartungsvolle Stille, und dann trat Tante Polly ein, gefolgt von Sid und Mary, dahinter die Familie Harper, alle in Schwarz, und die gesamte Kirchengemeinde, auch der Pfarrer, erhoben sich ehrerbietig und blieb stehen, bis sich die Trauernden in der ersten Reihe niedergelassen hatten. Dann wurde es wieder still, nur unterbrochen von leisen Schluchzern, und der Pfarrer breitete die Hände aus und betete. Anschließend sangen alle einen bewegenden Choral, und dann folgte die Verlesung der Bibelstelle: »Ich bin die Auferstehung und das Leben.«

Im weiteren Verlauf des Gottesdienstes zeichnete der Pfarrer ein derart eindrucksvolles Bild der Tugenden, der gewinnenden Art und der höchst vielversprechenden Ansätze der vermißten Jungen, daß jeder der Anwesenden, der glaubte, dieses Bild wiederzuerkennen, ein schlechtes Gewissen hatte, weil er sich zuvor stets standhaft geweigert hatte, es nicht zu bemerken, und ebenso standhaft nur die Fehler und Schwächen der armen Burschen gesehen hatte. Der Pfarrer berichtete auch von so manchem rührenden Ereignis im Leben der einzelnen Jungen, wobei er ihre freundliche und hochherzige Art herausstrich, und die Leute erkannten nun, wie erhaben und schön doch diese Episoden in deren jungen Leben gewesen waren, und erinnerten sich voller Kummer daran, daß ihnen diese Episoden zu der Zeit, als sie sich ereigneten, wie blanke Schurkereien vorgekommen waren, die eine Tracht Prügel mit dem Riemen verdient hatten. Diese gefühlsbeladene Rückerinnerung, die hier vorgetragen wurde, rührte die Kirchengemeinde schließlich derart, daß alle Anwesenden die Fassung verloren und sich in einem Chor schmerzlicher Schluchzer den weinenden Trauernden anschlossen und selbst der Pfarrer seinen Gefühlen freien Lauf ließ und auf der Kanzel weinte.

Niemand bemerkte unterdessen ein Rascheln auf der Empore; einen Augenblick später knarrte die Kirchentür, der Pfarrer schaute aus tränenüberströmten Augen über sein Taschentuch hinweg und erstarrte! Ein, zwei Augenpaare folgten dem Blick des Pfarrers, und dann erhob sich die gesamte Gemeinde wie mit einem Ruck und starrte ungläubig, während die drei toten Jungen den Mittelgang hinaufmarschierten, Tom vorneweg, dann Joe, dann Huck, der, in seine zerlumpten Fetzen gekleidet, schüchtern hinterherschlich. Sie hatten sich auf der leeren Empore versteckt und ihrem eigenen Trauergottesdienst gelauscht!

Tante Polly, Mary und die Harpers stürzten sich auf ihre ins Leben Zurückgekehrten, überschütteten sie mit Küssen und flossen schier über vor Dankgebeten, während der arme Huck verschüchtert und sich unwohl fühlend dastand und nicht genau wußte, was er tun oder wo er sich vor so viel abweisenden Blicken verstecken sollte. Er zögerte und wollte sich gerade verdrücken, doch Tom hielt ihn fest und sagte: »Tante Polly, das ist nicht gerecht. Es muß doch auch jemand froh sein, Huck zu sehen.«

»Das stimmt. Ich bin froh, ihn zu sehen, den armen mutterlosen Kerl!« Und genau diese liebevolle Aufmerksamkeit, die Tante Polly über ihn ergoß, war ihm noch unangenehmer als alles andere.

Plötzlich rief der Pfarrer aus vollem Hals: »Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehre … Singt! Und legt euer ganzes Herz hinein!«

Und das taten sie. Das Kirchenlied schwoll zu einem triumphalen Sturm an, und während er die Dachsparren erbeben ließ, sah sich Tom Sawyer, der Pirat, bei den ihn beneidenden Kindern um und gestand sich im Innersten, daß dies der stolzeste Augenblick seines Lebens war.

Als die »angeschmierte« Gemeinde die Kirche verließ, sagten alle, daß sie fast gewillt wären, sich noch mal so lächerlich machen zu lassen, nur um »Lobet den Herrn«

wieder so gesungen zu hören.

Je nach Tante Pollys wechselnder Stimmung erhielt Tom an diesem Tag mehr Ohrfeigen und Küsse als im ganzen vergangenen Jahr, und er wußte kaum, was von beidem denn nun die tiefere Dankbarkeit vor Gott und größere Liebe zu ihm ausdrückte.

Achtzehntes Kapitel

Das also war Toms großes Geheimnis gewesen – der Plan, mit seinen Piratenkumpanen nach Hause zurückzukehren und die eigene Totenfeier mitzuerleben. Sie waren bei Sonnenuntergang am Samstag auf einem Baumstamm zum Missouri-Ufer hinübergepaddelt und etwa fünf oder sechs Meilen unterhalb der Stadt gelandet; bis kurz vor Sonnenaufgang hatten sie im Wald am Stadtrand geschlafen, waren dann über Feldwege und Gassen geschlichen und hatten ihren Schlaf auf der Empore der Kirche in einem Durcheinander von dort aufgestapelten, kaputten Kirchenbänken fortgesetzt.

Beim Frühstück am Montagmorgen waren Tante Polly und Mary sehr lieb zu Tom und erfüllten ihm all seine Wünsche. Sie redeten ungewöhnlich viel. Dann meinte Tante Polly: »Also Tom, ich will ja nicht sagen, daß das nicht ein guter Scherz war, alle fast eine Woche lang leiden zu lassen, während ihr Burschen viel Spaß hattet, aber es tut mir in der Seele weh, daß du so hartherzig sein konntest, mich auch so leiden zu lassen. Wenn du schon auf einem Baumstamm zu deiner eigenen Totenfeier herkommen kannst, hättest du ja auch kommen und mich vorwarnen können, daß du nicht tot bist, sondern nur weggelaufen.«

»Das hättest du wirklich tun können, Tom«, sagte Mary. »Ich bin sicher, daß du es getan hättest, wenn es dir nur eingefallen wäre.«

»Hättest du das getan, Tom?« fragte Tante Polly und ihre Miene erhellte sich in wehmütiger Hoffnung. »Hättest du es getan, wenn du daran gedacht hättest?«

»Ich … ich weiß nicht. Das hätte doch alles verdorben.«

»Ach Tom, ich hatte gehofft, daß du mich wenigstens so

sehr liebst«, sagte Tante Polly mit kummervoller Stimme, die dem Jungen sehr unangenehm war. »Es wäre ja schon was gewesen, wenn du wenigstens daran gedacht hättest, wenn du es schon nicht getan hast.«

»Aber Tantchen, er hat's nicht bös gemeint«, flehte Mary.

»Das ist doch nur Toms sprunghafte Art. Er hat es immer so eilig, daß er doch nie an etwas denkt.«

»Um so schlimmer. Sid hätte daran gedacht. Und Sid wäre auch gekommen und hätte mich vorgewarnt. Tom, eines Tages, wenn es zu spät ist, wirst du zurückblicken und dir wünschen, daß du ein wenig mehr an mich gedacht hättest, als noch nichts dabei war.«

»Aber Tantchen, du weißt doch, daß ich immer an dich denke«, erwiderte Tom.

»Dessen wäre ich mir sicherer, wenn du dich auch entsprechend verhalten würdest.«

»Ich wünschte, ich hätte dran gedacht«, sagte Tom mit reumütiger Stimme, »aber ich habe von dir geträumt. Das ist doch auch schon was, nicht?«

»Na, viel ist es nicht, eine Katze tut das schließlich auch, aber besser als nichts. Was hast du denn geträumt?«

»Na, Mittwoch nacht hab ich geträumt, daß du da am Bett gesessen bist, Sid neben der Holzkiste und Mary neben ihm.«

»Das haben wir auch getan. Das tun wir doch immer. Ich bin froh, daß du dir im Traum wenigstens so viel Mühe gegeben hast.«

»Und ich hab geträumt, daß Joe Harpers Mutter da war.«

»Stimmt! Hast du noch mehr geträumt?«

»Ach, jede Menge. Aber es ist so verschwommen.«

»Versuch dich zu erinnern, kannst du das?«

»Es kommt mir so vor, als wenn der Wind … der Wind die … die …«

»Streng dich an, Tom! Der Wind hat was? Na?«

Tom preßte für einen bangen Augenblick die Hand an die Stirn und sagte dann: »Jetzt hab ich's! Er hat die Kerze

flackern lassen!«

»Der Herr sei mit uns! Weiter, Tom, weiter!«

»Und ich glaube, du hast gesagt: ›Ach, ich glaub, die Tür …‹« »Weiter, Tom!«

»Laß mich einen Augenblick nachdenken … nur einen Augenblick. Ach ja … du hast gesagt, du glaubst, die Tür sei offen.«

»Also, so wahr ich hier sitze, das hab ich gesagt! Stimmt's nicht, Mary? Weiter!«

»Und dann … und dann … ach, ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, dann hast du Sid geschickt und … und …«

»Und weiter? Was sollte er denn tun, Tom? Was sollte er denn tun?«

»Er sollte … er … ach ja, er sollte die Tür zumachen.«

»Ja, um Himmels willen! So etwas hab ich ja mein Lebtag noch nicht gehört! Da sag mir noch einer, an Träumen sei nichts dran. Ich werde sofort Sereny Harper davon erzählen. Ich möchte doch mal sehen, wie sie sich diesmal mit ihrem Unfug von wegen Aberglaube herausredet. Weiter, Tom!«

»Ah, jetzt seh ich alles ganz genau. Dann hast du gesagt, ich sei gar nicht so ein schlechter Junge, nur leichtsinnig und unbesonnen und so ungestüm wie … wie … ein Fohlen oder so ähnlich, glaub ich.«

»Stimmt! Ach du meine Güte! Weiter, Tom!«

»Und dann hast du angefangen zu weinen.«

»Stimmt. Stimmt. Wenn auch nicht zum ersten Mal. Und dann …«

»Dann fing Mrs. Harper an zu weinen und sagte, daß es bei ihrem Joe genau dasselbe sei und sie sich wünsche, sie hätte ihn nicht wegen des Rahms verprügelt, wo sie ihn doch selbst weggeschüttet hatte …«

»Tom! Der Geist war in dich gefahren! Das war eine Prophezeiung, wahrhaftig! Um Himmels willen, weiter, Tom!«

»Dann sagte Sid … er sagte …«

»Ich glaube, ich hab gar nichts gesagt«, meinte Sid.

»Doch, hast du«, entgegnete Mary.

»Haltet den Mund und laßt Tom fortfahren! Was hat er gesagt, Tom?«

»Er sagte … ich glaube, er sagte, er hoffe, daß ich es dort, wo ich jetzt sei, besser habe, und wenn ich doch nur manchmal braver gewesen wäre …«

»Siehst du, da hörst du es! Das waren genau seine Worte!«

»Und dann hast du ihn scharf zurechtgewiesen.«

»Ganz genau! Es muß wohl ein Engel unter uns gewesen sein. Da war bestimmt ein Engel unter uns!«

»Und Mrs. Harper erzählte, wie Joe sie mit einem Knallfrosch erschreckt hat, und du hast von Peter und dem Schmerz-Töter erzählt …«

»Also, so wahr ich lebe!«

»Und dann habt ihr eine Menge davon gesprochen, daß der Fluß nach uns abgesucht wird und daß am Sonntag die Beerdigung sein soll, und dann hast du die alte Miss Harper umarmt, und ihr habt geweint, und dann ist sie gegangen.«

»Ganz genau so war’s! Ganz genau so, so wahr ich hier sitze. Du hättest es nicht genauer erzählen können, wenn du selbst dabei gewesen wärst, Tom! Und was war dann? Weiter, Tom!«

»Dann, glaube ich, hast du für mich gebetet … und ich konnte dich sehen und jedes Wort hören, das du gesagt hast. Und dann bist du zu Bett gegangen, und mir tat es so leid, daß ich ein Stück Platanenrinde genommen und drauf geschrieben hab, ›Wir sind gar nich tot … wir sind nur weg und Piraten geworden‹, und dann hab ich die Rinde neben die Kerze auf den Tisch gelegt, und dann hast du so friedlich ausgesehen, wie du da so schlafend lagst, daß ich, glaub ich, zu dir hingegangen bin und mich herabgebeugt und dir einen Kuß auf die Lippen gegeben hab.«

»Hast du das wirklich, Tom, hast du das wirklich? Also, dafür verzeihe ich dir alles!« Und dann drückte sie den

Jungen so herzlich an sich, daß der sich wie der übelste Schuft vorkam.

»Das war sehr lieb von dir, auch wenn es nur ein … Traum war«, sagte Sid ganz leise bei sich.

»Sei still, Sid! Was man im Traum tut, ist genauso gut, als wenn man es wirklich tut. Da hast du einen schönen großen Apfel, den ich dir aufgehoben habe, Tom, falls man dich jemals wiederfinden sollte. Und nun ab in die Schule. Ich bin unserm Herrn und Schöpfer dankbar, daß ich dich zurückhabe, er, der so geduldig und gnädig jenen gegenüber ist, die an ihn glauben und sich an sein Wort halten, obwohl ich weiß, daß ich seiner Gnade nicht würdig bin, aber wenn nur die Würdigen seiner Gnade gewiß wären und von ihm durch alle Widrigkeiten geführt würden, dann gäbe es doch nur recht wenige, die auf Erden lächeln könnten oder in den Himmel kämen, wenn die lange Nacht hereinbricht. Fort mit euch, Sid, Mary, Tom, schert euch raus. Ihr habt mich lange genug aufgehalten.«

Die Kinder gingen in die Schule, und die alte Dame machte sich auf den Weg zu Mrs. Harper, um mit Toms unglaublichem Traum deren Realitätssinn in die Knie zu zwingen. Sid wußte, daß es klüger war, seine Gedanken für sich zu behalten, als er das Haus verließ. Seine Gedanken lauteten: »Ziemlich fadenscheinige Sache … so ein langer Traum, und vertut sich nicht ein einziges Mal!«

Was für ein Held Tom nun war! Er hüpfte und stolzierte nicht mehr herum, sondern bewegte sich würdevoll wiegenden Schritts, wie es sich für einen Piraten gehörte, der wußte, daß alle Blicke auf ihm ruhten. Und genauso war es; zwar versuchte er so zu tun, als nehme er die Blicke nicht wahr und höre die Bemerkungen nicht, wenn er vorbeikam, doch war das alles Labsal für ihn. Jungen, die kleiner waren als er, hingen an seinen Fersen und waren stolz, sich mit ihm sehen zu lassen und von ihm geduldet zu werden, als sei er der Trommler am Kopf einer Prozession oder der Elefant, der

eine Tierschau in die Stadt führt. Jungen, die so groß waren wie er, taten so, als hätten sie seine Abwesenheit gar nicht bemerkt; in Wahrheit nagte der Neid an ihnen. Sie hätten alles darum gegeben, wenn sie auch so eine dunkel gebräunte Haut gehabt und eine ebenso schillernde Gestalt abgegeben hätten. Nicht einmal einen ganzen Zirkus hätte Tom gegen beides eingetauscht.

In der Schule machten die Kinder derart viel Aufhebens um ihn und Joe, warfen ihnen glühende Blicke der Bewunderung zu, daß die beiden Helden schon nach kurzer Zeit unerträglich hochnäsig geworden waren. Sie fingen an, den gierig lauschenden Zuhörern ihre Abenteuer zu erzählen – und bei dem Nachschub, den eine so blühende Phantasie wie die ihre ständig lieferte, fanden sie so bald kein Ende. Und als sie schließlich ihre Pfeifen aus der Tasche zogen und würdig schmauchend einherstolzierten, war der Gipfel des Ruhms erreicht.

Tom traf nun die Entscheidung, sich von Becky Thatcher zu lösen. Der Ruhm war ihm genug. Dafür zu leben war sein Ziel. Nun, da er hochangesehen war, würde sie vielleicht versuchen, sich wieder mit ihm zu vertragen. Sollte sie doch – sie würde schon sehen, daß er genauso gleichgültig wie sonstwer sein konnte. Schließlich kam sie zur Schule. Tom tat so, als bemerke er sie nicht. Er ging zu einer Gruppe von Jungen und Mädchen hinüber und begann, sich mit ihnen zu unterhalten. Nach einer Weile bemerkte er, daß Becky mit hochrotem Kopf und umherirrendem Blick fröhlich hin und her trippelte und so tat, als sei sie damit beschäftigt, mit ihren Schulkameraden Fangen zu spielen, und sie lachte jedesmal laut auf, wenn sie einen erwischt hatte. Tom aber fiel auf, daß sie stets jemanden in seiner Nähe zu fassen bekam und in solchen Augenblicken auch immer bewußt zu ihm herübersah. Das bestärkte nur die boshafte Eitelkeit, die er in sich trug, und statt ihn wieder für Becky einzunehmen, wurde er durch ihr Verhalten nur noch hochnäsiger und noch

starrsinniger, sich unter keinen Umständen anmerken zu lassen, daß er wußte, was sie vorhatte. Schließlich hörte Becky auf herumzutollen, ging unentschlossen umher, seufzte ein paarmal und warf Tom flüchtige und sehnsüchtige Blicke zu. Dann fiel ihr auf, daß Tom sich mehr mit Amy Lawrence unterhielt als mit sonst jemand. Das versetzte ihr einen Stich, und sie war verwirrt und besorgt zugleich. Becky wollte fort, aber ihre Schritte verrieten ihre Gefühle und lenkten sie zu der Gruppe. Mit gespielter Lebhaftigkeit sagte sie zu einem Mädchen, das direkt neben Tom stand: »Also, Mary Austin, du böses Mädchen, warum bist du nicht in der Sonntagsschule gewesen?«

»Aber ich war doch da! Hast du mich denn nicht gesehen?«

»Nein! Wirklich? Wo hast du denn gesessen?«

»Ich war da, wo ich immer hingehe, in der Klasse von Miss Peters. Aber ich habe dich gesehen.«

»Ach, wirklich? Komisch, ich hab dich nicht gesehen. Ich wollte dir von dem Picknick erzählen.«

»O prima. Wer gibt es denn?«

»Meine Ma erlaubt mir, eins zu veranstalten.«

»O toll. Ich hoffe, daß sie mich auch einlädt.«

»Bestimmt. Das Picknick ist für mich. Und sie erlaubt allen zu kommen, die ich einlade, und dich lade ich ein.«

»Das ist furchtbar nett. Wann denn?«

»Weiß noch nicht genau. Vielleicht in den Ferien.«

»O, das wird ein Riesenspaß! Wirst du alle Mädchen und Jungs einladen?«

»Ja, alle, meine Freunde … und die, die es werden wollen.« Und sie warf einen flüchtigen Blick auf Tom, doch der erzählte Amy Lawrence weiter von dem furchtbaren Sturm auf der Insel und wie der Blitz die große Platane »in tausend Stücke« zerschmettert hatte, als er »keinen Meter entfernt« daneben stand.

»Ach, darf ich auch kommen?« fragte Gracie Miller.

»Ja.«

»Und ich?« fragte Sally Rogers.

»Ja.«

»Ich auch?« fragte Susy Harper. »Und Joe?«

»Ja.«

Und so ging es weiter, und die Kinder klatschten fröhlich in die Hände, bis die ganze Gruppe darum gebettelt hatte, eingeladen zu werden, nur Tom und Amy nicht. Dann wandte Tom sich kühl ab, sprach weiter und zog Amy mit sich fort. Becky zitterten die Lippen, und die Tränen standen ihr in den Augen; sie unterdrückte sie mit erzwungener Fröhlichkeit und plapperte weiter, aber das Picknick und alles andere auch hatte nun jeden Sinn verloren. Sie verschwand, sobald sie konnte, versteckte sich und weinte herzzerreißend. Dann saß sie niedergeschlagen und mit verletztem Stolz da, bis die Schulglocke bimmelte. Becky stand mit rachsüchtigem Blick in den Augen auf, schüttelte ihre geflochtenen Zöpfe und sagte sich, daß sie genau wisse, was sie zu tun habe.

In der Pause setzte Tom ganz selbstzufrieden seine Liebelei mit Amy fort. Er schlenderte umher, um Becky zu finden und sie mit seinem Verhalten zu verletzen. Schließlich fand er sie, doch plötzlich sank seine gute Laune. Becky saß gemütlich auf einer kleinen Bank hinterm Schulhaus und besah sich mit Alfred Temple ein Bilderbuch – die beiden waren so darin vertieft und hatten die Köpfe so dicht zusammengesteckt, daß sie auf nichts anderes in der Welt zu achten schienen. Durch Toms Adern floß glühende Eifersucht. Er haßte sich dafür, daß er die Gelegenheit, die Becky ihm für eine Versöhnung gegeben hatte, hatte verstreichen lassen. Er nannte sich einen Dummkopf und schalt sich mit den übelsten Schimpfwörtern, die ihm einfielen. Vor Wut mußte er beinahe weinen. Amy schwatzte fröhlich weiter, während sie weitergingen, denn ihr Herz jubilierte, doch Tom hatte den Gebrauch seiner Zunge verlernt. Er hörte nicht, was Amy sagte, und jedesmal, wenn

sie eine erwartungsvolle Pause einlegte, konnte Tom nur linkisch stammelnd zustimmen, was manchmal paßte und manchmal nicht. Immer wieder zog es ihn hinters Schulhaus, und das hassenswerte Schauspiel, das sich ihm dort bot, quälte ihn. Aber er konnte nicht anders. Er wurde schier wahnsinnig beim Anblick dessen, was er dort zu sehen glaubte: daß Becky Thatcher nicht ein einziges Mal so tat, als sei er überhaupt wieder unter den Lebenden. Aber sie wußte es, und sie wußte auch, daß sie ihren Kampf gewinnen würde, und war froh, ihn so leiden zu sehen, wie sie gelitten hatte.

Amys fröhliches Geplapper wurde unerträglich. Tom machte Andeutungen, daß er sich noch um anderes zu kümmern habe, Dinge, die erledigt werden müßten, und daß die Zeit knapp würde. Doch das war vergeblich – das Mädchen zwitscherte weiter. Tom dachte: »Verdammt, werde ich sie denn nie mehr los?« Schließlich sagte er, er müsse sich nun um diese Dinge kümmern, und Amy erwiderte arglos, daß sie nach der Schule auf ihn warten würde. Tom eilte davon und war wütend auf sie.

»Ausgerechnet der!« dachte Tom und knirschte mit den Zähnen. »Ausgerechnet dieser Lackaffe aus Saint Louis, der meint, wie wunders toll er sich kleidet, und sich für was Besseres hält! Na gut, ich habe dich am allerersten Tag in dieser Stadt verprügelt, Bursche, und das werd ich wieder tun! Warte nur, bis ich dich erwische! Dann pack ich dich und …«

Und so malte er sich jeden einzelnen Schritt aus, wie er den Jungen verdrosch – er schlug in die Luft und trat ihn und drückte ihm die Augen aus. »Ach ja, wirklich? Jetzt brüllst du ›Genug‹, hmm? Laß dir das eine Lehre sein!« Die eingebildeten Prügel fielen ganz zu seiner Zufriedenheit aus.

Gegen Mittag floh Tom nach Hause. Sein Gewissen konnte Amys dankbare Fröhlichkeit nicht länger ertragen, und seine Eifersucht hielt den Kummer nicht länger aus. Becky setzte

die Bilderbetrachtungen mit Alfred fort, doch als sich die Zeit dahinschleppte und kein Tom auftauchte und litt, verflog ihr Triumphgefühl, und sie verlor das Interesse. Sie wurde ernst und war mit den Gedanken woanders, dann wurde sie schwermütig; sie spitzte ein paarmal die Ohren, wenn sie Schritte hörte, aber sie machte sich falsche Hoffnungen; kein Tom erschien. Schließlich war ihr ganz jämmerlich zumute, und sie wünschte sich, sie hätte es nicht so weit getrieben. Der arme Alfred bemerkte, daß sie das Interesse verloren hatte, ohne zu wissen warum, und sagte immer wieder: »Ach, das ist aber ein lustiges Bild! Schau doch mal!« Doch schließlich verlor sie die Geduld und erwiderte: »Ach, laß mich doch in Ruhe damit! Die Bilder sind mir doch vollkommen egal!«, und dann brach sie in Tränen aus, stand auf und ging davon.

Alfred folgte ihr und versuchte sie zu trösten, doch Becky sagte: »Verschwinde, und laß mich in Frieden! Ich hasse dich!«

Der Junge blieb stehen und fragte sich, was er denn gemacht hatte – sie hatte doch gesagt, sie würde sich den ganzen Mittag über Bilder mit ihm anschauen –, und nun lief sie weinend davon. Alfred ging grübelnd in das leere Schulhaus. Er war gedemütigt und wütend. Schnell kam er auf die Wahrheit – das Mädchen hatte ihn einfach benutzt, um Tom eins auszuwischen. Dafür haßte er Tom nur um so mehr. Er suchte nach einer Möglichkeit, den Burschen in Schwierigkeiten zu bringen, ohne selbst ein allzu großes Risiko einzugehen. Da fiel sein Blick auf Toms Fibel. Hier bot sich für ihn eine Gelegenheit. Dankbar schlug er die Übung für den Nachmittag auf und goß Tinte über die Seite.

Becky, die in diesem Augenblick hinter seinem Rücken zum Fenster hineinschaute, beobachtete ihn dabei und verschwand, ohne daß er sie bemerkt hatte. Sie ging nach Hause, wollte Tom suchen und es ihm sagen; Tom würde ihr dankbar sein, und ihre Schwierigkeiten wären überwunden.

Doch auf halbem Wege hatte sie bereits ihre Meinung geändert. Der Gedanke daran, wie Tom sie behandelt hatte, als sie von dem Picknick sprach, flammte wieder in ihr auf und erfüllte sie mit Scham. Sie beschloß, daß er für die beschädigte Fibel die Rute spüren sollte, und außerdem wollte sie ihn für immer hassen.

Neunzehntes Kapitel

Tom kam in gedrückter Stimmung zu Hause an, und das erste, was seine Tante zu ihm sagte, machte ihm klar, daß sein Kummer hier auf taube Ohren stoßen würde: »Tom, ich habe Lust, dir das Fell über die Ohren zu ziehen!«

»Was hab ich denn angestellt, Tantchen?«

»Na, es reicht für den Anfang. Ich gehe wie eine alte dumme Gans zu Sereny Harper und will ihr den ganzen Unsinn mit dem Traum einreden, da hat sie doch tatsächlich von Joe erfahren, daß du in Wahrheit hiergewesen bist und alles gehört hast, was wir in jener Nacht geredet haben. Tom, ich weiß nicht, was aus einem solchen Schlingel wie dir noch werden soll. Ich bin sehr traurig, wenn ich mir denke, daß du es zugelassen hast, daß ich einfach zu Sereny Harper gehe und mich blamiere, ohne mir ein Wort zu sagen.«

Das war eine völlig neuer Gesichtspunkt. Bisher hatte Tom seine Gerissenheit vom Morgen für einen guten Streich und für sehr raffiniert gehalten. Nun kam er ihm nur noch gemein und schäbig vor. Er ließ den Kopf hängen, und für einen Augenblick fiel ihm keine Erwiderung ein. Dann meinte er: »Tantchen, wenn ich es doch nur nicht getan hätte … aber ich hab nicht nachgedacht.«

»Ach, Kind, das tust du nie. Du denkst immer nur an dich. Du denkst dir, du kommst des Nachts den ganzen Weg von der Jackson-Insel her, um dich über unseren Kummer lustig zu machen, und du denkst, du kannst mich mit der Lüge über einen Traum hereinlegen; aber du denkst nicht ein einziges Mal daran, Mitleid mit uns zu haben und uns die Sorgen zu ersparen.«

»Tantchen, ich weiß jetzt, daß das gemein war, aber ich wollte nicht gemein sein. Bestimmt nicht, ehrlich. Und

außerdem bin ich in der Nacht nicht hergekommen, um mich lustig zu machen.«

»Weswegen denn dann?«

»Ich wollte dir sagen, daß du dir keine Sorgen um uns machen brauchst, weil wir nicht ertrunken sind.«

»Tom, Tom, wenn ich doch nur glauben könnte, daß du jemals auch nur einen solchen guten Gedanken gehegt hast, dann wäre ich der dankbarste Mensch auf der Welt, aber du weißt ja selbst, daß du das nie getan hast … und ich weiß es ebenfalls, Tom.«

»Doch, Tantchen, ganz, ganz ehrlich. Ich will auf der Stelle tot umfallen, wenn's nicht stimmt.«

»Ach, Tom, lüg nicht, bitte nicht. Das macht die Sache nur noch schlimmer.«

»Ich lüge nicht, Tantchen, das ist die Wahrheit. Ich wollte nicht, daß du dich grämst … deshalb bin ich hergekommen.«

»Ich würde alles dafür geben, wenn ich das glauben könnte. Das würde viele deiner Verfehlungen wieder gutmachen, Tom. Dann wäre ich ja beinahe froh, daß du weggelaufen bist und so böse warst. Aber das geht doch gegen jede Vernunft; denn warum hast du es mir denn nicht gesagt, Kind?«

»Ach, siehst du, Tantchen, als du von der Totenfeier anfingst, dachte ich nur noch daran, daß wir uns in der Kirche verstecken sollten, und ich wollte uns die Überraschung nicht verderben.

Also hab ich die Rinde wieder in die Tasche gesteckt und den

Mund gehalten.«

»Welche Rinde?«

»Na, die Rinde, auf die ich geschrieben hab, daß wir unter die Piraten gegangen sind. Jetzt wär es mir am liebsten, wenn du aufgewacht wärst, als ich dir den Kuß gegeben hab, ehrlich.«

»Also hast du mir einen Kuß gegeben, Tom?«

»Ja, hab ich.«

»Bist du dir ganz sicher, Tom?«

»Aber ja, Tantchen … ganz bestimmt.«

»Und warum hast du mir einen Kuß gegeben, Tom?«

»Weil ich dich so lieb hab, und weil du dagelegen bist und so gestöhnt hast und es mir leid tat.«

Das klang wie die Wahrheit. Die alte Dame konnte ein leichtes Zittern in der Stimme nicht verbergen, als sie sagte: »Dann gib mir noch einen Kuß, Tom! Und dann ab mit dir in die Schule, und quäl mich nicht länger.«

Kaum war er verschwunden, lief sie zum Schrank und holte die vollkommen ruinierte Jacke hervor, in der Tom unter die Piraten gegangen war. Dann blieb sie mit der Jacke in der Hand stehen und sagte bei sich: »Ach, ich trau mich nicht. Armer Kerl, bestimmt hat er wieder gelogen … wenn auch eine gute, eine gesegnete Lüge, in der so viel Trost liegt. Ich hoffe, der Herr … ich weiß, der Herr wird ihm verzeihen, weil er es doch nur gut gemeint hat. Aber ich möchte gar nicht wissen, ob es eine Lüge war. Ich werde nicht nachsehen.«

Sie hängte die Jacke wieder weg, stand einen Augenblick da und grübelte. Zweimal streckte sie die Hand aus, um das Kleidungsstück wieder herauszunehmen, und zweimal ließ sie es bleiben. Sie versuchte es ein weiteres Mal, und diesmal wappnete sie sich mit dem Gedanken: »Es ist eine gute Lüge … eine gutherzige Lüge … ich werde mich deswegen nicht grämen.« Dann suchte sie in der Jackentasche. Einen Augenblick später las sie unter Tränen Toms Rindenstück und sagte: »Jetzt würde ich dem Jungen eine Million Sünden verzeihen!«

Zwanzigstes Kapitel

Als Tante Polly Tom küßte, lag darin etwas, das seine trübe Stimmung verfliegen ließ und ihn wieder fröhlich und glücklich machte. Er ging zurück in die Schule und hatte das Glück, am Anfang der Meadow Lane auf Becky Thatcher zu treffen. Seine Stimmung prägte sein Verhalten. Ohne einen Augenblick zu zögern, lief er zu ihr hin und sagte: »Ich war heute bös zu dir, Becky, und das tut mir sehr leid. Ich will es auch nie, nie wieder tun, solange ich lebe … sei wieder gut, ja?«

Das Mädchen blieb stehen und sah ihn verächtlich an. »Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Mister Tom Sawyer, wenn Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten kümmern würden. Ich rede kein Wort mehr mit Ihnen.«

Sie warf den Kopf zurück und ging weiter. Tom war so perplex, daß er nicht mal soviel Geistesgegenwart aufbrachte, um zu sagen: »Wen kümmert’s, Fräulein Klugscheißer?«, doch da war der Augenblick schon vorüber. Also sagte er nichts. Aber er kochte vor Wut. Er betrat den Schulhof mit hängendem Kopf, wünschte sich, Becky wäre ein Junge, und stellte sich vor, wie er sie verprügeln würde. Auf dem Schulhof liefen sie sich wieder über den Weg, und Tom machte eine spitze Bemerkung, als er an ihr vorbeikam. Sie schleuderte ihm eine grobe Antwort entgegen, und schon war der Bruch vollzogen. Becky konnte es kaum erwarten, daß die Schule wieder anfing, so ungeduldig wartete sie darauf, daß Tom für die ruinierte Fibel bestraft würde. Falls sie jemals den leisen Gedanken gehegt hatte, Alfred Temple zu verpetzen, so hatte Toms beleidigende Bemerkung ihn endgültig vertrieben.

Das arme Mädchen hatte keine Ahnung, wie bald sie selbst

in Schwierigkeiten stecken würde. Mr. Dobbins, der Lehrer, war in die Jahre gekommen, ohne daß sein beruflicher Ehrgeiz befriedigt worden war. Sein Herzenswunsch war es gewesen, Arzt zu werden, doch aus Geldmangel hatte es nur bis zum Dorfschullehrer gelangt. Jeden Tag zog er ein geheimnisvolles Buch aus dem Pult und versenkte sich darin, wenn die Klassen nichts zum Aufsagen hatten. Dieses Buch hielt er sorgfältig unter Verschluß. Es gab nicht einen Schüler, der nicht alles darum gegeben hätte, einen Blick hineintun zu können, doch bot sich dazu nie eine Gelegenheit. Jeder Junge und jedes Mädchen hatte eine Theorie darüber, was denn in dem Buch stand; keine Theorie glich der anderen, und es gab keine Möglichkeit, die Wahrheit herauszufinden. Doch als Becky nun an dem Pult vorbeikam, das in der Nähe der Tür stand, bemerkte sie, daß der Schlüssel im Schloß steckte! Die Gelegenheit war günstig. Sie sah sich um, stellte fest, daß sie allein war, und im nächsten Augenblick hielt sie das Buch in den Händen. Der Titel – Professor So-und-so.s »Anatomie« – sagte ihr nichts. Also blätterte sie weiter. Dann stieß sie auf einen sorgfältig gestochenen und kolorierten Stahlstich als Frontispiz – eine vollkommen nackte menschliche Gestalt. In diesem Augenblick fiel ein Schatten auf die Seite, Tom Sawyer war zur Tür hereingetreten und hatte einen Blick auf das Bild erhascht. Becky schnappte hastig nach dem Buch, um es zuzuschlagen; dabei hatte sie Pech und riß die illustrierte Seite halb durch. Sie warf das Buch ins Pult, schloß ab und platzte vor Scham und Entrüstung los: »Tom Sawyer, du bist so was von gemein, dich einfach so anzuschleichen und zu schauen, was man sich da anschaut.«

»Woher sollte ich denn wissen, daß du dir was anschaust?«

»Du solltest dich was schämen, Tom Sawyer, du weißt genau, daß du mich verpetzen wirst, was mach ich nur, was mach ich nur? Ich bekomme die Rute, und ich bin noch nie in

der Schule geschlagen worden.«

Dann stampfte sie mit ihrem kleinen Fuß auf und sagte: »So was Gemeines! Aber ich weiß noch was anderes! Warte du nur ab! Ich hasse dich, hasse dich, hasse dich! « – und dann stürzte sie laut weinend aus dem Gebäude.

Tom stand da und wunderte sich zutiefst über diesen Ausbruch. Schließlich sagte er bei sich: »Wie merkwürdig dumm doch Mädchen sind. Ist noch nie in der Schule geschlagen worden! Pff, die Prügel sind doch nichts Besonderes! Typisch Mädchen … dünnhäutig und feige. Natürlich verpetz ich diese dumme Gans nicht beim alten Dobbins, es gibt ja noch andere Möglichkeiten, mich an ihr zu rächen, nicht so was Gemeines. Aber was soll’s? Der alte Dobbins wird fragen, wer sein Buch zerrissen hat. Keiner wird es zugeben. Dann macht er es wie immer, fragt einen nach dem anderen, und wenn er an das richtige Mädchen gerät, weiß er es sowieso gleich. Mädchen kann man es doch gleich am Gesicht ablesen. Die haben einfach keinen Mumm. Sie bekommt eine Tracht Prügel. Da steckt Becky Thatcher ganz schön in der Klemme; da kommt sie nicht raus.« Tom grübelte noch einen Augenblick darüber nach und fügte dann an: »Na gut, am liebsten wär’s ihr doch, wenn ich in so einer Klemme steckte. Jetzt wird sie schon sehen, was sie davon hat!«

Tom ging wieder hinaus zu den herumtollenden Kindern. Kurze Zeit später traf der Lehrer ein und führte sie ins Klassenzimmer. Tom hatte kein sonderliches Interesse am Unterrichtsstoff. Jedesmal, wenn er einen Blick zur Mädchenseite hinüberwarf, verwirrte ihn Beckys Gesichtsausdruck. Eigentlich wollte er sie nach alledem nicht bemitleiden, aber er konnte nicht anders. Er brachte keinerlei nennenswertes Interesse am Unterricht auf. Schließlich kam das Malheur mit der Fibel ans Tageslicht, und Tom war nun für eine ganze Weile mit diesem Problem beschäftigt. Becky erwachte aus ihrer verzweifelten

Lethargie und zeigte großes Interesse am weiteren Geschehen. Sie glaubte nicht, daß Tom Ärger vermeiden könnte, wenn er leugnete, die Tinte übers Buch verschüttet zu haben; sie hatte recht damit. Toms Leugnen schien die Sache nur noch schlimmer zu machen. Becky versuchte sich einzureden, daß sie sich darüber freute, doch stellte sie fest, daß sie sich dessen nicht sicher war. Und als es zum Schlimmsten kam, verspürte sie den Drang, aufzustehen und Alfred Temple zu verpetzen, aber sie zwang sich, still sitzen zu bleiben – denn, so sagte sie sich, »Tom verpetzt mich bestimmt wegen des zerrissenen Bildes. Ich sag kein Wort, und wenn es ihm das Leben rettet!«

Tom nahm seine Schläge hin und setzte sich wieder auf seinen Platz. Er war keineswegs verzweifelt, vielleicht hatte er beim Herumtollen ja wirklich aus Versehen die Tinte über die Fibel gegossen – er hatte die Tat nur der Form halber abgestritten, weil es sich so gehörte, und aus Prinzip darauf beharrt, sie zu leugnen.

Eine ganze Stunde ging vorüber; der Lehrer saß auf seinem Thron und nickte ein; die Luft war erfüllt vom einschläfernden Gemurmel der lernenden Schüler. Schließlich reckte sich Mr. Dobbins, gähnte, schloß das Pult auf und griff nach dem Buch, schien aber unschlüssig, ob er es herausnehmen sollte oder nicht. Die meisten Schüler schauten nur kurz hin, doch es gab zwei unter ihnen, die Mr. Dobbins' Bewegungen mit größtem Interesse verfolgten. Geistesabwesend befingerte Mr. Dobbins das Buch eine Weile, dann nahm er es heraus und setzte sich zurecht, um darin zu lesen. Tom warf Becky einen Blick zu. Einen solchen Gesichtsausdruck hatte er schon mal gesehen – bei einem gehetzten und hilflosen Kaninchen, auf den ein Gewehrlauf gerichtet war. Sofort war jeder Streit mit ihr vergessen. Schnell – es mußte was geschehen! – Sofort! Doch die drohende Gefahr lähmte ihn. Gut! – Er hatte eine Idee! Er würde losstürmen und das Buch an sich reißen, durch die

Tür jagen und verschwinden! Er zögerte nur einen Augenblick mit seinem Entschluß, und schon war die Gelegenheit vorbei – der Lehrer schlug das Buch auf. Wenn sich ihm doch nur noch einmal die verpaßte Gelegenheit bieten würde! Zu spät; Becky war nicht mehr zu helfen, dachte er. Im nächsten Augenblick starrte der Lehrer die Schulklasse an. Alle senkten die Köpfe. In seinem Blick lag etwas, das selbst dem Unschuldigsten Furcht einflößte. Es blieb so lange still, daß man bis zehn zählen konnte; der Lehrer nahm all seinen Zorn zusammen. Dann sagte er: »Wer hat das Buch zerrissen?«

Niemand tat einen Muckser. Man hätte eine Nadel fallen hören können. Die Stille dauerte an; der Lehrer suchte ein Gesicht nach dem anderen nach Anzeichen von Schuldbewußtsein ab.

»Benjamin Rogers, hast du das Buch zerrissen?«

Abstreiten. Wieder eine Pause.

»Joseph Harper, warst du das?«

Erneutes Abstreiten. Tom wurde es bei der langsamen Qual dieser Vorgehensweise immer ungemütlicher. Der Lehrer sah an den Reihen der Jungen entlang – ließ sich dabei Zeit und wandte sich dann den Mädchen zu. »Amy Lawrence?«

Kopfschütteln.

»Gracie Miller?«

Desgleichen.

»Susan Harper, warst du das?«

Erneutes Abstreiten. Als nächstes war Becky Thatcher an der Reihe. Tom zitterte vor Aufregung und angesichts der Hoffnungslosigkeit der Lage am ganzen Körper.

»Rebecca Thatcher …«

Tom sah sie an – ihr Gesicht war weiß vor Schrecken.

»… hast du … nein, schau mir ins Gesicht« – ihre Hände flatterten flehend in die Höhe – »hast du das Buch zerrissen?«

Wie ein Blitz schoß ein Gedanke durch Toms Kopf. Er sprang auf und rief: »Ich war’s!«

Die ganze Schule starrte ihn angesichts dieser ungeheuren Dummheit ungläubig an. Tom stand einen Augenblick da und nahm seine Kräfte zusammen. Und als er nach vorn trat, um seine Strafe entgegenzunehmen, schien die Überraschung, die Dankbarkeit und die Bewunderung, die ihm aus dem Blick der armen Becky entgegenströmten, genug Lohn für hundert Hiebe. Beseelt durch die Großartigkeit seiner eigenen Tat, ließ er die gnadenlosesten Prügel über sich ergehen, die Mr. Dobbins jemals ausgeteilt hatte, ohne einen Muckser zu tun; und ebenso gleichgültig nahm er die zusätzliche Strafe entgegen, zwei Stunden nachsitzen zu müssen – er wußte, wer draußen auf ihn warten würde, bis seine Gefangenschaft vorüber war, ohne diese langweilige Zeit als Verlust anzusehen.

An jenem Abend ging Tom zu Bett und hegte Rachepläne gegen Alfred Temple; Becky hatte ihm nämlich voller Scham und Reue alles erzählt und auch ihren eigenen Betrug nicht unterschlagen. Doch die Rachegelüste machten bald angenehmeren Gedanken Platz, schließlich schlief Tom ein, und Beckys letzte Worte klangen ihm sanft im Ohr – »Tom, daß du so edelmütig sein konntest!«

Einundzwanzigstes Kapitel

Die Ferien kamen immer näher. Der stets gestrenge Lehrer wurde noch strenger und anspruchsvoller als sonst, denn er wollte, daß die Schule am Examenstag gut abschnitt. Rohrstock und Lineal kamen selten zur Ruhe – zumindesten nicht bei den jüngeren Kindern. Nur die größten Jungen und die jungen Damen von achtzehn und zwanzig Jahren entgingen den Schlägen. Und Mr. Dobbins' Schläge waren kräftig; zwar prangte unter seiner Perücke ein vollkommen kahler, glänzender Schädel, doch er war erst mittleren Alters, und seine Muskelkraft hatte noch keineswegs nachgelassen. Während der große Tag immer näher kam, traten all die tyrannischen Anwandlungen, die er in sich trug, an die Oberfläche; es schien ihm geradezu Vergnügen zu bereiten, auch noch das kleinste Vergehen zu bestrafen. Die Folge davon war, daß die kleinen Jungen ihre Tage voller Schrecken und Entsetzen und ihre Nächte mit dem Schmieden von Racheplänen verbrachten. Sie ließen keine Gelegenheit aus, dem Lehrer einen üblen Streich zu spielen. Doch er war ihnen stets einen Schritt voraus. Die Vergeltung, die jeder Rache folgte, war so durchgreifend und so majestätisch, daß die Jungen das Schlachtfeld vernichtend geschlagen räumten. Schließlich verschworen sie sich und heckten einen Plan aus, der ihnen einen überragenden Sieg versprach. Sie weihten den Gehilfen des Schildermalers ein, erzählten ihm von dem Plan und baten ihn um Mithilfe. Er hatte persönliche Gründe, sich darüber zu freuen, denn der Lehrer war Pensionsgast im Hause seiner Familie und hatte ihm genügend Gründe geliefert, ihn zu hassen. Die Frau des Lehrers sollte in ein paar Tagen aufs Land fahren, und dann würde niemand ihren Plänen im Wege stehen. Der Lehrer

bereitete sich auf große Ereignisse stets dadurch vor, daß er sich einen ansäuselte, und der Schildermalergeselle meinte, wenn der Lehrer am Prüfungsabend den richtigen Zustand erreicht hatte und in seinem Sessel döste, würde er »das Ding schon schaukeln«; danach würde er dafür sorgen, daß man den Lehrer rechtzeitig weckte und er in der Schule erschien.

Endlich kam der große Tag. Um acht Uhr abends war das Schulhaus festlich erleuchtet und mit Kränzen und Girlanden aus Blättern und Blumen geschmückt. Auf einem Podium thronte der Lehrer auf seinem großen Stuhl, die Tafel hinter sich. Er machte einen leicht beschwipsten Eindruck. Drei Reihen Schulbänke neben ihm und sechs Reihen vor ihm waren mit den Honoratioren der Stadt und den Eltern der Schüler besetzt. Links von ihm, hinter den Reihen der Bürger, war eine große Bühne aufgebaut worden, auf der die Schüler saßen, die an den Darbietungen des Abends teilnehmen sollten; in den vorderen Reihen drängten sich die kleineren Jungen, die so frisch gewaschen und ordentlich gekleidet waren, daß ihnen höchst unbehaglich zumute war; die Bänke dahinter waren voller linkischer größerer Burschen; und dann gab es noch die Schneewehen aus blütenweiß in Batist und Musselin gewandeten Mädchen und jungen Damen, die sich ihrer bloßen Arme, des uralten Schmucks ihrer Großmütter, der rosafarbenen und blauen Schleifen und der Blumen im Haar offenkundig bewußt waren. Der Rest des Hauses war mit Schülern gefüllt, die nicht an den Darbietungen teilnahmen. Die Vorträge begannen. Ein sehr kleiner Junge erhob sich und deklamierte schüchtern: »Ist einer jung, dann glaubt man nicht, daß er vor all den Menschen spricht« usw. – begleitet von den peinlich korrekten und zuckenden Bewegungen eines Automaten – wenn mit dem Automaten etwas nicht in Ordnung ist. Aber er brachte seinen Text sicher, wenn auch ungeheuer verschüchtert hinter sich, und erhielt großen

Applaus. als er seine eingeübte Verbeugung machte und abtrat.

Ein kleines, sich schämendes Mädchen lispelte: »Marie hatte ein kleines Lamm« usw., machte einen mitleidheischenden Knicks, bekam zum Lohn ihren Applaus und setzte sich glücklich und mit hochrotem Kopf wieder hin.

Tom Sawyer trat mit gespieltem Selbstvertrauen vor und stürzte sich in die unausrottbare und nicht kaputtzukriegende Rede »Gebt mir Freiheit oder gebt mir Tod«, gestikulierte ausladend und ungestüm und blieb mittendrin stecken. Er wurde von heftigem Lampenfieber gepackt, die Beine zitterten ihm, und er war kurz davor zu ersticken. Stimmt schon, das Mitleid aller Anwesenden war ihm sicher – aber auch die Stille des Hauses, die noch viel schlimmer war als all das Mitleid. Der Lehrer runzelte die Stirn, was die Tragödie endgültig besiegelte. Tom mühte sich noch eine Weile und gab dann geschlagen auf. Es gab einen schwachen Ansatz von Beifall, doch der erstarb schnell wieder.

Dann kamen »Ein Junge stand auf brennendem Deck«, »Der Assyrer stürzte« und andere Perlen der Vortragskunst. Darauf folgten Leseübungen und ein Buchstabierwettbewerb. Die verschwindend kleine Lateinklasse rezitierte glanzvoll. Nun stand der Höhepunkt des Abends an – Aufsätze der jungen Damen. Eine nach der anderen trat vor an den Podiumsrand, räusperte sich, hielt ihr Manuskript hoch (das von einem zierlichen Bändchen gehalten wurde) und machte sich an den Vortrag, wobei besonderer Wert auf »Ausdruck« und Zeichensetzung gelegt wurde. Die Themen waren ganz dieselben, die zu ähnlichen Anlässen schon von ihren Müttern, Großmüttern und so fort die ganze weibliche Linie hinab bis zurück zu den Kreuzzügen erläutert worden waren. »Freundschaft« hieß eines davon; »Gedenken an vergangene Tage«, »Religion in der Vergangenheit«, »Traumland«, »Die Vorzüge der Kultur«, »Gemeinsamkeiten und Gegensätze in

den Formen politischer Organisation«, »Melancholie«, »Kindesliebe«, »Die Sehnsucht des Herzens« und so weiter und so fort.

Ein vorherrschendes Merkmal dieser Aufsätze war eine gepflegte und gehätschelte Melancholie, ein anderes ein verschwenderischer, überreichlicher Strom an »gehobener Ausdrucksweise«, ein weiteres die Vorliebe, besonders geschätzte Wörter und Phrasen an den Haaren herbeizuziehen, bis sie vollends fadenscheinig waren. Eine Besonderheit, die diese Aufsätze kennzeichnete und verunstaltete, war die unausrottbare und unerträgliche Predigt, die wie ein Wurmfortsatz am Ende eines jeden Vortrags baumelte. Es wurden ungeheure Anstrengungen unternommen, das Thema, ganz gleich, worum es sich handelte, mühsam auf den einen oder anderen Aspekt umzubiegen, an dem der moralische und religiöse Geist seine Erbauung fand. Die himmelschreiende Unaufrichtigkeit dieser Predigten reichte nicht aus, diese Mode aus den Schulen zu verbannen, bis heute nicht; wahrscheinlich wird sich auch bis ans Ende aller Tage nichts daran ändern. Es gibt im ganzen Land keine Schule, in der die jungen Damen sich nicht verpflichtet fühlen, ihre Aufsätze mit einer Predigt abzuschließen; und man wird feststellen, daß die Predigt des leichtsinnigsten und am wenigsten religiösen Mädchens der Schule stets die längste und am unerbittlichsten fromme ist. Doch genug davon. Die reine Wahrheit ist am schwersten zu schlucken.

Kehren wir wieder zu der »Prüfung« zurück. Der erste Aufsatz, der verlesen wurde, trug den Titel »Dies also ist das Leben?«. Vielleicht kann der Leser einen Auszug davon ertragen:

»Mit welch freudiger Erwartung sieht nicht der jugendliche Verstand im alltäglichen Leben der herbeigesehnten Festlichkeit entgegen! Die Phantasie ergeht sich darin, rosige Bilder der Freude zu malen. Vor ihrem

geistigen Auge sieht sich die romantische Verehrerin der Mode schon als »Mittelpunkt« der festlichen Gesellschaft. Ihre angenehme Gestalt, gehüllt in schneeweiße Gewänder, wirbelt durch die Irrgärten der heiteren Tänze; ihre Augen strahlen am hellsten, ihr Gang ist der zierlichste von allen in Fröhlichkeit Versammelten.

So verrinnt die Zeit mit köstlichen Vorstellungen, und es schlägt die willkommene Stunde ihres Eintritts in die elysische Welt, von der sie solch farbenprächtige Träume hegte. Wie elfenhaft ihrem verzauberten Blick alles erscheint! Jeder neue Anblick ist noch entzückender als der vorige. Doch nach einer längeren Weile stellt sie fest, daß unter diesem glanzvollen Äußeren alles nur eitel ist: die Schmeicheleien, die einst ihre Seele so entzückten, tun ihr nun in den Ohren weh; der Ballsaal hat seinen Zauber eingebüßt; und mit ruinierter Gesundheit und verbittertem Herzen wendet sie sich ab in der Überzeugung, daß die irdischen Vergnügen die Sehnsüchte der Seele nicht befriedigen können!«

Und so weiter und so fort. Während des Vortrags machte ab und zu ein zufriedenes Raunen die Runde, begleitet von geflüsterten Bemerkungen wie »Wie reizend!«, »Wie ausdrucksvoll!«, »Wie wahr!« und so weiter, und nachdem der Aufsatz mit einer merkwürdig bedrückenden Predigt geendet hatte, erhob sich überschwenglicher Beifall.

Dann erhob sich ein dürres, melancholisches Mädchen, dessen Gesicht die »interessante« Blässe zierte, die von Pillen und Verdauungsstörungen herrührt, und las ein »Gedicht« vor. Zwei Strophen davon sollen genügen:

Ein Mädchen aus Missouri nimmt Abschied von Alabama

Alabama, adieu! Ich lieb dich sehr!
Doch muß ich dich nun verlassen!
Meine Gedanken sind traurig, das Herz wird mir schwer,

Mein Tränenblick kann nicht von dir lassen!
Ich streifte durch deine blühenden Haine;
Lustwandelte und las an des Tallapoosas Strand;
Lauschte des Tallassees mächt'gen Fluten,
Und warb an Coosas Ufern um Aurorens Hand.

Doch trag ich mein übervolles Herz ohne Scham,
Erröte nicht, wend ich den Tränenblick dir zu;
Kein fremdes Land verlaß ich voller Gram,
Kein fremdes Ohr hört mein Adieu,
Willkommen, daheim ward ich in diesem Staat,
Ich laß die Täler hinter mir, die Kirchen und die Gassen;
Ach, kalt muß mein Auge sein, mein Herz und *tête,*
Wenn, liebes Alabama! sie dich so schnöd verlassen!

Es gab unter den Anwesenden nur sehr wenige, die wußten, was »tête« hieß, doch das Gedicht war ganz zur Zufriedenheit aller ausgefallen.

Danach trat eine junge Dame mit dunklem Teint, schwarzen Augen und schwarzen Haaren auf, die eine eindrucksvolle Kunstpause einlegte, ein tragisches Gesicht machte und mit gemessener, ernster Stimme las:

Eine Vision

Die Nacht war dunkel und stürmisch. Rund um den Himmelsthron funkelte nicht ein Stern, doch die tiefen Glockenschläge des schweren Donners brandeten beständig ans Ohr. Die fürchterlichen Blitze tobten wütend über das bewölkte Himmelszelt und schienen die Macht zu verspotten, die der berühmte Franklin über ihren Schrecken beanspruchte! Selbst die stürmischen Winde gesellten sich von ihrer geheimnisvollen Heimstatt herzu und brausten umher, als wollten sie die Wildheit der Szenerie nur noch verstärken.

In diesem so düsteren, trüben Augenblick seufzte meine Seele schier nach menschlicher Zuneigung, doch statt dessen

»Die treueste Freundin mein,
mir Hilfe, Trost und Rat –
Mein Trost im Kummer, mein doppelt Glück
an meine Seite trat.«

Sie glitt dahin wie eine jener Lichtgestalten, die in der Phantasie der romantisch Veranlagten und Jungen auf den sonnigen Pfaden des Paradieses wandelt, eine strahlend schöne Königin ohne jeden Schmuck, bis auf ihren eigenen erhabenen Liebreiz. Ihr Fuß setzte so leise auf, daß er nicht das kleinste Geräusch machte, und wenn ihre wohltuende Berührung nicht diesen magischen Schauder ausgelöst hätte, wäre sie unbemerkt … ungesucht … wieder davongeglitten. Eine merkwürdige Traurigkeit lag auf ihren Zügen, wie eisige Tränen auf dem Gewand des Dezembers, als sie auf die widerstreitenden Elemente draußen wies und mich bat, die beiden Gestalten, die dort zu sehen waren, zu betrachten.

Diese düstere Spukgeschichte wurde auf zehn Manuskriptseiten ausgewalzt und endete mit einer Predigt, in der den Nicht-Presbyterianern alle Hoffnungen derart umfassend genommen wurden, daß dem Aufsatz der erste Preis zugesprochen wurde. Man hielt diesen Aufsatz für die größte Leistung des Abends. Der Bürgermeister des Städtchens, der der Verfasserin den Preis überreichte, hielt eine herzliche Ansprache und sagte, dieser Aufsatz sei das bei weitem »ausdrucksvollste« Stück Text gewesen, das er jemals gehört habe, und selbst Daniel Webster wäre stolz darauf gewesen.

Es darf noch erwähnt werden, daß die Anzahl der Aufsätze, in denen das Wort »wunderbar« übermäßig strapaziert und die menschlichen Erfahrungen als »das Buch des Lebens« bezeichnet wurden, das übliche Maß erreichten.

Dann schob der Lehrer, der so beschwipst war, daß er beinahe gütig wirkte, seinen Stuhl beiseite, kehrte dem Publikum den Rücken zu und malte die Umrisse Amerikas an

die Tafel, um die Erdkundeklasse zu prüfen. Mit seiner zittrigen Hand brachte er es allerdings nur zu einem traurigen Ergebnis, und ein unterdrücktes Kichern wogte durch den Raum. Er wußte den Grund dafür und machte sich daran, die Zeichnung zu verbessern. Er wischte Linien aus und zog sie neu, machte aber alles nur noch schlimmer, und das Kichern wurde lauter. Er richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf diese Aufgabe, fest entschlossen, sich durch die allgemeine Heiterkeit nicht irritieren zu lassen. Er spürte, daß alle Augen auf ihn gerichtet waren; er glaubte, Fortschritte zu machen, und doch hörte das Kichern nicht auf. Es nahm sogar deutlich zu. Und das hatte seinen guten Grund. Im Schulhaus gab es noch ein Dachgeschoß, zu dem direkt über dem Lehrer eine Luke führte. Durch diese Luke ließ jemand eine Katze an einem Seil herunter, das man ihr um den Hinterleib geknotet hatte. Ein um Kopf und Kiefer gebundenes Tuch hinderte das Tier daran zu miauen. Die Katze wurde langsam heruntergelassen, dabei buckelte sie heftig und krallte sich an dem Seil fest, dann machte sie sich wieder lang und krallte wild in der Luft umher. Das Kichern wurde immer lauter – die Katze hing keine zwanzig Zentimeter über dem Kopf des in seine Zeichnung vertieften Lehrers – tiefer, tiefer, noch ein wenig, und dann krallte sich das Tier verzweifelt in seiner Perücke fest und wurde im selben Augenblick mit ihrer Beute auf den Dachboden hinaufgezogen! Und wie der kahle Kopf des Lehrers glänzte – denn der Malergehilfe hatte ihn vergoldet!

Das brachte die Versammlung zu einem jähen Ende. Die Jungen waren gerächt. Die Ferien hatten begonnen.[2]

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Weil ihm deren pompöse Aufmachung so gefiel, trat Tom dem neuen Orden der »Kadetten der Mäßigung« bei. Solange er Mitglied des Ordens sei, so schwor er, werde er sich des Rauchens, Priemens und Fluchens enthalten. Und nun lernte er etwas Neues kennen – daß nämlich der Schwur, etwas nicht zu tun, die sicherste Sache in der Welt ist, jemandem den Wunsch einzugeben, genau dieses tun zu wollen. Tom spürte bald, wie er von dem Verlangen, zu trinken und zu fluchen, verzehrt wurde; das Verlangen wurde so groß, daß nur die Hoffnung auf eine Gelegenheit, sich in seiner roten Schärpe zu zeigen, ihn davon abhielt, aus dem Orden auszutreten. Bis zum 4. Juli, dem Nationalfeiertag, war es nicht mehr weit, doch den Gedanken daran gab er bald auf – gab ihn auf, bevor er die Fesseln seines Schwurs noch achtundvierzig Stunden erduldet hatte – und richtete all seine Hoffnungen auf den alten Friedensrichter Frazer, der auf dem Sterbebett lag und, da er ja ein so hochgestellter Honoratior war, eine große öffentliche Beerdigung erhalten würde. Drei Tage lang machte sich Tom große Sorgen um den Gesundheitszustand des Richters und gierte nach Neuigkeiten. Manchmal hegte er große Hoffnungen – so große, daß er es wagte, seine Insignien hervorzuholen und vor dem Spiegel zu üben. Aber der Richter neigte entmutigenderweise dazu, seinen Gesundheitszustand schwankend zu halten. Schließlich hieß es, er sei auf dem Wege der Besserung – dann der Genesung. Tom war entrüstet und empfand dies als tiefe Ungerechtigkeit. Er trat sofort aus dem Orden aus – und in derselben Nacht noch erlitt der Richter einen Rückfall und verstarb. Tom beschloß, nie wieder einem solchen Mann zu trauen.

Die Beerdigung war eine prächtige Angelegenheit. Die Kadetten paradierten auf eine Weise, die darauf abzielte, das ehemalige Mitglied vor Neid platzen zu lassen. Aber Tom war wieder frei – das war ja auch schon was. Er konnte jetzt trinken und fluchen – stellte aber zu seiner Überraschung fest, daß er es gar nicht wollte. Die simple Tatsache, daß er es nun tun konnte, ließ den Wunsch erlahmen und nahm der Sache ihren Reiz.

Schließlich stellte Tom verwundert fest, daß die herbeigesehnten Ferien ihm allmählich doch zu lang wurden.

Er versuchte, Tagebuch zu schreiben – aber drei Tage lang passierte nichts, also gab er es wieder auf.

Zum allerersten Mal trat eine Komödiantentruppe, deren Mitglieder als Neger geschminkt waren, in der Stadt auf und hatte überragenden Erfolg. Tom und Joe Harper stellten selbst eine solche Schauspielertruppe auf und waren zwei Tage lang glücklich.

Selbst der Nationalfeiertag am 4. Juli war in gewisser Hinsicht eine Enttäuschung, denn es regnete heftig, die Parade fiel aus, und Mr. Benton, ein leibhaftiger Senator und der größte Mensch auf Erden (so nahm Tom an), war eine herbe Enttäuschung – er war überhaupt keine fünf Meter groß, nicht mal annähernd.

Dann kam ein Zirkus in die Stadt. Drei Tage lang spielten die Jungen in Zelten aus Flickenteppichen Zirkus – Eintritt drei Nadeln für Jungen, zwei für Mädchen –, dann gaben sie das Zirkusdasein wieder auf.

Danach kamen ein Phrenologe und ein Hypnotiseur – und verschwanden wieder, und das ließ das Städtchen nur noch lustloser und langweiliger erscheinen als sonst.

Es gab ein paar Kinderfeste, aber es waren so wenige, und sie waren so wunderbar, daß sie die schmerzhaften Zeiten dazwischen nur noch schmerzhafter erscheinen ließen.

Becky Thatcher war heim nach Constantinople gefahren, um die Ferien mit ihren Eltern zu verbringen – nirgendwo

zeigte sich das Leben von seiner sonnigen Seite.

Das furchtbare Geheimnis des Mordes lastete schwer auf Toms Seele. Es ließ ihm keine Ruhe, wie ein Geschwür, und quälte ihn sehr.

Dann bekam er die Masern.

Zwei lange Wochen war Tom ans Bett gefesselt, und die Welt und alles, was in ihr geschah, war ihm vollkommen gleichgültig. Er war sehr krank und interessierte sich für gar nichts. Als er schließlich wieder aufstehen konnte und auf schwachen Beinen durch die Stadt schlich, lastete eine tiefe Schwermut auf allem und jedem. Es hatte eine »Erweckungsversammlung« gegeben, alle hatten »die Religion gekriegt«; nicht nur die Erwachsenen, nein, auch die Kinder. Tom ging umher und hoffte wider besseres Wissen, doch noch auf ein gesegnetes sündiges Gesicht zu stoßen, doch wurde er überall enttäuscht. Er traf Joe Harper, der in der Bibel las, und machte bei diesem deprimierenden Anblick wieder kehrt. Er suchte Ben Rogers und fand ihn, wie er mit einem Korb voller Traktate einen Armenbesuch machte. Er stöberte Jim Hollis auf, der ihn auf die große Gnade seiner gerade überstandenen Masern hinwies, die ihm eine Warnung sein sollten. Bei jedem, dem er begegnete, wurde seine Laune nur noch schlechter, und als er voller Verzweiflung endlich Zuflucht bei Huckleberry Finn suchte und mit einem Bibelzitat empfangen wurde, brach es ihm das Herz, und er schlich nach Hause und legte sich mit der Erkenntnis ins Bett, daß er der einzige Mensch in der ganzen Stadt war, der für immer in der Hölle schmoren würde.

In jener Nacht gab es einen fürchterlichen Sturm mit schweren Regenfällen, ungeheuren Donnerschlägen und grellen Blitzen. Tom steckte den Kopf unter die Decke und wartete voller Entsetzen auf seinen Untergang, denn er hatte nicht den leisesten Zweifel daran, daß dieser ganze Tumult ihm galt. Er glaubte, die Geduld der Himmelsmächte bis über die Grenze des Erträglichen strapaziert zu haben und dies sei

nun die Strafe dafür. Es wäre ihm vielleicht als reine Verschwendung an Pomp und Munition vorgekommen, mit einer ganzen Batterie an Kanonen auf einen Käfer zu schießen, doch fand er es nicht sonderlich merkwürdig, ein derart kostspieliges Gewitter aufzubieten, um einem Insekt wie ihm den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Allmählich ließ der Sturm wieder nach und klang völlig ab, ohne sein Ziel erreicht zu haben. Der erste Gedanke des Jungen war, dankbar zu sein und sich zu bessern. Sein zweiter, noch damit zu warten – vielleicht gab es ja keine weiteren Stürme mehr.

Am nächsten Tag waren die Ärzte wieder da. Tom hatte einen Rückfall erlitten. Die drei Wochen, die er diesmal im Bett verbrachte, kamen ihm wie eine Ewigkeit vor. Als er schließlich wieder aufstehen durfte, war er nicht allzu dankbar dafür, verschont worden zu sein, denn es fiel ihm ein, wie einsam er war, verlassen und ohne Freunde. Er schlich teilnahmslos die Straße entlang und traf auf Jim Hollis, der als Richter in einem Jugendgericht fungierte, wo eine Katze im Beisein ihres Opfers, eines Vogels, wegen Mordes angeklagt wurde. Und dann traf er in einer Seitengasse auf Joe Harper und Huck Finn, die eine Melone aßen, die sie stibitzt hatten. Die armen Kerle! Sie hatten – genau wie Tom – einen Rückfall erlitten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Endlich wurde die schläfrige Atmosphäre aufgeschreckt – und zwar nachhaltig: Der Mord an Dr. Robinson wurde vor Gericht verhandelt. Und sofort gab es im Städtchen kein anderes Thema mehr. Tom konnte sich dem nicht entziehen. Bei jeder Erwähnung des Mordes wurde sein Herz von einem Schauder erfaßt, denn schlechtes Gewissen und seine Ängste überzeugten ihn beinahe davon, daß diese Bemerkungen in seiner Hörweite nur aus dem Grund gemacht wurden, um »vorzufühlen«. Er konnte zwar nicht erkennen, warum man ihn im Verdacht haben sollte, etwas über den Mord zu wissen, dennoch fühlte er sich inmitten all der Gerüchte unwohl. Die ganze Zeit durchfuhren ihn kalte Schauer. Er führte Huck an einen einsamen Ort, um mit ihm zu sprechen. Es würde eine Erleichterung für ihn sein, seine Zunge für einen kurzen Augenblick zu lösen und seine Last mit einem Leidensgenossen zu teilen. Außerdem wollte er sichergehen, daß Huck nichts verraten hatte.

»Huck, haste irgendwem davon erzählt?«

»Wovon?«

»Na, du weißt schon.«

»Ach so… ’türlich nich.«

»Kein Wort?«

»Keinen Muckser, ich schwör’s. Was fragste?«

»Na, ich hab mir Sorgen gemacht.«

»Tom Sawyer, wir leben keine zwei Tage mehr, wenn das rauskommt. Das weißte doch.«

Tom war beruhigt. Nach einer Weile fragte er: »Huck, es gibt doch keinen, der dich zum Sprechen bringt, oder?«

»Mich zum Sprechen bringen? Also, wenn ich wollte, daß mich dieser Teufel von Halbblut ersäuft, dann könnten sie

mich zum Sprechen bringen. Anders nich.«

»Na, dann is ja alles gut. Ich denke, uns wird nichts passiern, solange wir den Mund halten. Laß uns aber noch mal schwören. Nur zur Sicherheit.«

»Hab nichts dagegen.«

Also schworen sie noch einmal mit feierlichem Ernst.

»Was reden denn die Leute so, Huck? Ich hab ’ne Menge gehört.«

»Was die reden? Die ganze Zeit über geht’s: Muff Potter, Muff Potter, Muff Potter. Ich brech jedesmal in Schweiß aus. Am liebsten würd ich mich irgendwo verstecken.«

»Bei mir reden sie auch von nichts anderem. Ich denk, er is fällig. Hast du nicht manchmal Mitleid mit ihm?«

»Andauernd. Er is ’n Taugenichts, aber er hat auch noch nie jemandem was zuleide getan. Er geht nur angeln, damit er ’n bißchen Geld zum Saufen zusammenkriegt, und lungert die ganze Zeit rum; aber was soll’s, tun wir doch alle … na, fast alle … außer dem Pfarrer und solche Leute. Aber eigentlich isser ganz nett. Er hat mir mal ’nen halben Fisch geschenkt, dabei hat’s nich für zwei gelangt; und er hat immer zu mir gehalten, wenn ich mal Pech hatte.«

»Mir hat er immer die Drachen repariert, Huck, und Angelhaken an die Leine geknotet. Wenn wir ihn da nur rausholen könnten.«

»Wie denn, Tom? Und außerdem nützt das gar nichts, die fangen ihn doch bloß wieder.«

»Stimmt. Aber ich find’s einfach gemein, wie se ihn auf Deubel komm raus beschimpfen, wo er es doch gar nich war.«

»Ich auch, Tom. Mann, ich hab gehört, wie se gesagt haben, er is der schlimmste Verbrecher in der ganzen Gegend, und sie wundern sich, warum se ihn nicht schon früher aufgehängt ham.«

»Ja, die ganze Zeit reden sie so daher. Ich hab gehört, wie se gesagt haben, wenn er freikommt, wollen se ihn lynchen.«

»Das machen die bestimmt.«

Die Jungen unterhielten sich lange, aber das brachte ihnen nur schwachen Trost. Als die Dämmerung hereinbrach, stellten sie fest, daß sie sich in der Nähe des kleinen, abseits stehenden Gefängnisses herumtrieben, vielleicht in der vagen Hoffnung, daß etwas geschah, das sie von ihren Schwierigkeiten erlöste. Doch nichts geschah. Für den unglücklichen Gefangenen schienen sich weder Engel noch Elfen zu interessieren.

Die Jungen taten, was sie schon so oft getan hatten – sie schlichen ans vergitterte Zellenfenster und gaben Potter etwas Tabak und Streichhölzer. Potter war im Erdgeschoß, und Wachen gab es keine.

Seine Dankbarkeit für ihre Geschenke hatte stets ihr Gewissen geplagt – diesmal noch stärker als sonst. Sie kamen sich im höchsten Maße wie Feiglinge und Verräter vor, als Potter sagte: »Ihr seid so gut zu mir gewesen, Jungs … besser als die andern in der Stadt. Das vergeß ich euch nich, bestimmt nich. Ich sag oft bei mir, sag ich: ›Ich hab den Jungs immer die Drachen geflickt und all das, und ihnen gezeigt, wo die Fische gut beißen, und war ihnen immer gut Freund, und jetzt, wo er im Schlamassel steckt, haben sie den alten Muff vergessen; nur Tom nich und Huck auch nich … die nich, sag ich bei mir, und ich werd sie auch nich vergessen.‹ Tja, Jungs, ich hab was Schlimmes angestellt … war besoffen und von Sinnen … anders kann ich mir das nich erklären … und nun muß ich dafür baumeln, und das is gut so. Das ist wohl das beste, denk ich … na, jedenfalls hoff ich das. Ach, reden wir nicht drüber. Ich will euch ja nich die Laune verderben; ihr wart immer gute Freunde. Aber eins muß ich noch sagen, besauft euch niemals, dann landet ihr auch nich hier drin. Geh mal ’n Schritt zur Seite … so … gut; wenn man in so ’nem Schlamassel steckt, dann tut es einem richtig gut, wenn man freundliche Gesichter sieht … und außer euch kommt ja keiner her. Gute freundliche Gesichter

… gute freundliche Gesichter. Steigt euch mal gegenseitig auf den Rücken, damit ich sie berühren kann. So is gut. Gebt mir die Hand … eure muß durch die Stäbe, meine is zu groß dafür. So kleine Hände, und so schwach … aber sie haben Muff Potter viel geholfen, und sie würden ihm noch mehr helfen, wenn sie könnten.«

Tom war jämmerlich zumute, als er nach Hause ging, und in jener Nacht hatte er schreckliche Alpträume. Am nächsten und am übernächsten Tag hing er in der Nähe des Gerichtssaals herum, angezogen von dem nahezu unwiderstehlichen Drang hineinzugehen, aber er zwang sich, draußen zu bleiben. Huck erging es nicht anders. Sie gingen sich absichtlich aus dem Weg. Ab und zu schlichen sie davon, doch immer wieder war es dieselbe bedrückende Faszination, von der sie angezogen wurden. Tom spitzte die Ohren, wenn jemand aus dem Gerichtssaal kam, doch die Neuigkeiten waren nicht gut – die Schlinge zog sich immer unerbittlicher um den armen Potter zusammen. Am Ende des zweiten Verhandlungstages war in der ganzen Stadt davon die Rede, daß die Aussage von Indianer-Joe nicht zu erschüttern sei und es nicht den leisesten Zweifel gebe, wie das Urteil der Geschworenen lauten werde.

In jener Nacht war Tom lange aufgeblieben und stieg durchs Fenster ein, um zu Bett zu gehen. Er war ungeheuer aufgeregt. Es dauerte Stunden, bis er einschlief. Am nächsten Morgen strömte das ganze Städtchen zum Gerichtsgebäude, denn dies sollte der große Tag sein. In dem überfüllten Zuschauerraum waren beide Geschlechter etwa gleich stark vertreten. Nach längerem Warten kamen die Geschworenen und nahmen ihre Plätze ein; kurz danach wurde Potter, blaß, hager, verschüchtert und ohne jede Hoffnung, in Ketten hereingeführt und bekam seinen Platz zugewiesen, wo all die neugierigen Blicke auf ihm ruhten; Indianer-Joe, der wie immer keine Miene verzog, erregte nicht minder Aufmerksamkeit. Wieder gab es eine Pause, und

dann trat der Richter herein, und der Sheriff erklärte die Verhandlung für eröffnet. Darauf folgte das übliche Geflüster der Anwälte und das Zusammensuchen der Unterlagen. Diese Einzelheiten und die dadurch eintretenden Verzögerungen schufen eine erwartungsvolle Atmosphäre, die so beeindruckend wie faszinierend war.

Dann wurde ein Zeuge aufgerufen, der aussagte, er habe Muff Potter dabei gesehen, wie er sich sehr früh an dem Morgen, als der Mord entdeckt wurde, im Bach wusch und sich davonschlich. Nach ein paar weiteren Fragen sagte der Vertreter der Anklage: »Ihr Zeuge.«

Der Gefangene hob für einen Augenblick den Kopf; ließ ihn aber wieder sinken, als sein Verteidiger sagte: »Ich habe keine Fragen an den Zeugen.«

Der nächste Zeuge beeidete, das Messer neben der Leiche gefunden zu haben. Der Anklagevertreter sagte: »Ihr Zeuge.«

»Ich habe keine Fragen an den Zeugen«, erwiderte Potters Anwalt.

Ein dritter Zeuge schwor, er habe das Messer häufig in Potters Besitz gesehen.

»Ihr Zeuge.«

Potters Anwalt lehnte es ab, ihn zu befragen. Auf den Gesichtern im Publikum machte sich Verärgerung breit. Wollte der Anwalt vielleicht das Leben seines Mandanten fortwerfen, ohne auch nur den geringsten Versuch zur Verteidigung unternommen zu haben?

Mehrere Zeugen sagten unter Eid aus, wie schuldbewußt Potter sich benommen habe, als man ihn an den Schauplatz des Mordes führte. Sie durften den Zeugenstand verlassen, ohne ins Kreuzverhör genommen worden zu sein.

Jede Einzelheit der furchtbaren Umstände, die sich an jenem Morgen auf dem Friedhof zugetragen hatten und an die sich alle Anwesenden so gut erinnerten, wurden durch glaubhafte Zeugen vorgebracht, doch nicht einer von ihnen

wurde von Potters Anwalt ins Kreuzverhör genommen. Die Verwirrung und der Unmut des Publikums machte sich in Gemurmel Luft, das von der Richterbank aus unterbunden werden mußte. Der Staatsanwalt verkündete dann: »Aufgrund der Aussagen durch Zeugen, deren Wort über jeden Verdacht erhaben ist, haben wir ohne den Hauch eines Zweifels dem unglücklichen Angeklagten die Tat nachgewiesen. Unsere Beweisaufnahme ist damit abgeschlossen.«

Dem armen Potter entfuhr ein Stöhnen, er schlug die Hände vors Gesicht und wiegte sich sanft hin und her, und im Gerichtssaal herrschte schmerzliche Stille. Manche Männer waren gerührt, und bei vielen Frauen zeigte sich ihr Mitleid an ihren Tränen. Der Verteidiger erhob sich und sagte: »Euer Ehren, in unserer Bemerkung zu Beginn des Prozesses deuteten wir unsere Absicht an, den Beweis zu erbringen, daß unser Mandant diese furchtbare Tat begangen hat, als er sich in einem durch Alkohol herbeigeführten Delirium befand und daher unzurechnungsfähig war. Wir haben unsere Meinung geändert. Wir werden dieses Schuldanerkenntnis nicht abgeben.« Dann, an den Gerichtsdiener gewandt: »Rufen Sie Thomas Sawyer auf!«

Auf den Gesichtern im Saale machte sich Verblüffung breit, das von Potter eingeschlossen. Voller Verwunderung und Neugier ruhten alle Blicke auf Tom, der sich erhob und seinen Platz im Zeugenstand einnahm. Der Junge sah ziemlich verstört aus, denn er hatte furchtbare Angst. Tom wurde vereidigt.

»Thomas Sawyer, wo warst du am siebzehnten Juni um Mitternacht?«

Tom sah kurz in das versteinerte Gesicht von Indianer-Joe, und seine Stimme versagte. Das Publikum hielt die Luft an und lauschte, aber die Worte weigerten sich herauszukommen. Nach ein paar Augenblicken hatte der

Junge sich ein wenig gefaßt und schaffte es, genug Kraft in die Stimme zu stecken, so daß ein Teil des Saales hören konnte: »Auf dem Friedhof!«

»Etwas lauter, bitte. Hab keine Angst. Du warst…«

»Auf dem Friedhof.«

Ein verächtliches Grinsen huschte über Indianer-Joes Gesicht. »Warst du irgendwo in der Nähe von Hosse Williams' Grab?«

»Ja, Sir.«

»Sprich bitte ein klein wenig lauter. Wie nah warst du?«

»So nah, wie ich Ihnen jetzt bin.«

»Hast du dich versteckt oder nicht.«

»Ich hab mich versteckt.«

»Wo?«

»Hinter den Ulmen gleich neben dem Grab.«

Indianer-Joe erschrak kaum merklich.

»War jemand bei dir?«

»Ja, Sir. Ich war mit …«

»Halt … einen Augenblick. Der Name deines Begleiters tut hier nichts zur Sache. Wir werden ihn zu gegebener Zeit nennen. Hast du irgend etwas bei dir gehabt?«

Tom zögerte und schaute verwirrt.

»Sprich, mein Junge … sei nicht schüchtern. Die Wahrheit ist stets ehrenhaft. Was hast du dorthin gebracht?«

»Nur eine … eine … tote Katze.«

Heiterkeit machte sich breit, die vom Richter unterbunden wurde.

»Wir werden das Skelett dieser Katze als Beweisstück vorlegen. Nun, mein Junge, erzähl uns alles, was geschehen ist, mit deinen Worten. Laß nichts aus, und hab keine Angst.«

Tom fing an zu erzählen – erst zögernd, dann kam er langsam in Fahrt, und die Worte flossen immer zügiger; nach einer Weile war es mucksmäuschenstill; alle starrten ihn an. Das Publikum schnappte mit offenen Mündern und angehaltenem Atem jedes seiner Worte auf, vergaß alles

andere um sich herum und war ganz von der gräßlichen Faszination der Geschichte erfaßt. Die Anspannung erreichte ihren Höhepunkt, als der Junge sagte: »… und als der Doktor mit der Latte zum Schlag ausholte und Muff Potter umfiel, stürzte sich Indianer-Joe mit dem Messer…«

Krach! Schnell wie der Blitz stürzte sich das Halbblut zum Fenster, stieß alle, die sich ihm entgegenstellten, beiseite und entfloh!

Vierundzwanzigstes Kapitel

Und wieder war Tom der strahlende Held – Liebling der Alten, beneidet von den Jungen. Sein Name ging sogar in die Annalen ein, denn die Lokalzeitung schrieb über ihn. Es gab einige, die meinten, er habe das Zeug zum Präsidenten, falls er nicht vorher gehängt würde.

Wie üblich drückte die launische, gedankenlose Welt Muff Potter an ihren Busen und verhätschelte ihn so überschwenglich, wie sie ihn zuvor beschimpft hatte. Doch diese Art von Verhalten darf man der Welt nicht ankreiden; daran etwas Schlechtes zu finden, führt zu nichts.

Toms Tage waren Tage voller Glanz und Jubel, doch die Nächte waren voller Schrecken. Indianer-Joe geisterte durch seine Träume, und in dessen Augen blitzte stets Vergeltung. Keine noch so große Verlockung konnte den Jungen dazu bringen, nach Einbruch der Dunkelheit draußen zu bleiben. Der arme Huck befand sich in demselben elenden und schreckensvollen Zustand, denn am Abend vor dem Prozeß hatte Tom dem Anwalt Potters die ganze Geschichte erzählt, und Huck fürchtete, daß seine Teilnahme an dieser Sache vielleicht doch noch ans Licht käme, wenn ihn auch die Flucht von Indianer-Joe davor bewahrt hatte, vor Gericht aussagen zu müssen. Der arme Kerl hatte den Anwalt schwören lassen, das Geheimnis für sich zu behalten, aber was hieß das schon? Da Toms geplagtes Gewissen ihn ins Haus des Anwalts getrieben und ihm die fürchterliche Geschichte entlockt hatte, wo doch seine Lippen mit den gräßlichsten und fürchterlichsten Schwüren versiegelt worden waren, war Hucks Vertrauen in die Menschheit fast vollkommen zerstört. Am Tage machte Muff Potters Dankbarkeit Tom froh, daß er ausgesagt hatte, aber in der

Nacht wünschte er sich, er hätte geschwiegen.

Auf der einen Seite fürchtete Tom, Indianer-Joe würde nie gefaßt werden; auf der anderen fürchtete er, er würde es. Er war sicher, nie wieder in Frieden Luft holen zu können, bis dieser Mann tot war und er die Leiche gesehen hatte.

Man hatte eine Belohnung ausgesetzt, die Gegend wurde gründlichst durchkämmt, doch Indianer-Joe blieb unauffindbar. Aus St. Louis traf eines dieser allwissenden und ehrfurchteinflößenden Wunderwesen ein, ein leibhaftiger Detektiv, stöberte herum, schüttelte den Kopf, machte ein kluges Gesicht und erzielte jene Art von durchschlagendem Erfolg, den Angehörige dieses Berufsstandes normalerweise erzielen. Soll heißen, er fand einen »Hinweis«. Man kann aber leider keinen »Hinweis« wegen Mordes hängen, und nachdem der Detektiv seine Arbeit erledigt hatte und abgereist war, war Tom so beunruhigt wie zuvor.

Die ruhigen Tage flossen träge dahin, und mit jedem einzelnen wurde die Last seiner Sorgen ein klein wenig leichter.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Im Leben eines jeden normalen Jungen kommt mal der Augenblick, wo er von dem unstillbaren Verlangen erfüllt wird, irgendwo nach verborgenen Schätzen zu graben. Auch Tom wurde eines Tages plötzlich von diesem Verlangen überfallen. Er machte sich auf die Suche nach Joe Harper, doch ohne Erfolg. Dann suchte er Ben Rogers; der war angeln gegangen. Schließlich stieß er auf Huck Finn, die Blutige Hand. Huck war ihm auch recht. Tom führte ihn zu einem Versteck und erzählte ihm unter vier Augen davon. Huck war bereit. Huck war immer bereit, wenn es um ein Unternehmen ging, das Vergnügen versprach und nichts kostete, denn er verfügte über einen lästigen Überfluß an jener Art von Zeit, die kein Geld ist.

»Und wo buddeln wir?« fragte Huck.

»Ach, irgendwo.«

»Sind denn überall Schätze versteckt?«

»Nee, ’türlich nich. Nur an ganz besonderen Stellen, Huck, manchmal auf Inseln, manchmal in verrotteten Truhen unterm Astende eines alten, abgestorbenen Baums, genau da, wo um Mitternacht der Schatten hinfällt. Aber meistens unter den Dielen in Spukhäusern.«

»Und wer versteckt se da?«

»Na, Räuber natürlich… was glaubst ’n du? Etwa Sonntagsschullehrer?«

»Weiß nich. Wenn’s mein Schatz wär, würd ich ihn nich vergraben. Ich würd ihn ausgeben und mir ’ne gute Zeit machen.«

»Ich auch. Aber Räuber nich. Die verstecken die Sachen immer und lassen se dann da.«

»Kommen se denn nich wieder und holen den Schatz?«

»Nee. Wollen tun sie schon, aber meistens vergessen sie die Stelle, oder sie sterben vorher. Na, jedenfalls liegt der Schatz ewig da rum und rostet, und irgendwann findet einer 'nen alten vergilbten Zettel, wo draufsteht, wie man die Stelle findet, 'n Zettel, den man erst mal 'ne Woche lang entziffern muß, weil er voller Zeichen und Hirolüfen is.«

»Hiro … was?«

»Hirolüfen … na, Bilder und so was, die irgendwie keinen Sinn ergeben, weißt du?«

»Haste denn so 'n Zettel, Tom?«

»Nee.«

»Na, und wie findeste dann die Stelle?«

»Ich brauch keinen Zettel. Die verbuddeln ihren Schatz immer unter 'nem Spukhaus oder auf 'ner Insel oder unter 'nem toten Baum, von dem ein Ast rausragt. Auf der Jackson-Insel ham wir's schon versucht, da können wir ja später noch mal hin. Dann is da noch das alte Spukhaus oben am Bach an der alten Brennerei, und dann sind da noch jede Menge toter Bäume mit Ästen … zig davon.«

»Und da drunter liegt überall das Zeug?«

»Was faselst du da? Nee!«

»Und woher weißte, wo du suchen mußt?«

»Na, ich such unter allen!«

»Aber, Tom, das dauert doch den ganzen Sommer.«

»Na und? Stell dir doch mal vor, du findest 'nen Messingpott mit hundert Dollar drin, ganz abgenutzt und glänzend, oder 'ne verrottete Kiste voller Diamanten. Na, wie fändeste das?« Hucks Augen leuchteten.

»Das wär toll. Grad richtig für mich. Du brauchst mir nur die hundert Dollar geben, dann verzicht ich gern auf die Demanten.«

»Na gut. Aber ich laß se nich liegen, da kannste drauf wetten.

Manche von denen sind zwanzig Dollar wert … kaum einer weniger als sechzig Cent oder 'nen Dollar.«

»Nee! Echt?«

»Na klar, da kannste jeden fragen. Haste schon mal welche gesehn, Huck?«

»Nich, daß ich mich erinnern kann.«

»Ach, Könige ham Tonnen davon.«

»Tja, ich kenn auch keine Könige, Tom.«

»Stimmt ja. Aber wenn du nach Europa fährst, da fliegen die bergeweise rum.«

»Fliegen die denn?«

»Fliegen? Quatsch! ’türlich nich!«

»Na, und warum haste das dann gesagt?«

»Unsinn, ich meinte doch nur, da kannste se sehen, natürlich nich rumfliegen, wozu sollen die ’n fliegen? Ich mein nur, du würdest sie sehen, na, wie sie so überall rumliegen. Wie bei dem alten buckligen Richard.«

»Richard? Und wie weiter?«

»Er hatte keinen anderen Namen. Könige ham nur einen.«

»Echt?«

»Ja, wirklich.«

»Na, wenn’s ihnen Spaß macht; aber ich möchte nich König sein und nur ’nen Vornamen haben wie ’n Nigger. Aber sag mal … wo willste denn zuerst buddeln?«

»Weiß nich. Vielleicht probieren wir’s mal bei dem toten Baum mit den verdorrten Asten auf dem Hügel auf der anderen Seite des Brennereibachs.«

»In Ordnung.«

Also besorgten sie sich eine kaputte Spitzhacke und eine Schaufel und machten sich auf den drei Meilen langen Weg. Verschwitzt und keuchend kamen sie an und ließen sich im Schatten einer in der Nähe stehenden Ulme fallen, um auszuruhen und zu rauchen.

»So gefällt’s mir«, sagte Tom.

»Mir auch.«

»Sag mal, Huck, wenn wir hier ’nen Schatz finden, was machste dann mit deinem Anteil?«

»Na, wir essen jeden Tag Pastete und trinken Limmenade, und ich werd in jeden Zirkus gehen, der vorbeikommt. Ich mach mir ’nen Riesenspaß, da wett ich.«

»Und sparen tust du gar nichts davon?«

»Sparen? Wozu?«

»Na, damit du was hast, von dem de leben kannst.«

»Ach, hat doch keinen Zweck. Dann kommt Paps eines Tages in die Stadt und krallt sich alles, wenn ich mich nich mit ’m Ausgeben beeile, und ich sag dir, der bringt’s schnell durch. Und was machst du mit deinem Anteil, Tom?«

»Ich werd mir ’ne neue Trommel kaufen und ’n richtiges Schwert und ’n rotes Halstuch und ’ne kleine Bulldogge und heiraten.«

»Heiraten!«

»Klar.«

»Tom, du hast se doch nich alle.«

»Du wirst schon sehen.«

»Das is das Dümmste, was de machen kannst, Tom. Schau dir doch mal Paps und Mam an. Streit? Die ham sich doch die ganze Zeit nur gestritten. Weiß ich noch genau.«

»Das heißt nichts. Das Mädchen, das ich heirate, wird sich nich streiten.«

»Ach Tom, die sin doch alle gleich. Die räumen einem doch nur die Taschen leer. Überleg’s dir lieber noch mal. Sollteste echt. Wie heißt ’n das Mä’chen?«

»Das is kein Mä’chen, sondern ’n Mädchen.«

»Mädchen hin oder her, die einen sagen Mä’chen, die anderen Mädchen. Ist doch beides richtig, find ich. Und wie heißt se nun, Tom?«

»Das sag ich dir ’n andermal … jetzt nich.«

»Auch gut. Nur, wenn de dann heiratest, dann wird’s für mich noch einsamer als jetz.«

»Wird’s nich. Du kommst und wohnst bei mir. Aber Schluß jetzt und ran ans Buddeln.«

Sie schufteten und schwitzten eine halbe Stunde lang.

Nichts. Sie plagten sich eine weitere halbe Stunde ab. Immer noch nichts. Huck meinte: »Verbuddeln die das eigentlich immer so tief?«

»Manchmal, nicht immer. Meistens nich. Das is die falsche Stelle, denk ich.«

Also suchten sie sich einen anderen Fleck und fingen wieder von vorn an. Die Arbeit zog sich dahin, aber sie kamen voran. Eine Weile schufteten sie schweigend weiter. Schließlich lehnte sich Huck auf die Schaufel, wischte sich mit dem Ärmel die Schweißperlen von der Stirn und sagte: »Und wo willste als nächstes graben, wenn wir hier fertig sind?«

»Dann versuchen wir’s mal bei dem alten Baum drüben auf dem Cardiff Hill hinterm Haus der Witwe, denk ich.«

»Find ich gut. Aber wird die Witwe uns den Schatz nich abnehmen, Tom? Is ja auf ihrem Land.«

»Die und wegnehmen! Das soll sie mal wagen. Wer ’nen verborgenen Schatz findet, dem gehört er auch. Egal, wem das Land gehört.«

Das stellte sie zufrieden. Die Arbeit ging voran. Nach einer Weile meinte Huck: »Verdammich, wir müssen schon wieder an der falschen Stelle sein. Was glaubst du?«

»Is schon komisch, Huck. Ich versteh das nich. Manchmal kommt einem ’ne Hexe dazwischen. Vielleicht kommt daher der Ärger.«

»Quatsch, Hexen haben am Tag doch keine Macht.«

»Stimmt ja. Daran hab ich nich gedacht. Mensch, jetzt weiß ich, was das Problem is. Wir sind aber auch ’n paar Blödmänner! Wir müssen rausfinden, wo um Mitternacht der Schatten des Astes hinfällt, und da müssen wir graben!«

»Mannomann, jetzt ham wir die ganze Schufterei umsonst gemacht. Na, was soll’s, wir müssen einfach nachts wiederkommen. Das is ganz schön weit. Kommst du raus?«

»Da kannste drauf wetten. Und wir müssen es heute nacht machen, wenn nämlich jemand all diese Löcher sieht, kommt

er gleich drauf, was hier is, und buddelt selbst.«

»Gut, ich komm vorbei und miaue.«

»In Ordnung. Das Werkzeug verstecken wir solange im Gebüsch.«

In jener Nacht waren die Jungen zur vorgesehenen Stunde wieder zur Stelle. Sie hockten im Schatten und warteten. Es war sehr einsam dort, und die Stunde galt schon seit altersher als besonders feierlich. Geister wisperten durch die raschelnden Blätter, in den dunklen Ecken lauerten Gespenster, aus der Entfernung wehte das tiefe Jaulen eines Hundes herüber, und eine Eule antwortete mit Grabesstimme. Die Jungen waren von soviel Feierlichkeit ganz eingeschüchtert und sprachen nur wenig. Nach einer Weile fanden sie, daß es zwölf sein müsse; sie markierten die Stelle, auf die der Schatten fiel, und machten sich ans Graben. Ihre Hoffnungen wuchsen wieder. Ihr Interesse war erneut geweckt, und ihr Eifer hielt dementsprechend Schritt. Das Loch wurde tiefer und immer tiefer, doch jedesmal, wenn ihnen das Herz hüpfte, weil die Hacke auf etwas gestoßen war, erlebten sie nur eine neue Enttäuschung. Es war nur ein Stein oder eine Wurzel. Schließlich sagte Tom: »Hat keinen Zweck, Huck, wir sind wieder an der falschen Stelle.«

»Aber das geht doch nich. Wir ham doch ganz genau auf den Schatten geachtet.«

»Ich weiß, aber da is noch was.«

»Was denn?«

»Wir haben die Uhrzeit doch nur geschätzt. Wahrscheinlich war es zu spät oder zu früh.«

Huck ließ die Schaufel fallen.

»Stimmt«, sagte er. »Das is das Problem. Wir müssen aufgeben. Wir wissen einfach nie die richtige Uhrzeit, und außerdem is es hier ganz schön gruselig so um diese Zeit, mit all den Hexen und Gespenstern, die hier rumflattern. Ich hab immer das Gefühl, die ganze Zeit steht einer hinter mir,

und ich hab Angst mich umzudrehen, weil ja vielleicht vorne einer auf ’ne Gelegenheit wartet. Ich hab schon die ganze Zeit ’ne Gänsehaut.«

»Geht mir genauso, Huck. Und meistens legen sie noch einen Toten dazu, wenn sie einen Schatz unter einem Baum verbuddeln, um darauf aufzupassen.«

»Himmel!«

»Echt. Hab ich jedenfalls gehört.«

»Tom, ich mag da nich rumlungern, wo tote Leute sind. Da kommt man doch nur in Schwierigkeiten, bestimmt.«

»Ich will sie auch nich aufschrecken, Huck. Stell dir mal vor, der hier steckt seinen Schädel raus und sagt was!«

»Nich, Tom! Das ist ja schrecklich!«

»Das kannste wohl sagen. Huck. Ich fühl mich hier kein bißchen wohl.«

»Tom, laß uns Schluß machen und es woanders versuchen.«

»Na gut, wär wohl besser.«

»Und wo?«

Tom grübelte eine Weile und sagte dann: »Das Spukhaus. Das isses!«

»O verdammich, ich mag keine Spukhäuser, Tom. Die sind ja noch schlimmer als tote Leute. Tote Leute reden ja vielleicht, aber die schleichen nich in wallenden Tüchern herum, wenn man nich aufpaßt, und schauen einem plötzlich über die Schulter und knirschen mit den Zähnen, so wie ’n Gespenst. So was könnt ich nich ertragen, Tom … das kann keiner.«

»Ja, aber Huck, Gespenster schleichen doch nur nachts rum. Wenn wir am Tag buddeln, werden sie uns nich stören.«

»Stimmt schon. Aber du weißt doch ganz genau, daß die Leute sich nich beim Spukhaus rumtreiben, egal, ob Tag oder Nacht.«

»Na, weil sie doch nich gerne dorthin gehen, wo einer umgebracht worden is, und gesehen worden is ums Haus

auch noch nichts, außer nachts nur so blaue Lichter, die an den Fenstern vorbeigleiten, keine richtigen Gespenster.«

»Also Tom, wenn de da diese blauen Lichter rumflackern siehst, kannste drauf wetten, daß da ziemlich dicht dran ’n Gespenst is. Is doch klar. Du weißt doch selbst, daß nur Gespenster solche Lichter haben.«

»Stimmt schon. Aber trotzdem schleichen se nich am Tag herum, wovor also Angst haben?«

»Na gut. Wenn du meinst, probiern wir’s mal im Spukhaus … aber ich find, das is ganz schön riskant.«

Sie gingen den Hügel hinab. Dort unten stand ganz einsam mitten im mondhellen Tal das Spukhaus; die Zäune waren schon vor langer Zeit umgefallen, das Unkraut wucherte bereits über die Türschwelle, der Kamin war eingestürzt, die Fensterlöcher leer, eine Ecke des Dachs eingefallen. Die Jungen schauten eine Weile hinunter und rechneten schon damit, ein blaues Licht am Fenster vorbeiflackern zu sehen; dann sprachen sie nur noch leise miteinander, wie es sich für die Uhrzeit und die Umstände geziemte, hielten sich weit rechts, um das Spukhaus im großen Bogen zu umgehen, und machten sich durch den Wald auf der abgewandten Seite des Cardiff Hill auf den Heimweg.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Gegen Mittag des darauffolgenden Tages kehrten die Jungen wieder zu dem abgestorbenen Baum zurück und wollten ihr Werkzeug holen. Tom hatte es eilig, zu dem Spukhaus zu kommen; Huck ebenfalls – doch plötzlich sagte er: »Hör mal, Tom, weißte eigentlich, was für ’n Wochentag is?«

Tom ging im Kopf die Woche durch, riß plötzlich die Augen auf und blickte verwirrt: »Mensch! Daran hab ich gar nich gedacht, Huck!«

»Ich auch nich, aber dann isses mir plötzlich eingefallen, daß Freitag is.«

»Verdammich, man kann nich vorsichtig genug sein, Huck. Wir hätten ganz schön Ärger kriegen können, wenn wir uns an ’nem Freitag auf die Suche gemacht hätten.«

»Da kannste drauf wetten! Es gibt ja vielleicht Glückstage, aber Freitag is bestimmt keiner.«

»Das weiß doch jeder Dummkopf. Und ich glaub nich, daß du der erste bist, der drauf gekommen is, Huck.«

»Hab ich ja auch nich behauptet, oder? Und das mit dem Freitag ist noch nich alles. Ich hab gestern nacht einen üblen Traum gehabt … hab von Ratten geträumt.«

»Nee! Das bedeutet nichts Gutes. Ham se gekämpft?«

»Nee.«

»Na, dann is gut, Huck. Wenn se nicht kämpfen, heißt das nur, daß es irgendwo Ärger gibt, weißte? Wir müssen nur höllisch aufpassen und uns fernhalten. Wir lassen das heute und spielen lieber. Kennste Robin Hood, Huck?«

»Nee. Wer ist das?«

»Na, das war einer der größten Männer, die es in England je gegeben hat, und einer der besten. Er war Räuber.«

»O toll, ich wär auch gern einer. Und wen hat er beklaut?«

»Na, Sheriffs und Bischöfe und Reiche und Könige und solche Leute. Die Armen hat er in Ruhe gelassen. Die hat er geliebt. Er hat immer mit ihnen geteilt, ganz gerecht.«

»Na, das muß ja ein toller Kerl gewesen sein.«

»Da wett ich, Huck. Er war der nobelste Mann, den es je gegeben hat. Solche Männer gibt's heute einfach nicht mehr. Er hätte jeden besiegt, und wenn man ihm eine Hand auf den Rücken gebunden hätte, und er konnte seinen Eibenbogen nehmen und aus anderthalb Meilen Entfernung 'n Zehn-Cent-Stück treffen.«

»Was is 'n Eibenbogen?«

»Keine Ahnung. Irgendeine Art von Bogen eben. Und wenn er den Zehner nur an der Kante traf, dann hockte er sich hin und weinte und fluchte. Laß uns Robin Hood spielen, das is 'n Riesenspaß. Ich zeig dir, wie's geht.«

»Prima.«

Also spielten sie den ganzen Nachmittag Robin Hood, warfen immer wieder sehnsüchtige Blicke zum Spukhaus hinüber und machten ab und zu eine Bemerkung darüber, was sie am nächsten Tag erwarten würde und was sie wohl finden mochten. Als die Sonne im Westen langsam unterging, machten sie sich durch die querfallenden langen Schatten der Bäume auf den Heimweg und verschwanden bald im Wald des Cardiff Hill.

Am Samstag trafen die Jungen kurz nach Mittag wieder am toten Baum ein. Sie setzten sich in den Schatten, rauchten und schwatzten und buddelten dann noch ein wenig in dem letzten Loch; nicht, daß sie noch große Hoffnungen hegten, sondern nur, weil Tom meinte, es habe schon viele Fälle gegeben, wo die Leute einen Schatz liegengelassen hätten, wo sie doch schon bis auf wenige Zentimeter herangekommen seien, und dann sei jemand anderer gekommen und habe ihn mit einem einzigen Schaufelstich freigelegt. Diesmal brachte das allerdings nichts ein, und so schulterten die Jungen ihr Werkzeug und machten sich in

dem Gefühl, nicht leichtfertig mit dem Glück umgegangen zu sein, sondern alle Bedingungen erfüllt zu haben, die zum Geschäft des Schatzsuchens gehörten, auf den Weg.

Als sie am Spukhaus ankamen, wirkte die Totenstille, die dort bei sengender Sonne herrschte, so unheimlich und schauerlich und die Einsamkeit und Verlassenheit des Ortes so bedrückend, daß die beiden für einen Augenblick Angst hatten und sich nicht hineintrauten. Dann schlichen sie zur Tür und wagten zitternd einen Blick. Sie sahen einen unkrautüberwucherten, dielenlosen Raum mit unverputzten Wänden, einen uralten Kamin, leere Fenster und eine zerstörte Treppe; überall hingen alte Spinnweben in Fetzen herunter. Schließlich traten sie leise ein, ihr Puls raste, sie flüsterten, die Ohren gespitzt, um das kleinste Geräusch aufzuschnappen, und hatten alle Muskeln angespannt, um blitzschnell verschwinden zu können.

Nach einer Weile war ihnen die Umgebung vertrauter, was ihre Angst ein wenig milderte, sie durchsuchten den Ort aufmerksam und gründlich, und sie waren stolz auf ihren eigenen Mut und wunderten sich auch ein wenig darüber. Dann wollten sie sich oben umschauen. Damit schnitten sie sich den Fluchtweg ab, doch sie forderten sich gegenseitig heraus, und das konnte nur zu einem Ergebnis führen – sie warfen ihr Werkzeug in die Ecke und stiegen die Treppe hinauf. Oben stießen sie auf die gleichen Anzeichen von Verfall. In einer Ecke fanden sie einen Wandschrank, der ein Geheimnis zu bergen versprach, doch dieses Versprechen stellte sich als falsch heraus – er war leer. Ihr Mut war immer größer geworden und hatte die Oberhand gewonnen. Sie wollten gerade nach unten gehen und mit der Arbeit loslegen, als –

»Sch!« machte Tom.

»Was is ’n?« flüsterte Huck und wurde ganz bleich vor Angst.

»Sch! Da! Hörste das?«

»Ja … Laß uns verschwinden!«

»Still! Rühr dich nich vom Fleck! Die kommen genau auf die Tür zu!«

Die Jungen machten sich auf dem Fußboden lang, preßten die Augen an ein paar Astlöcher in den Dielen und warteten voller Angst.

»Sie sind stehengeblieben … Nein … sie kommen … Da sind se. Kein Wort mehr, Huck. Meine Güte, am liebsten wär ich weit weg von hier!«

Zwei Männer traten ein. Die beiden Jungen sagten bei sich: »Das is doch der alte taubstumme Spanier, der letztens ’n paarmal in der Stadt war … den andern hab ich noch nie gesehen.«

»Der andere« war eine zerlumpte Gestalt mit zerzausten Haaren und einem Gesichtsausdruck, der nichts Gutes verhieß. Der Spanier war in einen Umhang gehüllt; er hatte einen buschigen weißen Backenbart, langes weißes Haar hing unter seinem Sombrero hervor, und er trug eine grüngetönte Brille. Als sie eintraten, flüsterte »der andere«. Sie hockten sich auf den Boden, mit dem Gesicht zur Tür, und lehnten sich an die Wand, und »der andere« redete weiter. Er legte ein wenig von seiner Vorsicht ab, und seine Stimme wurde lauter: »Nein«, sagte er, »ich hab das alles durchdacht, und mir gefällt die Sache nicht. Das ist zu gefährlich.«

»Gefährlich!« schnaubte der »taubstumme« Spanier verächtlich – zur allergrößten Überraschung der Jungen. »Schlappschwanz!«

Die Stimme ließ die Jungen erschrecken und zittern. Es war die Stimme von Indianer-Joe! Eine Weile blieb es still. Dann sagte Joe: »Was kann denn noch gefährlicher sein als das Ding, das wir da drüben gedreht haben, und passiert ist auch nichts.«

»Das war was anderes. Das war weiter oben am Fluß und weit und breit kein Haus. Merkt doch sowieso keiner, daß

wir es da versucht haben, hat doch eh nicht geklappt.«

»Na, und was ist gefährlicher, als hier am hellichten Tag her zu kommen? Jeder, der uns sieht, würde uns im Verdacht haben.«

»Das weiß ich. Aber nach dem verpatzten Ding gab es einfach keinen besseren Ort. Ich will raus aus dieser Bruchbude. Wollt ich gestern schon, aber solange diese beiden verdammten Burschen da auf dem Hügel spielten und alles überblicken konnten, konnten wir ja nicht verduften.«

»Diese verdammten Burschen« zuckten bei der unerwarteten Bemerkung erneut zusammen und dachten, welches Glück sie doch gehabt hatten, als ihnen eingefallen war, daß es Freitag war, und sie beschlossen hatten, einen Tag zu warten. Aus tiefstem Herzen wünschten sie sich, sie hätten ein Jahr gewartet.

Die beiden Männer packten ein paar Nahrungsmittel aus und aßen. Nach längerem Brüten sagte Indianer-Joe: »Hör mal, Kumpel, du machst dich wieder flußaufwärts in deine Gegend. Dort wartest du, bis du von mir hörst. Ich riskier's noch mal, schleich mich in die Stadt und schau mich um. Wenn ich 'n bißchen rumgeschnüffelt hab und die Luft ist rein, drehen wir das ›gefährliche‹ Ding. Dann ab nach Texas! Wir verduften zusammen!«

Darauf einigten sie sich. Schließlich fingen die beiden Männer an zu gähnen, und Indianer-Joe sagte: »Ich bin todmüde! Du bist dran mit Wache.«

Er rollte sich auf dem Unkraut zusammen und fing bald an zu schnarchen. Sein Gefährte rüttelte ihn ein-, zweimal, und er verstummte. Schließlich nickte der Wachposten ein; sein Kopf sank immer tiefer; dann schnarchten beide Männer.

Die Jungen holten dankbar tief Luft. Tom flüsterte: »Das ist unsere Chance … los!«

Huck sagte: »Ich kann nich. Ich fall tot um, wenn die aufwachen.«

Tom drängelte – Huck zögerte. Schließlich stand Tom

langsam und vorsichtig auf und ging allein los. Doch beim ersten Schritt knarrte der morsche Fußboden derart schrecklich, daß er sich halb tot vor Schreck wieder hinlegte. Er wagte es kein zweites Mal. Die Jungen lagen da und zählten die dahinschleppenden Sekunden, bis es ihnen so vorkam, als sei die Zeit endgültig vergangen und die Ewigkeit langsam grauhaarig geworden, und als sie bemerkten, daß die Sonne unterging, waren sie dankbar.

Dann hörte das Schnarchen auf. Indianer-Joe setzte sich auf, sah sich um – lächelte höhnisch seinen Kameraden an, dessen Kopf auf die Knie gesunken war –, stupste ihn mit dem Fuß an und sagte: »He! Du bist mir vielleicht eine Wache! Na egal, ist ja nichts passiert.«

»Mensch! Bin ich eingeschlafen?«

»Nur ein bißchen. Es wird Zeit für uns zu verschwinden, Partner. Was machen wir denn mit dem Rest der Beute, der noch übrig ist?«

»Ich weiß nicht … hierlassen, wie immer, finde ich. Hat doch keinen Sinn, es mitzunehmen, bis wir in den Süden aufbrechen. Sechshundertfünfzig Dollar in Silber sind ’n ganz schön schwerer Brocken.«

»Na gut. Macht ja nichts, wenn wir noch mal hierherkommen.«

»Nein … aber dann lieber in der Nacht, so wie früher … das ist besser.«

»Ja; aber hör mal; es kann eine Weile dauern, bis ich dazu komme, das Ding zu drehen. Es könnte Schwierigkeiten geben, der Ort ist nicht besonders. Wir vergraben es richtig, und zwar tief.«

»Gute Idee«, sagte sein Kamerad, ging durch den Raum, kniete sich hin, hob einen der hinteren Kaminziegel und zog einen Beutel heraus, der angenehm klimperte. Er nahm jeweils zwanzig oder dreißig Dollar für sich und für Indianer-Joe heraus und reichte ihm den Beutel, während der schon in einer Ecke auf den Knien war und mit seinem Bowie-Messer

grub.

Die Jungen vergaßen augenblicklich ihre Angst und all ihre Sorgen. Mit verzückten Blicken beobachteten sie jede Bewegung. Was für ein Glück! Die schiere Pracht überstieg jede Vorstellungskraft! Sechshundert Dollar waren genug, um ein halbes Dutzend Jungen reich zu machen! Die Schatzsuche stand unter den glücklichsten Vorzeichen. Sie mußten sich nicht mehr mit der quälenden Ungewißheit plagen, wo sie zu graben hatten. Alle paar Augenblicke stupsten sie sich gegenseitig an – beredsame Stupser, die leicht zu deuten waren, denn sie bedeuteten ganz einfach: »Mann, bist du jetzt nicht froh, daß wir hier sind?«

Joes Messer stieß auf etwas.

»Hallo!« sagte Joe.

»Was gibt’s?« fragte sein Kamerad.

»Eine halbverrottete Bohle … nein, eine Kiste, glaub ich. Hier … hilf mir mal, wir schauen nach, was es ist. Schon gut, ich hab ’n Loch reingebrochen.«

Er griff mit einer Hand hinein und zog sie heraus.

»Mann, das ist Geld!«

Die beiden Männer begutachteten die Handvoll Münzen. Sie waren aus Gold. Die Jungen darüber waren so aufgeregt und erfreut wie sie.

Joes Kamerad sagte: »Beeilen wir uns lieber. Da hinten im Unkraut in der Ecke neben dem Kamin liegt eine alte rostige Spitzhacke … die hab ich da grade gesehen.«

Er rannte hinüber und holte Schaufel und Spitzhacke der Jungen. Indianer-Joe nahm die Spitzhacke, besah sie sich eingehend, schüttelte den Kopf, murmelte etwas und machte sich an die Arbeit. Bald hatten sie die Kiste ausgebuddelt. Sie war nicht sehr groß; sie war eisenbeschlagen und mußte wohl mal sehr stabil gewesen sein, bevor der Zahn der Zeit an ihr genagt hatte. Die Männer betrachteten den Schatz eine Weile und schwelgten schweigend.

»Partner, das sind ’n paar tausend Dollar«, sagte Indianer-

Joe. »Man erzählt sich, daß Murrels Bande sich hier mal einen Sommer lang aufgehalten hat«, bemerkte der Fremde.

»Ich weiß«, sagte Indianer-Joe. »Und das hier sieht ganz danach aus, würd ich meinen.«

»Jetzt brauchst du das Ding ja nicht mehr drehen.«

Das Halbblut runzelte die Stirn. Dann sagte er: »Du kennst mich nicht. Wenigstens weißt du nichts von der Sache. Mit Raub hat das nichts zu tun … hier geht’s um Rache!«, und in seinen Augen flammte ein bösartiger Blick auf. »Ich werde deine Hilfe dabei brauchen. Wenn das erledigt ist … ab nach Texas. Geh nach Hause zu deiner Nancy und deinen Kindern, und bleib bei ihnen, bis du von mir hörst.«

»Na gut, wenn du meinst. Was machen wir damit, wieder einbuddeln?«

»Ja.«

Überschwengliche Freude oben.

»Nein! Beim großen Häuptling!«

Tiefste Verzweiflung oben.

»Das hätt ich doch beinah übersehen. An der Spitzhacke war frische Erde!«

Den Jungen war sofort schlecht vor Angst.

»Was haben eine Spitzhacke und eine Schaufel hier zu suchen? Was hat die frische Erde daran zu suchen? Wer hat sie hergebracht, und wo sind sie hin? Hast du irgendwen gehört oder gesehen? Also was? Es wieder vergraben und hierlassen, damit sie zurückkommen und sehen, wo der Boden umgegraben wurde? Also, wirklich nicht! Wir bringen es in mein Versteck.«

»Aber klar! Hätt ich auch gleich drauf kommen können. Meinst du Nummer eins?«

»Nein … Nummer zwei … unterm Kreuz. Die andere Stelle ist schlecht, zu bekannt.«

»Gut. Es ist langsam dunkel genug, laß uns verschwinden.«

Indianer-Joe stand auf, trat von einem Fenster ans nächste

und sah vorsichtig hinaus. Schließlich sagte er: »Wer könnte das Werkzeug hierhergebracht haben? Glaubst du, daß die noch oben sind?«

Den Jungen stockte der Atem. Indianer-Joe griff nach dem Messer, zögerte einen Augenblick und ging dann zur Treppe. Den Jungen fiel der Wandschrank ein, doch hatten sie nicht die Kraft dazu. Die Schritte kamen knarrend die Stufen hinauf – die unerträgliche Anspannung beendete die Unentschlossenheit der Jungen –, sie wollten gerade zum Wandschrank stürmen, als die morschen Balken mit einem ungeheuren Lärm zusammenbrachen und Indianer-Joe inmitten der Überreste der eingestürzten Treppe auf dem Boden landete. Er stand fluchend auf, und sein Partner sagte: »Was soll's? Wenn da oben jemand ist, sollen sie doch dort bleiben … is doch egal! Wenn sie jetzt runterspringen und sich Ärger einhandeln wollen, nichts dagegen! In 'ner Viertelstunde ist es dunkel, dann können sie uns ja folgen, wenn sie wollen. Mir soll's recht sein. Ich glaub ja, wer immer das Zeug hier reingeschmissen hat, hat uns gesehen und für Gespenster oder Teufel oder sonstwas gehalten. Ich wette, die laufen jetzt noch.«

Joe grummelte eine Weile; dann stimmte er seinem Freund zu, den letzten Rest des Tageslichts zu nutzen, um alles für den Aufbruch vorzubereiten. Kurz darauf schlichen sie in der zunehmenden Dämmerung aus dem Haus und zogen mit ihrer kostbaren Fracht in Richtung Fluß davon.

Tom und Huck erhoben sich, schwach, aber erleichtert, und sahen ihnen durch die Ritzen zwischen den Bohlen des Hauses nach. Ihnen folgen? Bestimmt nicht. Sie waren froh, festen Boden unter die Füße zu bekommen, ohne sich das Genick zu brechen, und den Weg zur Stadt durch den Wald zu nehmen. Sie redeten nicht viel. Sie waren viel zu sehr damit beschäftigt, sich zu hassen – ihr Schicksal zu hassen, das sie dazu gebracht hatte, Spaten und Spitzhacke herzubringen. Wenn das nicht gewesen wäre, hätte Indianer-

Joe niemals Verdacht geschöpft. Er hätte das Silber zusammen mit dem Gold versteckt und es dort liegenlassen, bis er seine »Rache« genommen hatte, und dann hätte er das Pech gehabt festzustellen, daß der Geldschatz verschwunden war. Verdammtes Pech, daß sie das Werkzeug hierhergebracht hatten! Sie beschlossen, nach dem Spanier Ausschau zu halten, sollte er in die Stadt kommen und nach einer Gelegenheit suchen, sich zu rächen, und ihm zur »Nummer zwei« folgen, wo immer das auch war. Dann durchfuhr Tom ein schrecklicher Gedanke: »Rache? Was, wenn er uns meint, Huck?«

»O nein!« sagte Huck und fiel fast in Ohnmacht.

Sie sprachen alles durch, und als sie in die Stadt kamen, waren sie soweit zu glauben, daß er genausogut jemand anderen meinen konnte – zumindest konnte er nur Tom meinen, denn nur Tom hatte ausgesagt.

Allein in Gefahr zu sein, war für Tom nur ein äußerst schwacher Trost. Dabei Gesellschaft zu haben, wäre eine spürbare Erleichterung, fand er.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Das Abenteuer des Tages geisterte in jener Nacht heftig durch Toms Träume. Viermal hatte er sich des großen Schatzes bemächtigt, und viermal zerfiel er unter seinen Händen zu nichts, wenn ihn der Schlaf verließ, und der Wachzustand warf ihn in die harte Wirklichkeit seines Mißgeschicks zurück. Als er am frühen Morgen dalag und sich die Einzelheiten seines großen Abenteuers ins Gedächtnis rief, fiel ihm auf, daß sie merkwürdig blaß und weit weg zu sein schienen – ganz so, als seien sie in einer anderen Welt oder vor langer, langer Zeit geschehen. Dann dachte er, daß das Abenteuer selbst vielleicht ein Traum gewesen war! Für diese Vorstellung gab es ein durchschlagendes Argument – die Menge an Münzen, die er da gesehen hatte, war so ungeheuer groß gewesen, daß sie einfach nicht Wirklichkeit sein konnte. Tom hatte noch niemals zuvor auch nur fünfzig Dollar auf einem Haufen gesehen, und es ging ihm wie allen Jungen in seinem Alter und seinen Lebensumständen, wenn er glaubte, alle Bemerkungen von wegen »Hunderte« und »Tausende« seien nur phantasievolle Redewendungen und solche Summen existierten nirgendwo auf der Welt. Er hatte nie geglaubt, daß eine so große Summe wie hundert Dollar in echtem Geld sich tatsächlich im Besitz einer Person befinden könnte. Wenn man seine Vorstellungen von verborgenen Schätzen genauer betrachtet hätte, dann hätte man festgestellt, daß sie aus einer Handvoll echter Zehn-Cent-Stücke und einem Bündel vager, unglaublicher, unfaßbarer Dollar bestanden.

Doch die Einzelheiten seines Abenteuers wurden ihm immer deutlicher und klarer, je stärker er sich bemühte, sich daran zu erinnern, und schließlich neigte er eher zu der

Ansicht, daß die Angelegenheit vielleicht doch kein Traum gewesen war. Er mußte Gewißheit haben. Er würde schnell frühstücken und Huck suchen.

Huck saß auf dem Dollbord eines Flachbootes, ließ seine Füße träge ins Wasser baumeln und wirkte sehr betrübt. Tom wollte lieber abwarten, bis Huck von selbst die Sprache auf das Thema brachte. Wenn er es nicht tat, war damit bewiesen, daß das Abenteuer nur ein Traum gewesen war.

»Hallo, Huck!«

»Selber hallo.«

Einige Augenblicke lang Schweigen.

»Ach Tom, wenn wir nur das verdammte Werkzeug am toten Baum gelassen hätten, hätten wir jetzt das Geld. Ach, is das nich furchtbar?«

»Also war das Ganze doch kein Traum! Irgendwie wär mir das am liebsten. Ehrlich, Huck.«

»Was war kein Traum?«

»Na, die Sache gestern. Ich hatt’s schon halb geglaubt.«

»Ein Traum! Wenn die Treppe nich eingestürzt wär, dann hätteste schon gesehn, was für ’n Traum das war! Ich hab die ganze Nacht Alpträume gehabt deswegen … und immer war der einäugige spanische Teufel hinter mir her … Soll er doch verrotten!«

»Nee, er soll nicht verrotten! Wir müssen ihn finden … Und das Geld suchen!«

»Tom, den finden wir nie. Bei so ’nem Haufen Geld hat man nur eine Chance, und die ham wir verpaßt. Und mir würd ganz anders werden, wenn ich Indianer-Joe noch mal sehe.«

»Ja, mir auch; aber aufspüren möcht ich ihn trotzdem und ihn verfolgen, bis zu seiner Nummer zwei.«

»Die Nummer zwei … ja, genau. Ich hab schon die ganze Zeit drüber nachgedacht. Aber ich kann mir das nich erklären. Was meinste soll das bedeuten?«

»Keine Ahnung. Das is mir zu hoch. Aber, Huck, vielleicht

ist das eine Hausnummer!«

»Toll! Nee, Tom, isses nich. Und wenn, dann nich in diesem Kuhkaff: Hier gibt's keine Hausnummern.«

»Stimmt. Laß mich mal nachdenken. Ach … das is 'ne Zimmernummer … in 'nem Gasthaus, weißte?«

»Ja genau! Hier gibt's nur zwei Gasthäuser. Das kriegen wir schnell raus.«

»Du bleibst hier, bis ich zurück bin, Huck.«

Tom war sofort weg. Er legte keinen gesteigerten Wert darauf, sich mit Huck in der Öffentlichkeit sehen zu lassen. Er blieb eine halbe Stunde fort und fand heraus, daß das Zimmer Nummer zwei im besten Gasthaus von St. Petersburg schon seit langem von einem jungen Anwalt bewohnt wurde. In dem anderen Gasthaus verbarg sich hinter der Nummer zwei ein Geheimnis. Der junge Sohn des Gastwirts erzählte, daß es immer verschlossen war und er nie jemanden hineingehen oder herauskommen gesehen hatte, nur nachts. Er wußte keinen besonderen Grund dafür, war zwar ein wenig neugierig, doch hielt sich seine Neugier in Grenzen. Er hatte das Beste daraus gemacht, indem er sich der Vorstellung hingab, daß es in dem Zimmer »spuke«. Und er hatte in der vergangenen Nacht dort Licht bemerkt.

»Das is alles, was ich herausgefunden hab, Huck. Ich glaub, das is die Nummer zwei, hinter der wir her sind.«

»Das glaub ich auch, Tom. Und was machen wir jetzt?«

»Laß mich mal nachdenken.«

Dazu brauchte Tom eine ganze Weile. Dann sagte er: »Ich sag dir was. Die Hintertür zu Nummer zwei geht auf die kleine, enge Gasse zwischen dem Gasthaus und dem alten Klapperkasten von Kramladen raus. Du besorgst alle Schlüssel, die du finden kannst, und ich stibitze alle Schlüssel von Tantchen, und in der ersten dunklen Nacht schleichen wir uns hin und probiern sie aus. Und vergiß nich, nach Indianer-Joe Ausschau zu halten, er hat doch gesagt, er will noch mal in die Stadt und sich umschauen, ob er nich

noch ’ne Gelegenheit findet, um Rache zu nehmen. Wenn du ihn siehst, dann gehste ihm einfach hinterher; und wenn er nicht zu der Nummer zwei geht, dann ist das nich der richtige Ort.«

»Himmel, ich will ihn aber nich alleine verfolgen!«

»Es wird doch dunkel sein. Er sieht dich bestimmt nich … und wenn, dann denkt er sich nichts dabei.«

»Na gut, wenn es richtig dunkel ist, geh ich hinter ihm her. Ich weiß nich … ich weiß nich. Aber ich versuch’s.«

»Also, ich würd ihm bestimmt hinterhergehen, wenn’s dunkel ist, da kannste drauf wetten, Huck! Vielleicht hat er rausgefunden, daß er keine Rache nehmen kann, und macht sich gleich auf zu dem Geld.«

»Du hast recht, Tom. Ich werd ihn verfolgen, ganz bestimmt!«

»Jetzt redeste wieder vernünftig! Werd ja nicht schwach, Huck, dann werd ich’s auch nicht.«

Achtundzwanzigstes Kapitel

In jener Nacht bereiteten sich Tom und Huck auf ihr Abenteuer vor. Sie lungerten bis nach neun Uhr in der Nähe des Gasthauses herum, einer beobachtete aus einiger Entfernung die Gasse, der andere die Eingangstür. Niemand betrat oder verließ die Gasse; niemand, der dem Spanier ähnelte, trat durch die Gasthaustür ein oder aus. Die Nacht versprach, hell zu werden; also ging Tom nach Hause, und sie verabredeten, daß Huck vorbeikommen und »miauen« sollte, falls es doch noch richtig dunkel werden würde; Tom würde dann hinausschleichen und die Schlüssel probieren. Doch die Nacht blieb klar, und Huck beendete seine Wache und legte sich gegen zwölf Uhr in einem leeren Zuckerfaß schlafen.

Am Dienstag hatten die Jungen das gleiche Pech. Mittwoch ebenfalls. Doch Donnerstag nacht schien es besser zu werden. Tom schlich sich früh genug davon, bewaffnet mit der alten Blechlaterne der Tante und einem Handtuch, um die Laterne darin einzuwickeln. Er versteckte sie in Hucks Zuckerfaß, und sie begannen ihre Wache. Eine Stunde vor Mitternacht schloß das Gasthaus, und die Lichter, die einzigen in der Gegend, wurden gelöscht. Kein Spanier wurde gesichtet. Niemand hatte die Gasse betreten oder verlassen. Die Gelegenheit war günstig. Es war stockfinster, und die Stille wurde nur durch das gelegentliche Brummeln eines weit entfernten Gewitters unterbrochen.

Tom holte seine Laterne, zündete sie im Faß an, umwickelte sie fest mit dem Handtuch, und die beiden Abenteurer schlichen in der Dunkelheit zum Gasthaus. Huck schob Wache, und Tom tastete sich in die Gasse voran. Dann gab es einen Augenblick ängstlichen Wartens, der wie ein

Berg auf Hucks Gemüt lastete. Er wünschte sich, er könnte einen Lichtstrahl von der Laterne sehen – er hätte sich erschrocken, doch zumindest hätte er gewußt, daß Tom noch am Leben war. Es schienen Stunden vergangen zu sein, seit Tom verschwunden war. Bestimmt war er ohnmächtig geworden; vielleicht war er tot; vielleicht hatte sein Herz vor Schreck und Aufregung versagt. In all seiner Unsicherheit merkte Huck, wie es ihn immer näher zu der Gasse zog; er befürchtete das Schlimmste und rechnete jeden Augenblick mit einer Katastrophe, die ihm den Atem verschlagen würde. Zu verschlagen gab es da nicht viel, denn er schien nur Fingerhüte voll einzuatmen, und so wie sein Herz raste, würde es bestimmt bald aufgeben. Plötzlich flammte ein Licht auf und Tom kam an ihm vorbeigeschossen: »Lauf!« rief er, »lauf um dein Leben.«

Das brauchte er nicht zweimal zu sagen; einmal war schon genug. Huck rannte bereits, so schnell er konnte, bevor der Satz zu Ende war. Die Jungen hielten nicht ein einziges Mal an, bis sie den Stall eines aufgegebenen Schlachthofs am anderen Ende der Stadt erreichten. Kaum waren sie in dessen Schutz verschwunden, brach der Sturm los, und es goß in Strömen. Als Tom wieder bei Atem war, sagte er: »Huck, es war furchtbar! Ich hab zwei Schlüssel ausprobiert, aber die machten so ’nen ungeheuren Krach, daß ich kaum Luft holen konnte, solche Angst hatt ich. Und im Schloß drehen lassen wollten sie sich auch nich. Dann hab ich ganz ohne Absicht nach dem Türknauf gegriffen, und schon ist die Tür aufgegangen! Die war gar nich abgeschlossen! Ich bin rein und hab das Handtuch abgeschüttelt, und … du lieber Himmel!«

»Was ’n? Was haste denn gesehen, Tom?«

»Huck, ich bin Indianer-Joe beinah auf die Hand getreten!«

»Nee!«

»Doch! Er lag schlafend auf dem Fußboden, seine olle

Augenklappe noch um und die Arme ausgebreitet.«

»O Gott, und was haste dann gemacht? Isser aufgewacht?«

»Nee, hat sich nicht mal gerührt. War wohl besoffen, denk ich. Ich hab einfach das Handtuch gegriffen und bin weg!«

»Ich wette, ich hätte nicht mehr an das Handtuch gedacht!«

»Na, ich schon. Mein Tante hätte mir ganz schön was erzählt, wenn ich es verloren hätte.«

»Und, haste die Kiste gesehn, Tom?«

»Huck, ich hab mich nich lang umgeschaut. Ich hab keine Kiste gesehn, und ich hab kein Kreuz gesehn. Ich hab nichts gesehn außer ’ner Flasche und ’ner Blechtasse auf dem Fußboden neben Indianer-Joe; ach ja, und ich hab zwei Fässer und noch mehr Flaschen in dem Zimmer gesehn. Weißte immer noch nich, was mit dem Spukzimmer los is?«

»Woher denn?«

»Na, da spukt’s vor lauter Whisky! Vielleicht haben alle Abstinenzler-Gasthäuser so ein Spukzimmer, was meinst du, Huck?«

»Ja, vielleicht. Wer kommt denn auf so was? Tom, is doch ’ne gute Gelegenheit, die Kiste zu holen, wo Indianer-Joe doch besoffen is.«

»Na prima! Versuch’s doch mal!«

Huck schauderte.

»Och, nee … lieber nich.«

»Und ich lieber auch nich, Huck. Da lag nur eine Flasche neben Indianer-Joe, das reicht nich. Wenn da drei gelegen hätten, dann wär er besoffen genug, dann würd ich’s versuchen.« Sie dachten lange nach, und dann meinte Tom: »Hör mal, Huck, wir sollten es erst wieder versuchen, wenn wir wissen, daß Indianer-Joe nich mehr da drin is. Das is zu unheimlich. Wenn wir jede Nacht Wache schieben, kriegen wir todsicher mit, wenn er mal rauskommt, und dann holen wir uns die Kiste wie ’n geölter Blitz.«

»Ich bin dafür. Ich halt die ganze Nacht Wache, von mir

aus auch jede Nacht, wenn du den Rest machst.«

»In Ordnung. Du brauchst nur die Hooper Street ’ne Ecke weit raufgelaufen kommen und miauen, und wenn ich schlafe, wirfste Kieselsteine ans Fenster, dann komm ich.«

»Abgemacht is abgemacht.«

»Also Huck, das Gewitter is vorbei, ich geh jetzt nach Hause. In ’n paar Stunden isses hell. Du gehst zurück und hältst solange Wache, in Ordnung?«

»Hab doch gesagt, ich mach’s, Tom. Ich spuke ’n ganzes Jahr rund ums Gasthaus. Ich werd den Tag über schlafen und nachts Wache schieben.«

»Prima. Und wo wirste schlafen?«

»In Ben Rogers’ Heuschober. Er läßt mich da unterkriechen und Onkel Jake, der Nigger von seinem Pa, auch. Ich schlepp Wasser für ihn, wenn er mich drum bittet, und wenn ich ihn drum bitte, gibt er mir was zu essen, wenn er was abknapsen kann. Das is ’n wirklich guter Nigger, Tom. Er mag mich, weil ich mich nie so aufführe, als sei ich was Besseres als er. Manchmal setz ich mich sogar hin und eß mit ihm. Aber das darfste keinem weitererzählen. Wenn man mächtig Hunger hat, muß man manchmal Sachen machen, die man sonst nich machen würde.«

»Also, wenn ich dich am Tag nich brauche, Huck, laß ich dich schlafen. Ich werd dich nich aufstöbern. Und wenn du nachts irgendwas Wichtiges siehst, kommste sofort vorbei und miaust.«

Neunundzwanzigstes Kapitel

Am Freitag hörte Tom als erstes wirklich gute Neuigkeiten – Richter Thatchers Familie war am Abend zuvor in die Stadt zurückgekehrt. Indianer-Joe und der Schatz wurden für eine Weile zur Nebensache, und der Junge richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf Becky. Er besuchte sie, und sie hatten viel Spaß, mit einer ganzen Gruppe von Schulkameraden Fangen und Verstecken zu spielen. Der Tag fand auf besonders zufriedenstellende Weise seinen krönenden Abschluß: Becky bestürmte ihre Mutter, doch am folgenden Tag das lang versprochene und lang hinausgezögerte Picknick zu veranstalten, und sie gab nach. Beckys Freude war grenzenlos, die von Tom nicht minder. Vor Sonnenuntergang waren die Einladungen verschickt, und sofort fielen die jungen Leute des Städtchens in ein Fieber der Vorbereitungen und der Vorfreude. Tom war so aufgeregt, daß er ziemlich lange wachblieb, und er hegte die große Hoffnung, Hucks »Miau« zu hören und seinen Schatz zu bergen, um damit Becky und die Picknickgäste am nächsten Tag zu überraschen; doch er wurde enttäuscht. In jener Nacht gab es kein Signal.

Schließlich wurde es Morgen, und gegen zehn oder elf Uhr versammelte sich eine aufgeregte, ausgelassene Gesellschaft in Richter Thatchers Haus, und alle warteten darauf, daß es endlich losging. Es war nicht üblich, daß die älteren Leute das Picknick mit ihrer Anwesenheit verdarben. Man hielt die Kinder in der Obhut von einigen jungen Damen von achtzehn und einigen Herren von etwa dreiundzwanzig Jahren für sicher genug. Zu dem Anlaß war das alte Dampffährschiff geheuert worden, und schließlich ging die fröhliche Menge mit Picknickkörben beladen die Hauptstraße entlang. Sid

war krank und mußte sich den Spaß entgehen lassen. Mary blieb daheim, um ihm Gesellschaft zu leisten. Das letzte, was Mrs. Thatcher zu Becky sagte, war: »Es wird spät, bevor du wieder zurück bist. Vielleicht bleibst du besser über Nacht bei einem der Mädchen, die bei der Fähranlegestelle wohnen, Kind.«

»Dann bleibe ich bei Susan Harper, Mama.«

»Gut. Benimm dich anständig, und mach keinen Ärger.«

Unterwegs meinte Tom schließlich zu Becky: »Hör mal, ich sag dir, was wir machen. Statt zu Joe Harpers Haus zu gehen, klettern wir den Hügel hinauf und gehen zur Witwe Douglas. Die hat Eiscreme! Hat die fast jeden Tag, ganze Berge. Die freut sich bestimmt, uns aufzunehmen.«

»O ja, das wird toll!«

Dann dachte Becky einen Augenblick nach und sagte: »Aber was wird Mama dazu sagen?«

»Woher soll sie es denn erfahren?«

Das Mädchen dachte über den Vorschlag nach und meinte zögernd: »Ich glaub, das ist nicht richtig … aber …«

»Aber Quatsch! Deine Mutter wird nichts davon erfahren, was macht das also schon? Sie will doch nur, daß du in guten Händen bist; ich wette mit dir, sie hätte gesagt, geh zur Witwe, wenn sie dran gedacht hätte. Bestimmt!«

Die große Gastfreundschaft der Witwe Douglas war ein verlockender Köder. Diese Verlockung und Toms Zureden gewannen schließlich die Oberhand. Und so beschlossen sie, niemandem etwas über das abendliche Vorhaben zu sagen. Schließlich fiel Tom ein, daß Huck vielleicht in genau dieser Nacht vorbeikommen und Signal geben könnte. Der Gedanke nahm seiner Vorfreude viel von ihrem Glanz. Dennoch konnte er es nicht über sich bringen, auf den Spaß bei der Witwe Douglas zu verzichten. Warum auch, dachte er bei sich – in der Nacht zuvor hatte es auch kein Signal gegeben, und warum sollte es gerade heute Nacht kommen? Der sichere Spaß des Nachmittags wog schwerer als der unsichere

Schatz, und wie es nun mal Jungenart ist, beschloß er, sich der größeren Verlockung hinzugeben und nicht zuzulassen, den Tag über noch mal an die Kiste mit Geld zu denken.

Drei Meilen unterhalb der Stadt stoppte das Fährschiff in einer bewaldeten Bucht und legte dort an. Die Menge drängte an Land, und bald hallten der Wald und die schroffen Anhöhen von Rufen und Lachen wider. All die verschiedenen Möglichkeiten, sich zu erhitzen und müde zu werden, wurden ausprobiert, und nach und nach bummelten die Streuner mit größtem Appetit zum Lager zurück und machten sich daran, die feinen Speisen zu vertilgen. Nach dem Schmaus ruhten sich alle schwatzend im Schatten der ausladenden Eichen aus. Nach einer Weile rief jemand: »Wer will in die Höhle?«

Alle wollten. Bündelweise wurden Kerzen hervorgekramt, und sofort tollten alle den Hügel hinauf. Der Eingang der Höhle lag weit oben am Hang – eine Öffnung, die dem Buchstaben A ähnelte. Die schwere Eichentür war nicht verriegelt. Dahinter lag eine kleine Kammer, so kalt wie ein Eishaus, von der Natur mit massivem Kalkstein ausgekleidet, der vor kaltem Tau ganz feucht war. In dieser tiefen Dunkelheit zu stehen und auf das in der Sonne liegende grüne Tal hinauszuschauen war romantisch und geheimnisumwittert. Doch der eindrucksvolle Augenblick verging, und bald tollten sie alle wieder umher. Kaum flammte eine Kerze auf, gab es eine allgemeine Jagd nach deren Besitzer; daraufhin entbrannte ein Kampf. Er verteidigte sich mutig, doch bald schon wurde ihm die Kerze aus der Hand geschlagen oder ausgepustet, und dann gab es ein fröhliches Gelächter, und die nächste Jagd begann. Doch alles hat einmal ein Ende. Nach und nach marschierten die Kinder und Jugendlichen wie in einer Prozession den steil hinabführenden Hauptweg hinunter, und die flackernden Lichterketten erhellten die hohen Felswände fast bis zur Decke, wo sie in achtzehn Metern Höhe zusammenstießen.

Dieser Hauptweg war nicht breiter als zweieinhalb, drei Meter. Alle paar Meter zweigten zu beiden Seiten andere hohe und noch schmalere Einschnitte ab – denn McDougals Höhle war ein riesiges Labyrinth aus verworrenen Gängen, die immer wieder aufeinander zuführten und sich trennten und nirgendwo hinführten. Man erzählte sich, daß man tage- und nächtelang durch das Gewirr aus Spalten und Klüften wandern konnte, ohne jemals das Höhlenende zu erreichen, und daß man immer tiefer und tiefer und noch tiefer in die Erde vordringen konnte und es immer gleich blieb – ein Labyrinth nach dem andern, ohne Ende. Kein Mensch »kannte« die Höhle. Das war nicht möglich. Die meisten der Jungen kannten Abschnitte, und es war nicht üblich, sich über diesen vertrauten Teil hinauszuwagen. Tom Sawyer kannte so viel von der Höhle wie jeder andere.

Die Prozession wanderte etwa einen Kilometer den Hauptweg entlang, und dann verschwanden Grüppchen und Pärchen in Nebenwegen, eilten die düsteren Gänge entlang und erschreckten sich gegenseitig an den Stellen, wo sich die Gänge wieder vereinten. Die Gruppen konnten sich manchmal für eine halbe Stunde aus dem Weg gehen, ohne vom vertrauten Pfad abzuweichen.

Nach und nach streunte eine Gruppe nach der anderen keuchend, überdreht, von Kopf bis Fuß mit Wachs betropft, lehmverschmiert und ganz begeistert vom Erfolg des Tages wieder zum Höhleneingang zurück. Dort stellten sie überrascht fest, daß sie gar nicht auf die Zeit geachtet hatten und es fast Abend war. Die bimmelnde Schiffsglocke hatte sie schon eine halbe Stunde lang gerufen. Und so fand das Abenteuer des Tages sein romantisches Ende, und alle waren zufrieden. Als das Fährschiff mit seiner lärmenden Fracht wieder in den Fluß schipperte, scherte die Verspätung niemanden auch nur einen Pfifferling, mit Ausnahme des Kapitäns.

Huck war schon auf seinem Wachtposten, als die Lichter

des Fährschiffs am Kai vorbeiglitten. Er hörte keinerlei Lärm von Bord, denn die jungen Leute waren so schweigsam und still, wie es todmüde Menschen normalerweise sind. Er fragte sich noch, um was für ein Schiff es sich handelte und warum es nicht am Kai festmachte – dann strich er es aus dem Gedächtnis und richtete seine Aufmerksamkeit auf seine Vorhaben. Die Nacht war bewölkt und dunkel. Es wurde zehn Uhr, und der Lärm der Fahrzeuge ließ nach, einzelne Lichter gingen aus, die Passanten verschwanden, das Städtchen überließ sich seinem Schlummer und ließ den kleinen Wächter allein mit der Stille und den Gespenstern. Es wurde elf Uhr, und die Lichter des Gasthauses verlöschten; überall herrschte Dunkelheit. Huck wartete eine ermüdend lange Zeit, wie es ihm schien, doch nichts geschah. Sein Zutrauen schwand. Hatte das alles noch einen Sinn? Hatte es überhaupt einen Sinn? Warum nicht aufgeben und schlafengehen?

Ein Geräusch drang an sein Ohr. Sofort war er hellwach. Leise schloß sich die Tür zur Gasse. Huck sprang um die Ecke des Kramladens. Im nächsten Augenblick wischten zwei Männer an ihm vorbei, und einer schien etwas unterm Arm zu tragen. Das mußte die Kiste sein! Also trugen sie den Schatz woanders hin. Wozu Tom rufen? Das wäre doch unsinnig – die Männer würden mit der Kiste verschwinden und nie wieder zurückkehren. Nein, er würde sich an ihre Fersen heften und ihnen folgen; er würde darauf hoffen, daß er durch die Dunkelheit vor Entdeckung geschützt war. So ging er mit sich zu Rate, trat hinter der Ecke vor, glitt den Männern katzengleich und barfüßig hinterher und ließ ihnen nur so viel Vorsprung, daß sie nicht in der Dunkelheit verschwanden.

Sie gingen drei Querstraßen weit die Straße zum Fluß hinunter und hielten sich an der nächsten Straße links. Dann gingen sie geradeaus, bis sie zu dem Weg kamen, der den Cardiff Hill hinaufführte; den schlugen sie ein. Auf halber

Höhe kamen sie am Haus des alten Walisers vorbei, ohne dort haltzumachen, und stiegen immer weiter hinauf. Gut, dachte Huck, sie vergraben den Schatz im alten Steinbruch. Doch auch beim Steinbruch hielten sie nicht an. Sie verschwanden auf dem schmalen Pfad zwischen den hohen Sumachsträuchern und wurden sofort von der Dunkelheit verschluckt. Huck verringerte seinen Abstand; jetzt würden sie ihn sowieso nicht sehen können. So lief er eine Weile dahin, wurde dann langsamer, aus Angst, sie zu schnell einzuholen; ging noch ein Stück, blieb dann ganz stehen; lauschte; nichts zu hören; nichts außer dem Schlag seines eigenen Herzens. Der Schrei einer Eule kam über den Hügel – ein böses Omen! Aber keine Schritte. Himmel, war alles verloren? Huck wäre beinahe davongerannt, als sich keine anderthalb Meter neben ihm ein Mann räusperte. Ihm klopfte das Herz im Hals, doch er unterdrückte das Würgegefühl. Und dann stand er da und zitterte, als hätte er ein Dutzend Fieberanfälle auf einmal, und er war so schwach, daß er glaubte, gleich umfallen zu müssen. Er wußte, wo er sich befand. Er wußte, er war fünf Schritte von dem Zauntritt entfernt, über den man auf das Grundstück der Witwe Douglas kam. Prima, dachte er, sollen sie’s doch dort vergraben; da wird’s nich schwer zu finden sein.

Dann sagte eine Stimme – eine sehr leise Stimme – die von Indianer-Joe: »Verdammt, vielleicht hat sie Besuch … da ist noch Licht an, so spät wie es ist.«

»Ich seh kein Licht.«

Das war die Stimme dieses Fremden – des Fremden aus dem Spukhaus. Eine tödliche Kälte ergriff Hucks Herz – das also war die »Rache«! Sein erster Gedanke war zu fliehen. Dann fiel ihm ein, daß die Witwe Douglas mehr als einmal freundlich zu ihm gewesen war, und vielleicht wollten diese Männer sie umbringen. Er wünschte, er würde sich trauen, sie zu warnen, aber er wußte, er traute sich nicht – sie könnten kommen und ihn erwischen. All dies und noch mehr

ging ihm in dem Augenblick zwischen der Bemerkung des Fremden und Indianer-Joes nächstem Satz durch den Kopf – der lautete:

»Weil dir da der Strauch im Weg ist. So … hierher … jetzt siehst du's doch, oder?«

»Ja. Tja, die hat wohl wirklich Besuch, denk ich. Wir sollten es besser sein lassen.«

»Sein lassen, wo ich gerade die Gegend für immer verlassen will! Sein lassen und vielleicht nie wieder die Gelegenheit haben. Ich sag's dir noch einmal: Die Beute ist mir egal, die kannst du haben. Aber ihr Mann hat mir übel mitgespielt, sehr oft hat er mir übel mitgespielt. Und außerdem war er der Friedensrichter, der mich wegen Vagabundierens eingelocht hat. Aber das ist noch nicht alles. Ganz im Gegenteil! Er hat mich auspeitschen lassen! Auspeitschen, vor dem Gefängnis, wie einen Nigger! Und die ganze Stadt hat zugeschaut! Ausgepeitscht! Verstehst du? Er ist mir zuvorgekommen und von selbst abgekratzt. Aber ich werde mich an ihr rächen.«

»Aber du bringst sie doch nicht um! Tu das nicht! «

»Umbringen? Wer hat denn was von umbringen gesagt? Ihn würde ich umbringen, wenn er noch am Leben wär, aber sie nicht. Wenn du dich an einer Frau rächen willst, dann bringst du sie doch nicht um … Quatsch! Du kümmerst dich um ihre Visage. Du schlitzt ihr die Nase auf und kerbst ihr die Ohren wie bei 'ner Sau!«

»O Gott, das is …«

»Behalt deine Meinung für dich! Wird das beste sein. Ich werd sie ans Bett fesseln. Und wenn sie verblutet, ist das vielleicht meine Schuld? Ich werd ihr keine Träne nachweinen. Mein Freund, du wirst mir dabei helfen, mir zuliebe, deshalb bist du hier. Allein schaff ich's vielleicht nicht. Wenn du kneifst, bring ich dich um. Kapiert? Und wenn ich dich umbringen muß, bring ich sie auch um … und dann wird wohl nie jemand rausfinden, wer's gewesen ist.«

»Na gut, wenn's sein muß, dann los. Je schneller, desto besser… ich zitter schon am ganzen Körper.«

»Jetzt? Wo sie Besuch hat? Hör mal, so langsam wirst du mir verdächtig, das geht ruckzuck. Nein, wir warten, bis die Lichter aus sind. Wir haben's nicht eilig.«

Huck ahnte, daß es lange still bleiben würde – und das war noch schlimmer als alles Mordgeflüster. Also hielt er die Luft an und machte langsam einen Schritt rückwärts; nachdem er auf einem Bein geschwankt hatte und beinahe umgefallen wäre, setzte er seinen Fuß vorsichtig und fest auf, erst den einen, dann den anderen. Er machte einen weiteren Schritt nach hinten, mit derselben Sorgsamkeit und demselben Risiko; dann noch einen und noch einen, und – ein Zweig knackte unter seinem Fuß! Sein Atem stockte, und er lauschte. Nichts zu hören – die Stille war ungebrochen. Hucks Dankbarkeit war grenzenlos. Dann drehte er sich zwischen den Wänden der Sumachsträucher um – so vorsichtig wie ein Schiff beim Wendemanöver – und ging schnell, aber vorsichtig, weiter. Als er beim Steinbruch war, fühlte er sich sicher, und er nahm seine flinken Beine in die Hand und floh. Immer weiter rannte er, bis er beim Haus des Walisers ankam. Huck hämmerte an die Tür, und schließlich tauchten die Köpfe des alten Mannes und seiner beiden kräftigen Söhne in den Fenstern auf.

»Was soll der Krach? Wer hämmert da so? Was willst du?«

»Lassen Sie mich rein … schnell! Ich erzähl auch alles.«

»Wer bist du?«

»Huckleberry Finn … schnell, lassen Sie mich rein!«

»Huckleberry Finn, also wirklich! Das ist nicht grad 'n Name, der viele Türen öffnet, möcht ich behaupten! Na, laßt ihn rein, Jungs, mal sehen, worum's geht.«

»Bitte sagen Sie niemand, daß ich's Ihnen erzählt hab«, waren Hucks erste Worte, als er im Haus war. »Bitte nich … die bringen mich bestimmt um … aber die Witwe war immer gut zu mir, und ich will's ja auch erzählen … ich erzähl's,

wenn Sie versprechen, niemals zu erzählen, daß ich es war.«

»Na, der hat ja wirklich was auf dem Herzen, sonst würd er sich nicht so aufführen!« rief der alte Mann aus. »Raus damit, wir verraten auch nichts, Junge.«

Drei Minuten später machten sich der alte Mann und seine Söhne schwerbewaffnet auf den Weg den Hügel hinauf und betraten, die Waffen schußbereit, auf Zehenspitzen den Sumachpfad. Huck begleitete sie nicht weiter. Er versteckte sich hinter einem großen Felsen und lauschte. Eine lange, bange Stille trat ein, plötzlich donnerten die Gewehre, und ein Schrei gellte durch die Nacht.

Huck wartete das Weitere nicht ab. Er stürzte los und raste den Hügel hinunter, so schnell ihn seine Beine tragen konnten.

Dreißigstes Kapitel

Sonntag früh, beim ersten Anzeichen des Morgengrauens, kam Huck vorsichtig den Hügel hinauf und klopfte leise an die Tür des alten Walisers. Die Bewohner schliefen, doch sie hatten wegen der aufregenden Ereignisse der Nacht einen sehr leichten Schlaf. Jemand rief durchs Fenster: »Wer ist da?« Huck antwortete leise mit ängstlicher Stimme: »Lassen Sie mich bitte rein! Ich bin’s nur, Huck Finn!«

»Das ist ein Name, bei dem geht diese Tür Tag oder Nacht auf, Junge … du bist uns willkommen!«

Das waren völlig neue Töne in den Ohren des jungen Landstreichers, die schönsten, die er je gehört hatte. Er konnte sich nicht daran erinnern, daß das abschließende Wort in seinem Falle jemals angewendet worden wäre. Schnell wurde die Tür geöffnet, und Huck trat ein. Man hieß ihn auf einem Stuhl Platz nehmen, und der alte Mann und seine beiden großgewachsenen Söhne zogen sich schnell an.

»Also, mein Junge, ich hoffe, du hast Hunger mitgebracht, denn wenn die Sonne aufgeht, ist das Frühstück fertig, und heiß ist es außerdem … mach dir da mal keine Sorgen. Die Jungs und ich haben schon letzte Nacht gehofft, du würdest auftauchen.«

»Ich hatte so ’ne Angst«, sagte Huck, »und bin weggelaufen. Ich bin nichts wie weg, als die Pistolen los sind, und bin drei Meilen weit gerannt. Ich bin nur gekommen, weil, ich wollte doch wissen, was los war, und ich komm schon vor Sonnenaufgang, weil ich nicht diesen Teufeln über ’n Weg laufen wollte, egal, ob tot oder lebendig.«

»Na, du armer Kerl, das sieht man dir aber auch an, daß du eine harte Nacht hinter dir hast, aber da ist ein Bett für dich, wenn du gefrühstückt hast. Nein, sie sind nicht tot,

Junge, leider. Weißt du, nach deiner Beschreibung wußten wir genau, wo wir sie stellen konnten; wir also auf Zehenspitzen hingeschlichen, bis wir drei Meter von ihnen entfernt waren … dieser Sumachpfad war dunkel wie ein Keller … und genau in dem Augenblick merke ich, daß ich niesen muß. So ein Pech aber auch! Ich hab versucht, den Nieser zurückzuhalten, aber zwecklos, mußte einfach raus, und das tat er auch! Ich vorneweg, die Pistole hoch, und als ich niesen mußte, raschelten diese Ganoven, als sie vom Weg runter wollten, ich rief ›Feuer, Jungs!‹ und schoß auf die Stelle, wo es raschelte. Die Jungs auch. Aber die waren schnell wie der Blitz, die Gauner; wir also hinter ihnen her durch den Wald. Ich glaube nicht, daß wir sie getroffen haben. Als wir sie aufgeschreckt haben, haben sie beide auf uns geschossen, aber die Kugeln sind an uns vorbeigezischt, ohne Schaden anzurichten. Als wir sie nicht mehr hören konnten, haben wir die Verfolgung aufgegeben, sind den Hügel hinunter und haben die Polizisten rausgescheucht. Die haben einen Suchtrupp zusammengestellt und sind losgezogen, um das Flußufer zu überwachen, und wenn es hell ist, wird der Sheriff mit einer Gruppe den Wald durchkämmen. Meine Jungs werden sich ihm gleich anschließen. Wenn wir doch nur eine Beschreibung von den Gaunern hätten, das würde uns sehr viel weiterhelfen. Aber du konntest ja im Dunkeln nichts erkennen, Junge, oder?«

»Doch, ich hab sie in der Stadt gesehen und bin hinter ihnen her.«

»Großartig! Beschreib sie uns, mein Junge!«

»Der eine davon is der alte taubstumme Spanier, der schon ’n paarmal hier rumgeschlichen is, und der andere is ’n zerlumpter …«

»Das reicht, Junge, wir kennen die Männer! Sind ihnen eines Tages im Wald hinterm Haus der Witwe begegnet, und die haben sich verdrückt. Raus mit euch, Jungs, und sagt dem Sheriff Bescheid. Frühstück gibt’s morgen!«

Die Söhne des Walisers machten sich sofort auf den Weg. Kaum hatten sie den Raum verlassen, sprang Huck auf und rief: »Bitte verraten Sie's niemandem, daß Sie das von mir haben! Bitte!«

»Na gut, wenn du es sagst, Huck, aber das sollte man dir hoch anrechnen, was du getan hast.«

»Och nee, nee! Bitte sagen Sie nichts!«

Als die jungen Männer gegangen waren, sagte der alte Waliser: »Sie werden nichts sagen, und ich auch nicht. Aber warum willst du denn nicht, das man es erfährt?«

Huck wollte nicht mehr sagen, außer daß er schon zuviel über einen der beiden Männer wußte und um alles in der Welt nicht wollte, daß der Mann erfuhr, daß er etwas gegen ihn in der Hand hatte – der würde ihn sonst bestimmt umbringen.

Der alte Mann schwor noch einmal, das Geheimnis für sich zu behalten, und fragte: »Und warum bist du den beiden Kerlen gefolgt, Junge? Sahen die irgendwie verdächtig aus?«

Huck schwieg einen Augenblick, während er sich eine Antwort zurechtlegte. Dann antwortete er: »Tja, wissen Sie, ich hab 'n hartes Los … sagen doch alle, und das find ich auch … und manchmal kann ich nich so gut schlafen, weil ich immer drüber nachdenken muß und grüble, wie ich mein Leben bessern kann. Letzte Nacht war's genauso. Ich konnt nich schlafen, und da komm ich so gegen Mitternacht die Straße rauf und grübel und grübel, und als ich bei dem alten heruntergekommenen Kramladen neben dem Gasthaus vorbeikomm, wo sie dem Alkohol abgeschworen ham, hab ich mich an die Mauer gelehnt, um noch 'n bißchen nachzudenken. Na, und da kommen doch diese beiden Kerle ganz dicht bei mir vorbeigeschlichen und hatten was unterm Arm, und ich dachte, die hatten's gestohlen. Der eine war am Qualmen, und der andere wollte Feuer; und dann sind se direkt vor meiner Nase stehengeblieben, und der Schein der Zigarren hat ihre Gesichter erhellt, und ich hab gesehen, daß

der große der taubstumme Spanier war und der andere ein rauher, zerlumpter Teufel.«

»Konntest du denn beim Schein der Zigarren die Lumpen sehen?«

Huck verlor für einen Augenblick die Fassung. Dann sagte er: »Ich, ich weiß nich, aber irgendwie kommt’s mir so vor.«

»Dann sind sie weitergegangen, und du …«

»Ich hinter ihnen her, ja. So war’s. Ich wollte sehen, was die vorhatten, so, wie die rumschlichen. Ich bin bis zum Zaun der Witwe hinterher, und dann stand ich da im Dunkeln und hörte, wie der Zerlumpte sich für die Witwe einsetzte und der Spanier schwörte, ihr die Visage zu zerschneiden, genau wie ich es Ihnen und Ihren zwei …«

»Was? Das hat alles der Taubstumme gesagt?«

Schon wieder hatte Huck einen fürchterlichen Fehler begangen! Er versuchte verzweifelt zu verhindern, daß der alte Mann auch nur den kleinsten Hinweis darauf bekam, wer der Spanier sein mochte, und doch schien seine Zunge entschlossen, ihn trotz all seiner Bemühungen in Schwierigkeiten zu bringen. Er versuchte mehrmals, sich aus der Affäre zu ziehen, doch der alte Mann sah ihn fest an, und Huck machte einen Fehler nach dem anderen. Schließlich sagte der Waliser: »Junge, du brauchst keine Angst vor mir haben. Um nichts in der Welt würde ich dir auch nur ein Haar krümmen. Nein, ich werde dich beschützen, ich werde dich beschützen. Dieser Spanier ist weder taub noch stumm; das ist dir aus Versehen rausgerutscht; das kannst du nicht leugnen. Du weißt was über diesen Spanier, das du für dich behalten möchtest. Vertrau mir. Sag mir, was es ist, und vertrau mir. Ich werd dich nicht reinlegen.«

Huck sah dem alten Mann einen Augenblick lang in die ehrlich blickenden Augen, dann beugte er sich vor und flüsterte ihm ins Ohr: »Das is kein Spanier … das is Indianer-Joe!« Der Waliser sprang fast vom Stuhl. Nach kurzem Zögern sagte er: »Jetzt ist alles klar. Als du von gekerbten

Ohren und aufgeschlitzten Nasen gesprochen hast, dachte ich, das hast du dir nur ausgedacht. Weiße machen so was nicht. Aber ein Indianer! Da sieht die Sache gleich ganz anders aus.«

Beim Frühstück unterhielten sie sich weiter, und im Verlauf des Gesprächs erzählte der alte Mann, er und seine Söhne hätten zum Schluß noch eine Laterne geholt und den Zauntritt und drumherum nach Blutspuren abgesucht, bevor sie zu Bett gegangen seien. Sie hätten keine gefunden, seien aber auf ein großes Bündel mit –

»Mit was?« Huck schrie beinahe.

Selbst wenn sie Blitze gewesen wären, hätten die Worte Hucks bleichgewordene Lippen nicht schneller verlassen können. Er hatte die Augen weit aufgerissen, hielt die Luft an – wartete auf die Antwort. Der Waliser zögerte – starrte zurück – drei Sekunden lang – fünf Sekunden – zehn – und erwiderte dann: »Einbruchswerkzeug. Aber was ist denn mit dir?«

Huck sank zurück und keuchte leise, aber zutiefst und unsagbar erleichtert. Der Waliser besah ihn ernst und neugierig und sagte schließlich: »Ja, Einbruchswerkzeug. Was hast du denn gedacht, was wir gefunden hätten?«

Huck saß in der Klemme – der bohrende Blick lastete auf ihm – er hätte alles darum gegeben, wenn er eine plausible Antwort parat gehabt hätte – es bot sich nichts an – der Blick bohrte sich tiefer und tiefer – ihm fiel nur eine unsinnige Antwort ein – es hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, also riskierte er es und sagte schwach: »Na, Sonntagsschulbücher, vielleicht.«

Der arme Huck war zu beunruhigt, um lächeln zu können, doch der alte Mann lachte lauthals und fröhlich, er schüttelte sich von Kopf bis Fuß, und schließlich sagte er, daß solch ein Lachen bares Geld wert sei, weil es die Arztrechnung senke wie sonst nichts. Dann fügte er hinzu: »Armer Kerl, du bist ganz bleich und erschöpft. Dir geht’s nicht gut, kein Wunder,

daß du so schreckhaft und außer dir bist. Aber das wird schon wieder. Ruhe und Schlaf werden dich schon wieder hinkriegen, hoff ich.«

Huck ärgerte sich heftig darüber, daß er ein solcher Dummkopf gewesen war und sich derart verdächtig benommen hatte, denn den Gedanken, daß es sich bei dem Päckchen, das sie vom Gasthaus mitgebracht hatten, um den Schatz handelte, hatte er schon fallen gelassen, kaum daß er das Gespräch am Zaun der Witwe belauscht hatte. Daß es nicht der Schatz war, hatte er allerdings nur geglaubt, gewußt hatte er es nicht, und deshalb war die Erwähnung, daß ein Bündel gefunden worden war, einfach zuviel für seine Nerven. Doch eigentlich war er froh über diesen kleinen Zwischenfall, denn nun wußte er ohne jeden Zweifel, daß jenes Bündel nicht das Bündel war, und so beruhigte er sich wieder und fühlte sich erheblich besser. Tatsächlich schien sich nun alles zum Besten zu wenden; der Schatz mußte immer noch in der Nummer zwei sein, man würde die Männer am Tag fangen und einsperren, und er und Tom konnten ohne Schwierigkeiten und ohne Angst davor, ertappt zu werden, noch in der Nacht das Gold holen.

Kaum war das Frühstück beendet, klopfte es an der Tür. Huck versteckte sich schnell, denn er wollte unter allen Umständen vermeiden, mit diesem Ereignis in Verbindung gebracht zu werden. Der Waliser ließ mehrere Damen und Herren herein, darunter die Witwe Douglas, und sah, daß noch mehr Leute aus der Stadt gruppenweise den Hügel hinaufstiegen – um den Zauntritt zu begaffen. Die Neuigkeiten hatten also die Runde gemacht.

Der Waliser mußte den Besuchern die Geschichte der Nacht erzählen. Die Dankbarkeit der Witwe für ihre Rettung war grenzenlos.

»Kein Wort mehr, Madam. Es gibt da noch jemanden, dem Sie vielleicht mehr verpflichtet sind als mir und meinen Jungen, aber er erlaubt mir nicht, seinen Namen zu nennen.

Wenn er nicht gewesen wäre, hätten wir niemals zu Hilfe eilen können.«

Natürlich löste diese Bemerkung eine derart große Neugier aus, daß sie das eigentliche Ereignis beinahe in den Schatten stellte – doch der Waliser weigerte sich, das Geheimnis preiszugeben, und spannte seine Besucher, und mit ihnen die ganze Stadt, weiter auf die Folter. Als alle Einzelheiten erzählt waren, sagte die Witwe: »Ich bin zu Bett gegangen und habe gelesen, und ich habe den ganzen Lärm verschlafen. Warum sind Sie denn nicht gekommen und haben mich geweckt?«

»Wir haben gedacht, das sei nicht nötig. Die Gauner wären wohl kaum zurückgekommen. Sie hatten ja kein Werkzeug mehr, und wozu sollten wir sie wecken und zu Tode erschrecken? Die Nacht über haben meine drei Neger vor Ihrem Haus Wache gestanden. Sie sind gerade erst zurückgekommen.«

Immer mehr Besucher kamen, und mehrere Stunden lang mußte die Geschichte immer und immer wieder erzählt werden.

Während der Ferien gab es keine Sonntagsschule, und dennoch waren alle schon früh in der Kirche. Das aufregende Ereignis wurde gebührend durchgesprochen. Dann machte die Nachricht die Runde, daß man von den beiden Gaunern noch keine Spur gefunden hatte. Als die Predigt zu Ende war und Richter Thatchers Frau mit der Gemeinde den Mittelgang entlangkam, trat sie neben Mrs. Harper und sagte: »Verschläft denn meine Becky den ganzen Tag? Ich hab mir schon gedacht, daß sie hundemüde ist.«

»Ihre Becky?«

»Ja«, blickte sie verwirrt, »ist sie denn nicht letzte Nacht bei Ihnen geblieben?«

»Aber nein.«

Mrs. Thatcher wurde bleich und sank auf eine Kirchenbank, gerade als Tante Polly, die sich angeregt mit

einer Freundin unterhielt, an ihnen vorbeikam. Tante Polly sagte: »Guten Morgen, Mrs. Thatcher. Guten Morgen, Mrs. Harper. Ich vermisse meinen Jungen. Ich vermute, daß Tom bei einer von Ihnen über Nacht geblieben ist. Und jetzt hat er Angst, in die Kirche zu kommen. Ich habe ein Hühnchen mit ihm zu rupfen.«

Mrs. Thatcher schüttelte schwach den Kopf und wurde noch blasser.

»Bei uns war er nicht«, sagte Mrs. Harper und schaute besorgt. Auf Tante Pollys Gesicht machte sich deutlich Unruhe bemerkbar.

»Joe Harper, hast du Tom heute morgen gesehen?«

»Nein, Ma'm.«

»Wann hast du ihn das letzte Mal gesehen?«

Joe versuchte sich zu erinnern, war sich aber nicht sicher. Die Leute blieben in der Kirche stehen. Sie flüsterten miteinander, und auf allen Gesichtern zeichnete sich große Sorge ab. Die Kinder und die jungen Lehrer wurden befragt. Alle sagten sie, daß sie nicht bemerkt hätten, ob Tom und Becky bei der Heimfahrt an Bord des Fährschiffs gewesen seien; es sei dunkel gewesen; niemand hätte daran gedacht, nachzufragen, ob jemand vermißt würde. Ein junger Mann platzte schließlich mit seiner besorgten Vermutung heraus, die beiden könnten noch immer in der Höhle sein!
Mrs. Thatcher fiel in Ohnmacht; Tante Polly fing an zu weinen und die Hände zu ringen.

In Windeseile lief die alarmierende Neuigkeit von Mund zu Mund, von Gruppe zu Gruppe, von Straße zu Straße, und innerhalb von fünf Minuten läuteten wie wild die Glocken, und die ganze Stadt war auf den Beinen! Die Geschichte vom Cardiff Hill versank augenblicklich in Bedeutungslosigkeit, die Räuber wurden vergessen, Pferde gesattelt, Ruderboote bemannt, die Fähre herbeigeordert, und bevor der Schrecken noch eine halbe Stunde alt war, strömten zweihundert Mann über Hauptstraße und Fluß zur Höhle.

Den ganzen langen Nachmittag über schien das Städtchen wie ausgestorben. Viele Frauen statteten Tante Polly und Mrs. Thatcher einen Besuch ab und versuchten sie zu trösten. Sie weinten auch miteinander, und das war noch tröstlicher als Worte. Die ganze Nacht über wartete die Stadt auf Neuigkeiten; doch als es schließlich dämmerte, lautete die einzige Nachricht: »Schickt mehr Kerzen und etwas zu essen.« Mrs. Thatcher verlor fast den Verstand; Tante Polly ebenfalls. Richter Thatcher sandte Nachrichten voller Hoffnung und Ermutigung von der Höhle zurück, doch vermittelten sie keinen rechten Trost.

Der alte Waliser kam gegen Tagesanbruch heim, mit Kerzentalg betropft, lehmverschmiert und hundemüde. Er fand Huck vor, der noch immer in dem Bett lag, das man ihm bereitet hatte, und Fieberphantasien hatte. Die Ärzte waren alle bei der Höhle, also kam die Witwe Douglas und kümmerte sich um den Patienten. Sie sagte, sie würde sich nach Leibeskräften bemühen, Huck sei ja schließlich auch ein Geschöpf Gottes, ganz gleich, ob gut, schlecht oder mittelmäßig, und keines von Gottes Geschöpfen dürfe man vernachlässigen. Der Waliser meinte, Huck habe auch seine guten Seiten, und die Witwe entgegnete: »Da bin ich mir sicher. Das ist die Hand des Herrn. Er läßt niemanden im Stich. Niemals. Seine Hand ruht auf allen Lebewesen, die er erschaffen hat.«

Am frühen Mittag kamen die ersten Gruppen erschöpfter Männer in die Stadt zurück, doch die kräftigsten unter ihnen setzten die Suche fort. Alles, was es an Neuigkeiten zu berichten gab, war, daß die hintersten Ecken der Höhle, in denen noch nie jemand gewesen war, durchkämmt worden waren; daß man jeden Winkel und Spalt gründlich durchsuchen würde; daß man, wo immer man durch das Labyrinth von Gängen wanderte, in der Entfernung Lichter flackern sehen konnte und daß die hallenden Echos der Rufe und Pistolenschüsse durch die düsteren Gänge zogen. An

einer Stelle, weit weg von dem Teil der Höhle, durch den Besucher normalerweise kamen, hatte man die Namen »Becky & ToM« entdeckt, mit Kerzenruß an die Felswand geschrieben, und gleich in der Nähe ein talgverschmiertes Stück Band. Mrs. Thatcher erkannte das Band und fing an zu weinen. Sie sagte, das sei das letzte Andenken, das sie jemals an ihr Kind haben werde und daß ihr kein anderes Erinnerungsstück jemals so wertvoll sein könne, weil dies das letzte sei, das Becky verloren habe, bevor sie einen fürchterlichen Tod gestorben sei. Einige erzählten, in der Höhle flamme ab und zu in weiter Entfernung ein Lichtschein auf, worauf ein ziemliches Freudengeschrei ausbreche und ein paar Dutzend Männer den hallenden Gang hinuntereilen würden – doch dann gab es stets dieselbe gräßliche Ernüchterung; die Kinder waren nicht dort; es hatte sich nur um das Licht eines anderen Suchers gehandelt.

Drei fürchterliche Tage und Nächte schleppten sich träge dahin, und das Städtchen versank in Hoffnungslosigkeit. Niemand brachte es über sich, irgend etwas zu tun. Die eher zufällige Entdeckung, daß der Inhaber des Abstinenzler-Gasthauses in seinem Gebäude Schnaps lagerte, ließ den Puls der Öffentlichkeit kaum schneller schlagen, so ungeheuerlich diese Tatsache auch war. In einem lichten Augenblick lenkte Huck das Gespräch vorsichtig auf Gasthäuser und fragte schließlich – insgeheim das Schlimmste befürchtend –, ob in dem Abstinenzler-Gasthaus irgendwas gefunden worden war, seit er krank war?

»Ja«, sagte die Witwe.

Huck schrak im Bett hoch und schaute wild: »Was? Was denn?«

»Schnaps! Und das Gasthaus ist daraufhin geschlossen worden. Leg dich hin, Kind. Du hast mir vielleicht einen Schreck eingejagt!«

»Sagen Sie mir noch eins, nur eins, bitte! Hat Tom Sawyer ihn gefunden?«

Die Witwe brach in Tränen aus.

»Schsch, schsch, Kind, schsch! Ich hab dir doch gesagt, du darfst nicht sprechen. Du bist sehr, sehr krank!«

Also war außer Schnaps nichts sonst gefunden worden; es hätte ein Riesentrara gegeben, wenn es das Gold gewesen wäre. Und der Schatz war für immer dahin – für immer! Aber warum weinte die Witwe denn? Schon komisch, daß sie weinte. Diese Gedanken arbeiteten sich langsam durch Hucks Verstand, und über der Anstrengung schlief er ein. Die Witwe sagte sich: »Da, er schläft, der arme Kerl. Tom Sawyer den Schnaps finden! Wenn doch nur jemand Tom Sawyer finden würde! Ach, es sind ja nicht mehr allzu viele, die noch die Hoffnung und die Kraft haben, weiterzusuchen.«

Einunddreißigstes Kapitel

Doch kehren wir nun zu Tom und Becky beim Picknick zurück. Sie stolperten mit den anderen durch die dunklen Gänge, suchten die bekannten Wunder der Höhle auf – Wunder mit ziemlich übertriebenen Namen wie »Der Salon«, »Die Kathedrale«, »Aladins Palast« und so fort. Schließlich fingen sie an, Verstecken zu spielen, und Tom und Becky beteiligten sich mit großem Eifer, bis es langsam langweilig wurde. Dann wanderten sie einen gewundenen Gang entlang, hielten ihre Kerzen in die Höhe und entzifferten das verworrene Netz aus mit Kerzenruß geschriebenen Namen, Daten, Anschriften und Sprüchen, mit denen die Felswände bekritzelt worden waren. Sie wanderten immer weiter und bemerkten gar nicht, daß sie sich nun in einem Teil der Höhle befanden, deren Wände nicht bekritzelt waren. Sie rußten ihre Namen an eine überhängende Wand und gingen weiter. Schließlich kamen sie an eine Stelle, wo ein kleiner Bach, der über einen Sims floß und Kalksediment mit sich führte, im langsamen Lauf der Jahre einen gebänderten und gekräuselten Niagarafall aus schimmerndem, unvergänglichem Stein geformt hatte. Tom drückte seine schmächtige Gestalt dahinter, um ihn zu Beckys Freude von hinten zu beleuchten. Er bemerkte, daß der steinerne Wasserfall eine Art steiler natürlicher Treppe verbarg, die zwischen engen Wänden verlief, und sofort wurde er vom Ehrgeiz des Abenteurers gepackt. Becky folgte ihm, sie malten eine Rußmarkierung als Wegweiser und machten sich auf Entdeckungstour. Sie folgten dem sich schlängelnden Pfad weit hinab in die unbekannten Tiefen der Höhle, malten ein weiteres Zeichen und zweigten auf der Suche nach Ungewöhnlichem, von dem sie der Oberwelt erzählen

konnten, vom Weg ab. An einer Stelle stießen sie auf eine große Kaverne, von deren Decke eine Vielzahl von Stalaktiten herabhingen, so lang und dick wie ein Männerbein. Sie wanderten darin herum, staunten und bewunderten alles und verließen die Kaverne auf einem der zahlreichen Wege, die von dort abzweigten. Das führte sie bald zu einer bezaubernden Quelle, deren Bassin von einer Frostschicht aus glitzernden Kristallen verziert war; das Bassin befand sich in der Mitte einer Grotte, deren Wände von vielen phantastischen Säulen gestützt wurden, die sich durch das Zusammenwachsen von großen Stalaktiten und Stalagmiten gebildet hatten, Ergebnis ununterbrochenen, jahrhundertelangen Getröpfels. Unter der Kuppel hatten sich riesige Fledermausschwärme zusammengeballt, Tausende von ihnen in einem Klumpen; die Lichter schreckten die Tiere auf, und sie stürzten zu Hunderten herab, kreischten und schossen wie wild auf die Kerzen zu. Tom wußte, was sie vorhatten, und erkannte die Gefahr, die ihnen drohte. Er griff Beckys Hand und eilte mit ihr den ersten Gang entlang, der sich ihnen bot; gerade noch rechtzeitig, denn als Becky die Grotte verließ, schlug eine Fledermaus ihre Kerze aus. Die Fledermäuse jagten die Kinder eine ganze Weile; aber die Flüchtenden stürzten sich in jeden neuen Gang, den sie finden konnten und schüttelten die gefährlichen Biester schließlich ab. Dann entdeckte Tom einen unterirdischen See, der sich im Dämmerlicht so weit erstreckte, daß seine Umrisse in der Dunkelheit verschwanden. Tom wollte das Ufer erkunden, doch er entschied, daß es besser sei, sich hinzusetzen und erst mal eine Weile auszuruhen. Und zum ersten Mal legte sich die tiefe Stille des Ortes den Kindern wie eine feuchte kalte Hand aufs Gemüt. Becky sagte: »Ach, das hab ich gar nicht bemerkt, aber es ist schon ewig her, daß ich was von den anderen gehört habe.«

»Wenn ich so drüber nachdenke, Becky, wir sind ziemlich weit unter ihnen … und ich weiß nicht genau, wie weit nach

Norden oder Süden oder Osten oder was auch immer. Wir können sie hier nicht hören.«

Becky bekam es mit der Angst.

»Ich frag mich, wie lange wir schon hier unten sind, Tom. Wir sollten besser zurückgehen.«

»Ja, finde ich auch. Das sollten wir wohl besser.«

»Findest du den Weg, Tom? Für mich ist das das reinste Durcheinander.«

»Ich denk schon … aber da sind noch die Fledermäuse. Wenn sie unsere Kerzen löschen, stecken wir echt in der Klemme. Wir müssen uns einen anderen Weg suchen, damit wir nicht da durchmüssen.«

»Ich hoffe nur, wir verlaufen uns nicht. Das wäre furchtbar!« Und das Kind schauderte bei dem Gedanken an diese entsetzliche Möglichkeit.

Sie liefen eine ganze Weile schweigend den Gang entlang, warfen in jeden neuen Abzweig einen Blick, um zu sehen, ob er ihnen irgendwie vertraut vorkam, doch war ihnen alles fremd. Jedesmal, wenn Tom eine Bemerkung machte, sah ihm Becky ins Gesicht, ob sich dort ein ermutigendes Zeichen fand, und Tom meinte fröhlich: »Ach, ist schon in Ordnung. Das ist nicht der richtige Weg, aber wir kommen bestimmt gleich dahin!«

Doch bei jedem vergeblichen Versuch sank seine Hoffnung immer mehr, und schließlich fing er an, ganz willkürlich in abzweigende Pfade einzubiegen, in der verzweifelten Absicht, denjenigen zu finden, den sie suchten. Er sagte immer noch, daß »alles in Ordnung« sei, doch lag eine derart bleierne Last auf seinem Herzen, daß die Worte ihren Klang verloren hatten und sich genauso anhörten, als wenn er gesagt hätte: »Wir sind verloren!« Becky klammerte sich ängstlich an ihn und versuchte verzweifelt die Tränen zu unterdrücken, doch fingen sie bald an zu fließen. Schließlich meinte sie: »Ach Tom, mir sind die Fledermäuse egal, laß uns den Weg zurück nehmen! Es scheint nur noch schlimmer zu

werden.«

Tom blieb stehen.

»Hör mal!« sagte er.

Tiefe Stille; Stille, die so tief war, daß sie sogar ihre eigenen Atemzüge deutlich hören konnten. Tom rief: Der Ruf hallte die leeren Gänge entlang und erstarb mit einem schwachen Geräusch in der Entfernung, was wie höhnisches Gelächter klang.

»Bitte, tu das nicht wieder, Tom, es ist zu schaurig«, sagte Becky.

»Ja, schaurig, aber ich sollte es besser noch mal versuchen, Becky, vielleicht hören sie uns ja, weißt du?« und er stieß erneut den Ruf aus.

Das »vielleicht« barg einen noch viel eisigeren Schrecken als das geisterhafte Gelächter, so sehr verriet es die versiegende Hoffnung. Die beiden Kinder standen still da und lauschten; doch hörten sie nichts. Tom machte sofort kehrt und wurde schneller. Schon nach kurzer Zeit erkannte Becky an einer gewissen Unsicherheit in seinem Benehmen eine weitere furchtbare Tatsache – er konnte den Rückweg nicht finden!

»O Tom, du hast keine Markierungen gemacht!«

»Becky, ich war so ein Dummkopf! So ein Dummkopf! Ich hab nie gedacht, daß wir noch mal zurückkommen würden! Nein, ich kann den Weg nicht finden. Es ist so verwirrend.«

»Tom, Tom, wir sind verloren! Wir werden nie, nie aus dieser schrecklichen Höhle herausfinden! Warum haben wir uns nur von den anderen getrennt?«

Becky sank zu Boden und fing derart herzzerreißend an zu weinen, daß Tom bei dem Gedanken erschrak, sie könne sterben oder den Verstand verlieren. Er setzte sich neben sie und nahm sie in die Arme; sie barg ihr Gesicht an seiner Brust, klammerte sich an ihn, ließ all ihrem Kummer und ihrer Reue freien Lauf, und die fernen Echos verwandelten alles in höhnisches Gelächter. Tom flehte sie an, doch wieder

Mut zu schöpfen, doch Becky meinte, das könne sie nicht. Tom gab sich selbst die Schuld und beschimpfte sich dafür, sie in diese furchtbare Lage gebracht zu haben; das wirkte. Becky sagte, sie wolle versuchen, wieder zu hoffen, sie wolle aufstehen und ihm folgen, wohin er sie auch führen möge, wenn er nur nicht mehr so reden würde. Er trage auch keine größere Schuld als sie, sagte sie.

Also gingen sie weiter – ziellos – aufs Geratewohl – immer weiter, das war alles, was sie tun konnten. Eine Weile schöpften sie wieder Hoffnung – aus keinem besonderen Grund als dem, daß es in der Natur der Hoffnung liegt, wieder zu erstarken, wenn deren Quelle nicht durch Alter und allzu große Vertrautheit mit der Niederlage versiegt ist.

Nach einer Weile nahm Tom Beckys Kerze und pustete sie aus. Diese Sparsamkeit verriet so viel! Es bedurfte keiner weiteren Worte mehr. Becky verstand, und ihre Hoffnung war wieder dahin. Sie wußte, daß Tom noch eine ganze Kerze und drei oder vier Stummel in den Taschen hatte – und doch mußte er sparsam damit umgehen.

Nach und nach machte sich Erschöpfung breit; die Kinder versuchten, darauf keine Rücksicht zu nehmen. Der Gedanke, sich jetzt, wo Zeit doch so kostbar geworden war, hinzusetzen, war furchtbar; sich in eine Richtung, egal in welche, zu bewegen war zumindest Fortschritt und führte vielleicht zum Ziel; sich hinsetzen hieß, den Tod herauszufordern und sein Werk zu beschleunigen.

Schließlich versagten Beckys zarte Glieder ihr den Dienst. Sie setzte sich hin. Tom ließ sich neben ihr nieder, und sie sprachen von zu Hause und den Freunden und den warmen Betten und vor allem vom Licht. Becky weinte, und Tom versuchte sie zu trösten, doch all seine Bemühungen waren schon ganz matt geworden und klangen wie Hohn. Die Erschöpfung lastete so schwer auf Becky, daß sie schließlich einnickte. Tom war froh darüber. Er saß da, betrachtete ihr abgespanntes Gesicht und bemerkte, wie es sich dank der

süßen Träume glättete und entspannte, und nach einer Weile erschien ein kleines Lächeln und blieb dort. Das friedliche Gesicht strahlte ein wenig Ruhe und Gesundung bis in seine eigene Seele, und seine Gedanken streiften durch lang vergangene Zeiten und Erinnerungen. Während er tief in seinen Träumereien versunken war, wachte Becky mit einem flüchtigen kleinen Lachen auf – doch es erstarb auf ihren Lippen, und sie stöhnte auf.

»Ach, wie konnte ich nur schlafen! Ich wünschte, ich wäre nie, nie wieder aufgewacht! Nein, nein, tu ich schon nicht, Tom! Schau nicht so! Ich sag's auch nie wieder.«

»Ich bin froh, daß du geschlafen hast, Becky; jetzt hast du dich ausgeruht, und wir werden einen Weg hier raus finden.«

»Wir können es versuchen, Tom; aber ich habe im Traum so ein schönes Land gesehen. Ich glaube, dahin werden wir gehen.«

»Vielleicht auch nicht, vielleicht auch nicht. Kopf hoch, Becky, versuchen wir es weiter.«

Sie standen auf und wanderten davon, Hand in Hand und ohne Hoffnung. Sie versuchten zu schätzen, wie lange sie schon in der Höhle gewesen waren, doch sie wußten nur, daß es ihnen wie Tage und Wochen vorkam, was ja nicht sein konnte, da ihre Kerzen noch nicht aufgebraucht waren.

Nach einer ganzen Weile – sie konnten nicht sagen, wie lange – meinte Tom, sie sollten leise gehen und lauschen, ob sie nicht das Tröpfeln von Wasser hörten – sie müßten eine Quelle finden. Schließlich fanden sie eine, und Tom meinte, es sei wieder Zeit, auszuruhen. Sie waren beide fürchterlich müde, doch Becky meinte, sie könne noch eine Weile weitergehen. Sie war überrascht, als Tom ihr widersprach. Das konnte sie nicht verstehen. Sie setzten sich hin, und Tom machte seine Kerze mit etwas Lehm an der Felswand vor ihnen fest. Bald waren sie in Gedanken versunken; eine ganze Weile sagte niemand etwas. Dann brach Becky das Schweigen: »Tom, ich habe solchen Hunger!«

Tom zog etwas aus der Tasche.

»Weißt du noch?« fragte er.

Becky lächelte beinahe.

»Das ist unser Hochzeitskuchen, Tom.«

»Ja … ich wünschte nur, er wäre so groß wie ein Faß, denn das ist alles, was wir haben.«

»Ich habe ihn vom Picknick übriggelassen, damit wir dabei träumen können, Tom, wie Erwachsene mit dem Hochzeitskuchen … nur, daß das unser …«

Sie sprach den Satz nicht zu Ende. Tom teilte den Kuchen, Becky machte sich mit Heißhunger darüber her, und Tom knabberte an seiner Hälfte. Es gab reichlich kaltes Wasser, um den Festschmaus damit herunterzuspülen. Nach einer Weile schlug Becky vor weiterzugehen. Tom schwieg einen Augenblick. Dann sagte er: »Becky, kann ich dir was Schlimmes sagen?«

Beckys Gesicht wurde bleich, doch dann meinte sie, sie könne es wohl ertragen.

»Na gut, Becky, wir müssen hierbleiben, wo es Wasser gibt. Das ist unser letzter Kerzenstummel!«

Becky brach in Tränen aus und wimmerte. Tom tat alles, was er konnte, um sie zu trösten, doch ohne Erfolg. Schließlich sagte Becky: »Tom!«

»Ja, Becky?«

»Sie werden uns vermissen und nach uns suchen!«

»Ja, bestimmt! Ganz bestimmt sogar!«

»Vielleicht suchen sie gerade nach uns, Tom?«

»Das glaub ich auch. Jedenfalls hoffe ich das.«

»Wann werden sie uns vermissen, Tom?«

»Wenn sie wieder aufs Schiff kommen, denk ich.«

»Tom, dann ist es vielleicht schon dunkel … merken sie denn dann, daß wir nicht gekommen sind?«

»Ich weiß nicht. Na, jedenfalls wird dich deine Mutter vermissen, wenn sie erst mal zu Hause sind.«

Der erschrockene Blick auf Beckys Gesicht brachte Tom

wieder zu sich, und er erkannte, daß er etwas Falsches gesagt hatte. Becky sollte ja in dieser Nacht nicht nach Hause kommen! Die Kinder fielen in Schweigen und grübelten. Einen Augenblick später verriet ihm Beckys erneuter kummervoller Ausbruch, daß sie denselben Gedanken hegte wie er – es konnte den halben Sonntagvormittag dauern, bis Mrs. Thatcher entdeckte, daß Becky nicht bei Mrs. Harper gewesen war.

Die Kinder starrten gebannt auf den Kerzenstummel und sahen zu, wie er langsam und unerbittlich dahinschmolz; sahen, wie der letzte Zentimeter Docht am Ende allein dastand; sahen das schwache Flämmchen aufflackern und vergehen, aufflackern und vergehen, die kleine Rauchsäule hinaufsteigen, einen Augenblick an dessen Spitze verharren, und dann – dann brach der Schrecken völliger Finsternis über sie herein!

Keiner von ihnen konnte sagen, nach wie langer Zeit Becky zu Bewußtsein kam, daß sie in Toms Armen geweint hatte. Sie wußten nur, daß sie beide nach einer scheinbar sehr langen Zeit aus tiefstem Schlaf erwachten und sie der Jammer wieder überfiel.

Tom meinte, es sei Sonntag – vielleicht Montag. Er versuchte, Becky zum Sprechen zu bringen, aber ihre Trauer saß zu tief; all ihre Hoffnung war dahin. Tom sagte, daß man sie schon lange vermissen müßte, und daß die Suche ganz bestimmt schon im Gange sei. Er würde rufen, und vielleicht würde jemand kommen. Er versuchte es, doch in der Dunkelheit klangen die weit entfernten Echos derart schrecklich, daß er es nicht noch einmal wagte.

Stunden vergingen, und der Hunger kehrte zurück, um die Gefangenen erneut zu foltern. Es war noch ein Stück von Toms Kuchenhälfte übrig; sie teilten und aßen es. Doch sie waren hungriger als zuvor. Der letzte Krümel an Eßbarem hatte ihr Verlangen danach nur noch gesteigert.

Nach einer Weile sagte Tom: »Schsch! Hast du das

gehört?«

Sie hielten beide die Luft an und lauschten. Da war ein Geräusch, das wie ein ganz schwacher, weit entfernter Ruf klang. Tom antwortete sofort, nahm Becky bei der Hand und tastete sich durch den Gang in dessen Richtung vor. Dann lauschte er wieder; wieder hörten sie das Geräusch, dieses Mal offenbar näher.

»Da sind sie!« sagte Tom. »Sie kommen! Los, Becky … jetzt wird alles gut!«

Die Freude der Vermißten war nahezu überwältigend. Sie kamen allerdings nur langsam voran, überall gab es Fallgruben, vor denen sie sich in acht nehmen mußten. Schließlich kamen sie an eine Grube und mußten stehenbleiben. Sie mochte ein Meter tief sein oder dreißig – jedenfalls fand sich kein Weg darum herum. Tom legte sich flach hin und streckte die Hand so weit aus, wie er konnte. Kein Grund. Sie mußten dort bleiben und warten, bis der Suchtrupp kam. Sie lauschten; offenbar entfernten sich die Rufe immer weiter! Einen kurzen Augenblick später verstummten sie ganz. Ihr Jammer war herzzerreißend! Tom rief, bis er heiser war, doch es hatte keinen Zweck. Er redete Becky gut zu; doch es verging eine Ewigkeit bangen Wartens, und es drangen keine Geräusche mehr zu ihnen.

Die Kinder tasteten sich ihren Weg zur Quelle zurück. Die Zeit schleppte sich dahin; sie schliefen wieder ein und wachten ausgehungert und verzweifelt auf. Tom meinte, daß es in der Zwischenzeit wohl Dienstag sein müsse.

Dann hatte er eine Idee. In der Nähe gab es ein paar Abzweigungen. Es war besser, einige davon zu erkunden, statt die schwere Zeit nutzlos zu verbringen. Er zog eine Drachenschnur aus der Tasche, knotete sie an einen Felsvorsprung; dann gingen sie los, Tom voran, und rollten die Schnur ab, während sie sich vorantasteten. Nach etwa zwanzig Schritten endete der Gang an einer jäh abfallenden Kante. Tom sank auf die Knie und streckte die Hand nach

unten, dann seitlich um die Ecke, so weit er reichen konnte; er mühte sich, nach rechts mit der Hand noch ein Stückchen weiter zu kommen, und in diesem Augenblick tauchte keine zwanzig Meter entfernt hinter einem Felsen eine menschliche Hand mit einer Kerze auf! Tom rief vor Freude laut auf, und gleich darauf folgte der Hand die Gestalt, zu der sie gehörte – Indianer-Joe! Tom war wie versteinert; er konnte sich nicht rühren. Im nächsten Augenblick war er ungeheuer erleichtert, als er sah, daß der »Spanier« Reißaus nahm. Tom wunderte sich, daß Joe ihn nicht an der Stimme erkannt hatte und herübergekommen war und ihn umgebracht hatte, wo er doch vor Gericht gegen ihn ausgesagt hatte. Die Echos mußten wohl seine Stimme verstellt haben. Genauso muß es gewesen sein, dachte er. Tom hatte vor Angst ganz weiche Knie bekommen. Wenn er nur genug Kraft aufbrächte, um wieder zur Quelle zurückzukehren, sagte er sich, dann würde er dort bleiben, und nichts könnte ihn dazu bringen, zu riskieren, Indianer-Joe erneut in die Arme zu laufen. Er erzählte Becky nicht, was er gesehen hatte. Er sagte ihr, er habe nur »auf gut Glück« gerufen.

Doch am Ende wurden Hunger und Verzweiflung stärker als die Angst. Nach weiterem längerem Warten an der Quelle und langem Schlaf sah alles anders aus. Die Kinder wachten auf und hatten einen Riesenhunger. Tom meinte, es müsse nun Mittwoch oder Donnerstag oder vielleicht gar Freitag oder Samstag sein, und bestimmt sei die Suche eingestellt worden. Er war gewillt, sich Indianer-Joe und allen anderen Gefahren zu stellen. Doch Becky war sehr schwach. Sie war in tiefe Apathie gefallen und ließ sich nicht mehr aufmuntern. Sie sagte, sie würde sitzen bleiben, wo sie war, und sterben – es würde nicht mehr lang dauern. Sie sagte, Tom solle doch mit der Drachenschnur losgehen und die Umgebung erkunden, wenn er wolle; aber sie flehte ihn an, immer wieder zu ihr zurückzukommen und mit ihr zu reden;

und sie nahm ihm das Versprechen ab, daß er bei ihr bleiben und ihre Hand halten würde, bis alles vorüber sei, wenn es zum Äußersten käme.

Tom schnürte es die Kehle zu, er gab ihr einen Kuß und bemühte sich überzeugend zu klingen, daß er die Suchtrupps oder einen Höhlenausgang finden würde. Dann nahm er die Drachenschnur in die Hand und kroch, verzweifelt vor Hunger und krank vor dunklen Vorahnungen, auf Händen und Knien tastend einen der Gänge entlang.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Es war Dienstag nachmittag, und langsam wurde es Abend. Das Städtchen St. Petersburg trauerte noch immer. Die beiden Kinder waren nicht gefunden worden. Öffentliche Bittgottesdienste waren für sie abgehalten und viele, viele, von ganzem Herzen kommende stille Gebete gesprochen worden, doch noch immer gab es keine guten Neuigkeiten aus der Höhle. Die meisten der Suchenden hatten aufgegeben und sich wieder ihren täglichen Aufgaben zugewandt und meinten, es sei ziemlich klar, daß man die Kinder niemals finden würde. Mrs. Thatcher war sehr krank und lag die meiste Zeit im Fieberwahn. Die Leute meinten, es sei herzzerreißend zu hören, wie sie nach ihrem Kind rief, den Kopf hob und eine ganze Minute lauschte und ihn dann mit einem Seufzer müde wieder zurücksinken ließ. Tante Polly war in leise Melancholie verfallen, und ihr graues Haar war nahezu weiß geworden. Dienstagnacht legte sich das Städtchen traurig und verzweifelt zur Ruhe.

Mitten in der Nacht gab es ein ungestümes Bimmeln der Glocken in der Stadt, und einen Augenblick später schwärmten halbbekleidete Menschen, außer sich vor Freude, durch die Straßen und riefen: »Raus mit euch! Raus mit euch! Man hat sie gefunden! Man hat sie gefunden!« Blechtöpfe und Blasinstrumente verstärkten den Lärm noch, die Bevölkerung versammelte sich, ging zum Fluß hinunter und traf dort auf die Kinder, die in einer offenen Kutsche saßen, die von jubelnden Bürgern gezogen wurde. Alle drängten sich um sie, schlossen sich der triumphalen Heimkehr an, strömten die Hauptstraße entlang und brachten ein Hurra nach dem anderen aus.

Die Stadt war hell erleuchtet; niemand ging zu Bett; es

war die großartigste Nacht, die die kleine Stadt jemals erlebt hatte. Eine halbe Stunde lang zog eine lange Reihe von Bewohnern durch Richter Thatchers Haus, sie drückten die Geretteten an sich und herzten sie, schüttelten Mrs. Thatcher die Hand, versuchten etwas zu sagen, konnten aber nicht – dann gingen sie davon, und Tränen rannen ihnen über ihre Gesichter.

Tante Pollys Freude war unermeßlich, und Mrs. Thatchers fast ebenso. Doch konnte deren Freude erst dann vollständig sein, sobald ein Bote, der mit der guten Nachricht unterwegs zur Höhle war, sie auch ihrem Gatten übermittelt hatte. Tom lag auf dem Sofa, ein wißbegieriges Publikum um sich geschart, und erzählte die Geschichte des wunderbaren Abenteuers, wobei er so manches überraschende Detail hinzufügte, um sie auszuschmücken. Er schloß mit der Beschreibung, wie er Becky zurückgelassen und sich alleine auf eine Suchexpedition begeben hatte; wie er zwei Gänge entlanggegangen war, so weit seine Drachenschnur reichte; wie er einem dritten Gang bis zum Ende der Schnur gefolgt war und gerade kehrtmachen wollte, als er in weiter Entfernung einen winzigen Lichtfleck sah, der wie Tageslicht wirkte; wie er die Schnur fallenließ und sich auf das Licht zutastete, Kopf und Schultern durch ein kleines Loch zwängte und den breiten Mississippi vorbeifließen sah! Und daß er den kleinen Flecken Tageslicht niemals gesehen hätte, wenn es Nacht gewesen wäre und er diesem Gang nie wieder gefolgt wäre! Er erzählte, wie er zurückging, um Becky zu holen, und wie er ihr die Neuigkeit erzählte und sie sagte, er solle sie nicht mit solchem Unsinn belästigen, sie sei so müde und wüßte, daß sie sterben müsse, und wolle es auch. Er beschrieb, wie er sich mit ihr abmühte und sie überredete; und wie sie beinahe vor Freude tot umgefallen war, als sie tatsächlich das blaue Fleckchen Tageslicht sah; wie er sich durch das Loch zwängte und dann Becky heraushalf; wie sie da gesessen waren und vor Freude

geweint hatten; wie ein paar Männer in einem Ruderboot vorbeigekommen waren und Tom ihnen zugerufen und ihnen von ihrer Lage berichtet hatte und wie ausgehungert sie seien; wie die Männer die wilde Geschichte zuerst gar nicht glauben wollten, »denn«, so sagten sie, »ihr seid fünf Meilen flußabwärts von dem Tal, in dem die Höhle ist«, – sie dann aber doch ins Boot genommen hatten, zu einem Haus gerudert waren, ihnen zu essen gegeben hatten, wie sie bis zwei, drei Stunden nach Einbruch der Dunkelheit hatten schlafen können und dann nach Hause gebracht wurden.

Noch vor Tagesanbruch hatte man Richter Thatcher und die Handvoll Sucher, die noch bei ihm waren, dem Zwirnsfaden folgend, den sie hinter sich hergezogen hatten, in der Höhle aufgespürt und ihnen die gute Nachricht überbracht.

Drei Tage und Nächte voller Plage und Hunger ließen sich nicht einfach abschütteln, wie Tom und Becky bald feststellten. Den ganzen Mittwoch und Donnerstag lagen sie im Bett und schienen immer nur noch müder und schwächer zu werden. Am Donnerstag lief Tom ein wenig umher, war am Freitag in der Stadt und am Samstag fast wieder ganz der alte; Becky verließ ihr Zimmer nicht vor Sonntag, und dann sah sie aus, als habe sie eine schwere Krankheit hinter sich.

Tom erfuhr, daß es Huck schlecht ging, und besuchte ihn am Freitag, wurde aber nicht ins Schlafzimmer vorgelassen; Samstag und Sonntag ebenfalls nicht. Danach durfte er täglich kommen, doch wurde er ermahnt, nichts über sein Abenteuer verlauten zu lassen und kein Thema anzusprechen, das Huck aufregen könnte. Die Witwe Douglas blieb in der Nähe, um darauf zu achten, daß er sich daran hielt. Zu Hause erfuhr Tom von den Ereignissen auf dem Cardiff Hill, ebenso, daß die Leiche des »zerlumpten Kerls« im Fluß nahe der Anlegestelle gefunden worden war; wahrscheinlich war er auf der Flucht ertrunken.

Etwa zwei Wochen nach seiner Rettung aus der Höhle machte Tom sich auf den Weg, um Huck zu besuchen, der nun kräftig genug war, um aufregende Sachen zu hören; Tom fand, er habe etwas, das ihn interessieren könnte. Richter Thatchers Haus lag auf dem Weg, und Tom schaute herein, um Becky zu besuchen. Der Richter und einige seiner Freunde ließen sich von Tom die Geschichte erzählen, und einer von ihnen fragte ihn ironisch, ob er nicht vielleicht noch einmal in die Höhle wolle. Tom meinte, ja, er hätte nichts dagegen. Der Richter sagte: »Na, es gibt bestimmt noch andere so wie dich, Tom, da habe ich nicht den leisesten Zweifel. Aber wir haben vorgesorgt. In der Höhle wird sich niemand mehr verlaufen.«

»Warum?«

»Weil wir den Höhleneingang vor zwei Wochen mit einer eisernen Tür versperrt und dreifach verriegelt haben … und ich habe die Schlüssel.«

Tom wurde kreidebleich.

»Was hast du, Junge! Lauf mal einer los! Hol ein Glas Wasser!« Man brachte das Wasser und spritzte es Tom ins Gesicht.

»So, jetzt geht’s dir wieder besser. Was war denn los, Tom?«

»Ach, Richter Thatcher, Indianer-Joe ist in der Höhle!«

Dreiunddreißigstes Kapitel

In wenigen Minuten hatte sich diese Neuigkeit verbreitet, in einem Dutzend vollbesetzter Boote machten sich die Männer der Stadt zur McDougal-Höhle auf; und die überfüllte Fähre folgte bald. Tom Sawyer saß im selben Boot wie Richter Thatcher.

Als die Höhlentür geöffnet worden war, bot sich ihnen im Dämmerlicht des Ortes ein grausiger Anblick. Indianer-Joe lag ausgestreckt auf dem Boden, tot, das Gesicht eng an den Türspalt gepreßt, so als sei sein sehnsüchtiger Blick bis zum letzten Augenblick in der Vorfreude auf die freie Welt auf die Helligkeit draußen gerichtet gewesen. Tom war gerührt, denn er wußte aus eigener Erfahrung, wie sehr der arme Kerl gelitten hatte. Er spürte Mitleid, dennoch überkam ihn ein überschwengliches Gefühl der Erleichterung und Sicherheit, das ihm in einem Ausmaß, wie er es noch gar nicht recht bemerkt hatte, deutlich machte, welch ungeheures Gewicht seit dem Tag auf ihm gelastet hatte, als er vor Gericht seine Aussage gegen diesen blutrünstigen Verfemten gemacht hatte.

Indianer-Joes Bowie-Messer lag mit abgebrochener Klinge neben ihm. Den massiven Grundbalken der Tür hatte er mit unendlicher Mühe zu zerschnitzen und zu zerhacken versucht; doch die Mühe war umsonst gewesen, denn draußen bildete der Fels eine Schwelle, und gegen dieses feste Material hatte er mit dem Messer nichts auszurichten vermocht; der einzige Schaden war an dem Messer selbst entstanden. Doch auch ohne dieses felsige Hindernis wäre die Arbeit nutzlos geblieben, denn selbst wenn Indianer-Joe die Holzschwelle ganz hätte herausschneiden können, hätte er sich nicht unter der Tür hindurchzwängen können, und

das hatte er gewußt. Er hatte also nur daran herumgehackt, um irgend etwas zu tun – um sich die furchtbar lange Zeit zu vertreiben – um seine gemarterten Sinne abzulenken. Normalerweise konnte man in den Ritzen des Höhleneingangs stets ein paar Kerzenstummel finden, die die Besucher dort zurückließen, doch fanden sich keine. Der Gefangene hatte sie zusammengeklaubt und aufgegessen. Er hatte es auch geschafft, ein paar Fledermäuse zu fangen, die er, bis auf die Krallen, ebenfalls gegessen hatte. Der Unglücksrabe war verhungert. An einer Stelle in der Nähe war, gebildet durch das stete Wassertropfen von einem darüberhängenden Stalaktiten, seit unvordenklichen Zeiten langsam ein Stalagmit in die Höhe gewachsen. Der Eingesperrte hatte den Stalagmiten abgebrochen und auf den Stumpf einen Stein gestellt, in den er eine flache Kuhle gekratzt hatte, um den kostbaren Tropfen aufzufangen, der mit der trübseligen Gleichförmigkeit eines Uhrentickens alle drei Minuten fiel – alle vierundzwanzig Stunden ein Teelöffel voll. Dieser Tropfen fiel bereits, als die Pyramiden noch neu waren; als Troja fiel; als Rom erbaut wurde; als Christus gekreuzigt wurde; als Wilhelm der Eroberer das Königreich Britannien begründete; als Kolumbus übers Meer segelte; als das Massaker von Lexington noch die »neuesten Nachrichten« waren. Der Tropfen fällt immer noch, und er wird noch fallen, wenn all diese Ereignisse dem Nachmittag der Geschichte und der Abenddämmerung der Überlieferung anheimgefallen und von der tiefsten Nacht des Vergessens verschlungen worden sind. Hat alles einen Grund und ein Ziel? Ist dieser Tropfen fünftausend Jahre lang gefallen, nur um den Durst dieses vorbeihuschenden menschlichen Wesens zu stillen? Und hat er noch ein anderes wichtiges Ziel, das er in weiteren zehntausend Jahren erreichen muß? Das spielt keine Rolle. Es ist viele, viele Jahre her, seit das unglückliche Halbblut den Stein ausgehöhlt hat, um die kostbaren Tropfen aufzufangen, doch bis heute starrt der

Besucher, wenn er die Sehenswürdigkeiten der McDougal-Höhle bewundert, am längsten jenen mitleiderregenden Stein und das langsam tröpfelnde Wasser an. Indianer-Joes Tasse steht an oberster Stelle der Attraktionen der Höhle; selbst »Aladins Palast« kommt nicht dagegen an.

Indianer-Joe wurde neben dem Höhleneingang begraben, und die Menschen aus der Stadt, von allen Farmen und aus allen Dörfern im Umkreis von sieben Meilen schwärmten in Booten und auf Wagen herbei; sie brachten ihre Kinder mit, auch allen möglichen Proviant, und sie mußten zugeben, daß sie bei der Beerdigung fast soviel Spaß gehabt hatten, wie sie bei der Hinrichtung gehabt hätten.

Diese Beerdigung setzte einem anderen Unterfangen ein Ende – dem Gesuch an den Gouverneur, Indianer-Joe doch zu begnadigen. Das Gesuch war von vielen unterzeichnet worden; viele tränenreiche und sprachgewaltige Versammlungen waren abgehalten und ein Komitee einfältiger Weiber eingesetzt worden, um in Trauer zu gehen und den Gouverneur vollzujammern und ihn anzuflehen, doch ein barmherziger Esel zu sein und seine Pflichten mit Füßen zu treten. Man nahm an, daß Indianer-Joe fünf Bürger der Stadt umgebracht hatte, aber was soll’s? Und wenn er der Satan persönlich gewesen wäre, hätten sich genügend Schwächlinge gefunden, die bereit gewesen wären, ihren Namen unter ein Gnadengesuch zu setzen und eine Träne aus ihren chronisch schadhaften und leckenden Fontänen darauf fallen zu lassen.

Am Morgen nach der Beerdigung nahm Tom Huck mit an einen geheimen Ort, um sich ernsthaft mit ihm zu unterhalten. Huck hatte in der Zwischenzeit von dem Waliser und der Witwe Douglas alles über Toms Abenteuer erfahren, aber Tom nahm an, daß sie ihm eine Sache nicht erzählt hätten; davon wolle er ihm nun berichten. Huck machte ein trauriges Gesicht. Er sagte: »Ich weiß schon. Du warst in der Nummer zwei und hast außer Whisky nichts gefunden. Hat

mir keiner erzählt, daß du das warst; aber als se mir von der Sache mit dem Whisky erzählt ham, hab ich mir gleich gedacht, daß du das gewesen bist; und ich wußte, daß du das Geld nich hast, weil, sonst hätteste schon ’ne Möglichkeit gefunden, zu mir zu kommen und Bescheid zu geben, auch wenn du sonst niemandem was erzählt hättst. Tom, irgendwie hatt ich immer das Gefühl, daß wir das Geld nie in die Finger kriegen.«

»Aber Huck, ich hab den Gastwirt nich verpfiffen. Du weißt doch, daß beim Gasthaus alles ruhig war an dem Samstag, als ich zu dem Picknick gefahren bin. Weißte nich mehr, daß du die ganze Nacht Wache schieben solltest?«

»Ach ja! Kommt mir wie ’ne Ewigkeit vor. Das war in der Nacht, als ich Indianer-Joe zur Witwe gefolgt bin.«

»Du bist ihm gefolgt?«

»Ja, aber verrat nichts. Ich vermute, Indianer-Joe hat noch ’n paar Freunde, und ich will nich, daß die sauer auf mich sind und mich reinlegen. Wenn ich nich gewesen wär, dann wär er jetzt schon unten in Texas, bestimmt.«

Dann erzählte er Tom, der bisher nur die Version des Walisers gehört hatte, insgeheim die ganze Geschichte seines Abenteuers.

»Also«, sagte Huck schließlich und kam wieder auf die eigentliche Frage zurück, »wer immer an dem Whisky in der Nummer zwei genippt hat, hat sich auch das Geld geschnappt, denk ich. Jedenfalls ist es für immer futsch, Tom.«

»Huck, das Geld is überhaupt nich in der Nummer zwei gewesen!«

»Was?« Huck starrte seinen Gefährten an. »Tom, bist du dem Geld wieder auf der Spur?«

»Huck, es is in der Höhle!«

Hucks Augen strahlten.

»Sag das noch mal, Tom!«

»Das Geld is in der Höhle!«

»Tom, jetzt mal ehrlich, machst du ’n Witz oder meinste das im Ernst?«

»Im Ernst, Huck, so ernst wie noch nie im Leben. Gehst du mit mir in die Höhle und hilfst mir, es rauszuholen?«

»Da kannste drauf wetten! Wenn’s wo is, wo wir unseren Weg markieren können und uns nich verlaufen, ja.«

»Huck, das schaffen wir ohne die klitzekleinste Anstrengung in der Welt.«

»Is ja toll! Und wieso glaubst du, daß das Geld…«

»Huck, wart erst mal, bis wir drin sind. Wenn wir es nich finden, dann geb ich dir meine Trommel und alles, was ich sonst noch hab. Das mach ich, versprochen.«

»In Ordnung, abgemacht. Und wann?«

»Jetzt, wenn de willst. Bist du wieder auf den Beinen?«

»Isses weit in der Höhle? Ich bin seit drei, vier Tagen wieder auf ’m Damm, aber mehr als ’ne Meile kann ich noch nich laufen, Tom … mehr schaff ich glaub ich nicht.«

»Auf dem normalen Weg sind’s etwa fünf Meilen, Huck, aber es gibt ’ne tolle Abkürzung, von der weiß keiner außer mir. Huck, ich bring dich im Ruderboot hin. Ich laß das Boot bis dahin treiben, und ich ruder uns auch allein zurück. Du brauchst keinen Finger rühren.«

»Na, dann laß uns gleich aufbrechen, Tom.«

»Gut. Wir brauchen Brot und Fleisch und unsere Pfeifen und ein, zwei kleine Beutel und zwei, drei Drachenschnüre und ein paar von diesen neumodischen Dingern, diesen Streichhölzern. Ich sag dir, als ich da das letzte Mal drin war, hab ich mir oft welche gewünscht.«

Kurz nach Mittag liehen sich die Jungen von einem Anwohner, der gerade nicht da war, ein kleines Boot und machten sich auf den Weg. Als sie ein paar Meilen unterhalb der Höhlensenke waren, meinte Tom: »Guck mal, die Klippe da sieht von der Senke aus überall gleich aus … keine Häuser, keine Holzlichtungen, überall nur Gestrüpp. Aber siehste die weiße Stelle da oben, da wo der Erdrutsch war?

Das is eine meiner Markierungen. Hier gehen wir an Land.«

Sie ruderten ans Ufer.

»Und da, wo wir jetzt stehen, Huck, kommst du mit ’ner Angelrute an das Loch, aus dem ich gekrochen bin. Mal sehn, ob du’s findest.«

Huck suchte und suchte, konnte aber nichts finden. Tom marschierte stolz in das dichte Sumachgestrüpp und sagte: »Hier! Schau’s dir an, Huck; das is das tollste Loch in der ganzen Gegend. Aber du darfst es nich weitersagen. Ich wollte schon immer Räuber werden, aber ich wußte, erst muß ich so ’n Versteck haben, und das Problem war, wie mir so was unterkommt. Jetzt ham wir eins, und wir verraten kein Wort, außer vielleicht Joe Harper und Ben Rogers, jetzt brauchen wir ja eine Bande, sonst hätte das doch keinen Stil. Tom Sawyers Bande, klingt doch toll, nich, Huck?«

»Ja, echt toll, Tom. Und wen rauben wir aus?«

»Na, jeden. Wir lauern ihnen auf, so macht man das.«

»Und dann bringen wir se um?«

»Nee, nich immer. Wir legen uns ’nen Vorrat an Geiseln in der Höhle an, bis sie mit ’nem Lösegeld rausrücken.«

»Was is denn ’n Lösegeld?«

»Na, Geld. Du zwingst sie, so viel zusammenzukratzen, wie sie können, von Freunden und so, und wenn du sie ’n Jahr eingesperrt hast, und es is immer noch kein Geld zusammengekommen, bringste se um. So macht man das. Nur die Frauen nich. Die sperrt man ein, aber man bringt se nich um. Frauen sind immer wunderschön und reich und ham furchtbare Angst. Du nimmst ihnen die Uhren und all den Klimbim ab, aber du ziehst immer ganz höflich den Hut vor ihnen. Es gibt keinen, der so höflich is wie ’n Räuber… das kannste in jedem Buch nachlesen. Na, und dann verlieben sich die Frauen in dich, und wenn se erst ’n paar Wochen in der Höhle sind, hörn se auf zu weinen, und danach kriegste se nich mehr los. Wenn du se davonscheuchst, machen se kehrt und kommen gleich wieder zurück. So steht’s in allen

Büchern.«

»Das is ja riesig, Tom. Ich denk, das is noch besser als Pirat.«

»Ja, viel besser, weil das nich weit weg is von zu Hause und den Zirkussen und all dem.«

In der Zwischenzeit hatten sie alles vorbereitet, und die Jungen krochen durch das Loch, Tom vorneweg. Sie mühten sich bis zum Ende des Tunnels, dann banden sie die aneinandergeknoteten Drachenschnüre fest und gingen weiter. Nach ein paar Schritten kamen sie an die Quelle, und Tom schauderte. Er zeigte Huck den letzten Rest des Dochts, der auf einem Lehmklumpen an der Wand lag, und erzählte ihm, wie er und Becky zugesehen hatten, wie die Flamme sich mühte und verlosch.

Die Jungen fingen an zu flüstern, denn die Stille und Dunkelheit des Ortes legte sich ihnen aufs Gemüt. Sie gingen weiter, und schließlich folgten sie dem anderen Gang bis zu der jäh abfallenden Kante. Im Schein der Kerze war schnell klar, daß es sich nicht wirklich um einen Abgrund handelte, sondern um einen steilen lehmigen Abhang, acht bis zehn Meter tief. Tom flüsterte: »Ich zeig dir mal was, Huck.«

Er hielt seine Kerze hoch und sagte: »Schau mal so weit um die Ecke, wie du kannst. Siehste das? Da… auf dem großen Felsen da drüben … mit Kerzenruß hingemalt?«

»Tom, das is ’n Kreuz!«

»Und, wo is die Nummer zwei? ›Unter dem Kreuz‹, richtig? Genau da drüben hab ich Indianer-Joe gesehen, wie er die Kerze hochgehalten hat, Huck!«

Huck starrte das geheimnisvolle Zeichen eine Weile an und sagte dann mit zittriger Stimme: »Tom, laß uns verschwinden!«

»Was? Und den Schatz hierlassen?«

»Ja. Bestimmt schwirrt Indianer-Joes Geist hier irgendwo rum.«

»Nee, bestimmt nich, Huck, bestimmt nich. Sein Geist

spukt doch nur da, wo er gestorben is, ganz am anderen Ende, am Höhleneingang, fünf Meilen von hier.«

»Nee, Tom, tut er nich. Er würde beim Geld spuken. Ich weiß, wie Geister sind, und du doch auch.«

Tom überfiel die Angst, Huck könnte recht haben. Böse Ahnungen beschlichen ihn. Doch schließlich hatte er eine Idee: »Also, Huck, wir sind wirklich Dummköpfe! Indianer-Joes Geist kommt doch nich her und spukt rum, wo da ’n Kreuz is!«

Das war ein überzeugendes Argument.

»Daran hab ich gar nich gedacht, Tom. Stimmt aber. Glück für uns, das Kreuz da. Ich denk, wir klettern runter und suchen mal nach der Kiste.«

Tom ging voran und schnitt beim Abstieg grobe Stufen in den Lehm. Huck folgte ihm. Von der kleinen Höhle, in dem der große Felsen stand, zweigten vier Gänge ab. Die Jungen untersuchten drei von ihnen, ohne Ergebnis. In dem Gang, der der Basis des Felsen am nächsten war, fanden sie einen kleinen Schlupfwinkel, in dem ein Lager aus Decken bereitet war; außerdem einen alten Hosenträger, ein Stück Schinkenschwarte und die säuberlich abgenagten Knochen von zwei, drei Hühnern. Die Geldkiste fanden sie dort nicht. Die Jungen suchten und suchten, doch vergeblich. Tom meinte: »Er sagte, unter dem Kreuz. Das hier is ganz nah unter dem Kreuz. Unterm Felsen kann es nicht sein, der steht doch fest auf dem Boden.«

Wieder suchten sie überall, und dann setzten sie sich entmutigt hin. Huck hatte keine Idee. Nach einer Weile meinte Tom: »Schau mal, Huck, auf einer Seite des Felsens sind Fußspuren und Wachsreste auf dem Lehm, aber an den anderen Seiten nich. Und wieso? Ich wette mit dir, das Geld is doch unter dem Felsen. Ich werd mal in dem Lehm graben.«

»Das is gar keine schlechte Idee, Tom« sagte Huck voller Begeisterung.

Tom zückte sofort sein »Barlow«-Messer, und er hatte noch keine zehn Zentimeter tief gegraben, als er auf Holz stieß.

»He, Huck … hörste das?«

Nun fing auch Huck an zu graben und zu scharren. Schnell stießen sie auf ein paar Bretter und entfernten sie. Sie hatten einen Spalt freigelegt, der unter den Felsen führte. Tom stieg hinein und hielt seine Kerze so weit wie möglich unter den Felsen, doch konnte er nicht bis zum Ende des Spalts sehen, sagte er. Er schlug vor, den Spalt zu erkunden. Er beugte sich vor und glitt unter den Felsen; der schmale Pfad fiel leicht ab. Tom folgte dem gewundenen Gang erst nach rechts, dann nach links, Huck hinterdrein. Nach einer Weile bog Tom um eine scharfe Kurve und rief: »Meine Güte, Huck, schau mal!« Und da, in einer gemütlichen kleinen Höhle, stand die Schatzkiste, zusammen mit einem leeren Pulverfäßchen, ein paar Gewehren in Lederhüllen, zwei, drei Paar alten Mokassins, einem Ledergürtel und anderen Sachen, die vom Tropfwasser durchgeweicht waren.

»Endlich ham wir se gefunden!«, sagte Huck und wühlte in den angelaufenen Münzen herum. »Mein Gott, wir sind reich, Tom!«

»Ich hab immer geglaubt, daß wir ihn finden, Huck. Es is einfach zu schön, um wahr zu sein, aber wir haben ihn tatsächlich gefunden! Laß uns nich lange rumspielen. Nichts wie raus hier. Mal sehen, ob ich die Kiste heben kann.«

Sie wog etwa fünfzig Pfund. Tom konnte sie nur auf einer Seite anheben, bequem tragen konnte er sie aber nicht.

»Hab ich mir gedacht«, sagte er, »damals im Spukhaus ham se se ja auch schon so geschleppt. War mir gleich aufgefallen. Na, war doch ’ne gute Idee, die kleinen Beutel mitzubringen.«

Schnell hatten sie das Geld in die Beutel umgefüllt und trugen sie nun zum Felsenkreuz hinauf.

»Und jetzt noch die Gewehre und die Sachen«, meinte

Huck. »Nee, Huck, die lassen wir hier. Die können wir noch brauchen, wenn wir uns ans Räubern machen. Wir lassen se da, und unsere Orgien können wir auch da feiern. Das is ’n toller Platz für Orgien.«

»Was sind denn Orgien?«

»Keine Ahnung. Aber Räuber halten immer Orgien ab, also müssen wir das ja wohl auch machen. Na komm, Huck, wir sind jetzt schon lang genug hier drin. Wird langsam spät. Und Hunger hab ich auch. Wir essen und paffen, wenn wir beim Boot sind.«

Schließlich tauchten sie in dem Sumachgestrüpp auf, blickten sich vorsichtig um, sahen, daß die Luft rein war, und hockten bald essend und rauchend im Boot. Als die Sonne am Horizont unterging, machten sie das Boot los und begaben sich auf den Rückweg. Tom glitt durchs Dämmerlicht das Ufer hinauf und schwatzte fröhlich mit Huck, und kurz nach Einbruch der Dunkelheit kamen sie an.

»Und jetzt, Huck«, sagte Tom, »verstecken wir das Geld im Dachstuhl im Holzschuppen der Witwe, und dann komm ich in der Früh, und wir zählen und teilen, und dann suchen wir nach ’ner Stelle im Wald, wo es sicher is. Du bleibst hier und paßt auf das Zeug auf, und ich lauf und hol die kleine Karre von Benny Taylor; dauert nur ’ne Minute.«

Tom verschwand und tauchte bald wieder mit der Karre auf, legte die beiden kleinen Säcke hinein, warf ein paar alte Lumpen darüber und machte sich, die Karre hinter sich herziehend, auf den Weg. Als die Jungen beim Haus des Walisers vorbeikamen, hielten sie an, um zu verschnaufen. Gerade, als sie weitergehen wollten, trat der Waliser vor die Tür und fragte: »Wer ist da?«

»Huck und Tom Sawyer.«

»Gut! Kommt mit, Jungs, ihr haltet alle Leute auf. Hier lang … schnell, beeilt euch … ich zieh die Karre für euch. Mann, die ist ja wirklich schwer. Hab ihr da Steine geladen? Oder Altmetall?«

»Altmetall«, antwortete Tom.

»Hab ich mir gedacht; die Jungs in dieser Stadt geben sich alle Mühe und verplempern ihre Zeit damit, Alteisen zu sammeln, das sie für sechs Pennys an die Gießerei verkaufen können, dabei können sie mit ehrlicher Arbeit doppelt soviel verdienen. Aber das liegt wohl in der Natur des Menschen … beeilt euch, beeilt euch!«

Die Jungen wollten wissen, wozu die Eile.

»Abwarten; ihr werdet schon sehen, wenn wir bei der Witwe Douglas sind.«

Huck sagte mit einiger Vorahnung in der Stimme – er war es schon gewohnt, zu Unrecht beschuldigt zu werden: »Wir haben nichts angestellt, Mr. Jones.«

Der Waliser lachte.

»Na, ich weiß ja nicht, Huck. Da bin ich mir nicht so sicher. Sind du und die Witwe nicht gute Freunde?«

»Ja. Jedenfalls war sie immer gut zu mir.«

»Na, dann ist ja gut. Wovor hast du denn Angst?«

Huck hatte die Frage in seinem langsamen Verstand noch nicht recht beantwortet, als er auch schon, zusammen mit Tom, in den Salon der Witwe geschoben wurde. Mr. Jones ließ die Karre neben der Tür stehen und trat hinter ihnen ein.

Der Raum war hell erleuchtet, und jeder, der in der Stadt etwas zu sagen hatte, war da: die Thatchers, die Harpers, die Rogers', Tante Polly, Sid, Mary, der Pfarrer, der Herausgeber der Zeitung und viele mehr, alle im feinsten Sonntagsstaat. Die Witwe empfing die Jungen so herzlich, wie man nur zwei solche Gestalten empfangen konnte. Sie waren von oben bis unten mit Lehm und Kerzentalg verdreckt. Tante Polly wurde ganz rot vor Scham, sah Tom stirnrunzelnd an und schüttelte den Kopf. Doch die beiden Jungen litten noch viel mehr.
Mr. Jones sagte: »Tom war noch nicht zu Hause, da habe ich die Suche aufgegeben; aber dann bin ich direkt vor meiner Haustür über ihn und Huck gestolpert, und dann hab ich sie gleich hergebracht.«

»Das haben Sie gut gemacht«, sagte die Witwe Douglas. »Kommt mit, Jungs.«

Sie führte sie in eine Schlafkammer und sagte: »Und jetzt wascht ihr euch und zieht euch um. Hier sind zwei Garnituren Wäsche, Hemden, Socken, alles. Sie gehören Huck … nein, du brauchst dich nicht zu bedanken, Huck, Mr. Jones hat eine Garnitur gekauft und ich die andere. Aber sie werden euch wohl beide passen. Hinein in die Sachen. Wir warten solange. Kommt herunter, wenn ihr euch hergerichtet habt.«

Dann verließ sie das Zimmer.

Vierunddreißigstes Kapitel

Huck sagte: »Tom, wir können abhauen, wenn wir ’n Seil finden.

Vom Fenster aus isses nich weit bis unten.«

»Quatsch, wovor willste denn abhauen?«

»Na, ich bin solche Menschenmassen nich gewohnt. Das halt ich nich aus. Ich geh da nich runter, Tom.«

»Unsinn! Ist doch nichts dabei. Mir macht das überhaupt nichts aus. Ich paß schon auf dich auf.«

Dann tauchte Sid auf.

»Tom«, sagte er. »Tantchen hat schon den ganzen Nachmittag auf dich gewartet. Mary hat dir deine Sonntagssachen rausgelegt, und alle haben sich Sorgen um dich gemacht. Sag mal, das ist doch Talg und Erde an deinen Sachen?«

»Also, Mister Sid, kümmern Sie sich doch um Ihren eigenen Kram. Was soll eigentlich dieses Tamtam?«

»Ach, das ist nur eine von den Gesellschaften, die die Witwe andauernd gibt. Diesmal für den Waliser und seine Söhne, wegen des Schlamassels, aus dem sie sie in der Nacht damals befreit haben. Und willst du wissen, was es sonst noch gibt?«

»Na, was denn?«

»Na, der alte Mr. Jones will heute abend den Leuten was erzählen, aber ich hab mitgehört, wie er Tantchen sein Geheimnis vorhin schon verraten hat, jedenfalls ist es jetzt kein großes Geheimnis mehr. Alle wissen Bescheid, auch die Witwe, und wenn sie noch so tut, als wenn sie von nichts weiß. Mr. Jones war ganz wild darauf; Huck hier zu haben … konnte ja sein großes Geheimnis nicht ohne Huck verraten, oder?«

»Was für ein Geheimnis, Sid?«

»Na, daß Huck die Räuber bis zur Witwe verfolgt hat. Ich schätze, daß Mr. Jones groß mit seinem Geheimnis angeben wollte, aber ich wette mit dir, da wird nichts draus.«

Sid kicherte sehr zufrieden.

»Sid, hast du es verraten?«

»Ist doch egal, wer. Irgend jemand hat’s verraten, das genügt.«

»Sid, in der ganzen Stadt gibt’s nur einen Menschen, der so gemein ist, so was zu tun, und das bist du. Du an Hucks Stelle wärst doch den Hügel hinuntergeschlichen und hättest niemandem was von den Räubern gesagt. Du kannst nur so gemeine Sachen machen und erträgst es nicht, wenn jemand für seine guten Taten gelobt wird. Hier … du brauchst dich nicht bedanken, würde die Witwe sagen«, und Tom verpaßte Sid ein paar Ohrfeigen und beförderte ihn mit mehreren Tritten zur Tür hinaus. »Geh doch und verpetz mich bei der Tante, dann hau ich dich morgen windelweich.«

Ein paar Minuten später saßen die Gäste am Essenstisch, und ein Dutzend Kinder saßen im selben Raum an kleinen Tischchen, wie es damals üblich war. Zu gegebener Zeit hielt Mr. Jones seine kleine Rede, in der er der Witwe für die Ehre dankte, die sie ihm und seinen Söhnen zuteil werden ließe, fügte aber hinzu, daß es noch eine weitere Person gäbe, deren Bescheidenheit –

Und so weiter und so fort. Er enthüllte sein Geheimnis um Hucks Beteiligung an dem Abenteuer auf die schönste, dramatischste Weise, zu der er fähig war, doch die Überraschung, die sie auslöste, war zum Großteil gespielt und nicht gar so lautstark und überschwenglich, wie sie unter anderen Umständen ausgefallen wäre. Zwar gab sich die Witwe den Anschein gut gespielter Verblüffung und überhäufte Huck mit derart vielen Komplimenten und großer Dankbarkeit, daß der angesichts des vollkommen unerträglichen Unbehagens, Ziel aller Blicke und Lobreden

zu sein, fast das nahezu unerträgliche Unbehagen wegen seiner neuen Kleider vergaß.

Die Witwe meinte, sie wolle Huck unter ihrem Dach ein Heim geben und ihm eine Erziehung angedeihen lassen; und wenn sie das Geld zusammenbrächte, würde sie ihm ein bescheidenes Geschäft einrichten. Nun war Toms Gelegenheit da. Er sagte: »Das braucht Huck nicht. Huck ist reich!«

Nur unter Aufbietung aller guten Manieren konnte die Gesellschaft das eigentlich bei diesem Witz angebrachte höfliche Lachen unterdrücken. Doch die Stille wirkte ein wenig peinlich. Tom durchbrach sie und sagte: »Huck hat Geld. Das glaubt ihr vielleicht nicht, aber er hat jede Menge. Ihr braucht gar nicht so grinsen, ich kann’s beweisen. Einen Augenblick.« Tom rannte zur Tür hinaus. Die Anwesenden sahen sich verwirrt und interessiert an und warfen Huck, der kein Wort sagte, neugierige Blicke zu.

»Sid, was ist mit Tom?« fragte Tante Polly. »Er … also soll nur einer den Jungen verstehen. Mein Lebtag hab ich noch nicht …«

Tom trat ein und mühte sich unter dem Gewicht der Säcke, und Tante Polly brachte ihren Satz nicht zu Ende. Tom schüttete den Berg goldener Münzen auf den Tisch und sagte: »Na, was hab ich gesagt? Die Hälfte davon gehört Huck und die andere Hälfte mir!«

Der Anblick verschlug allen den Atem. Sie starrten ungläubig, und für einen Augenblick sprach keiner ein Wort. Dann verlangten sie alle eine Erklärung dafür. Tom sagte, damit könne er dienen. Die Geschichte war lang, aber äußerst spannend. Kaum jemand unterbrach den Bericht mit einer Frage. Als Tom geendet hatte, sagte Mr. Jones: »Und ich habe gedacht, ich hätte eine kleine Überraschung für diese Gelegenheit parat gehabt, aber das zählt ja nun nicht mehr. Das hier übertrifft sie bei weitem, das muß ich schon zugeben.«

Man zählte das Geld. Die Summe belief sich auf etwas mehr als zwölftausend Dollar. Das war mehr, als irgendeiner der Anwesenden jemals auf einem Haufen gesehen hatte, wenn auch mehrere Personen anwesend waren, deren Besitz erheblich mehr wert war.

Fünfunddreißigstes Kapitel

Der Leser darf beruhigt davon ausgehen, daß Toms und Hucks unerwarteter Glücksfall in der armen kleinen Stadt St. Petersburg für ziemliches Aufsehen sorgte. Eine derart riesige Summe, und dazu noch in bar, schien nahezu unvorstellbar. Man sprach darüber, weidete sich daran und verklärte sie, bis der Verstand so manchen Bürgers unter dem Druck dieser ungesunden Aufregung nachzugeben begann. Man trug jedes einzelne »Spukhaus« in St. Petersburg und den umliegenden Städten Balken um Balken ab, buddelte die Fundamente um und suchte nach verborgenen Schätzen – nicht die Jungen, sondern die Männer –, einige von ihnen recht ernsthaft und unromantisch noch dazu. Wo immer Tom und Huck auftauchten, wurden sie umworben, bewundert, angestarrt. Die Jungen konnten sich nicht daran erinnern, daß ihre Bemerkungen jemals zuvor von Bedeutung gewesen waren; doch nun achtete man auf ihre Worte und wiederholte sie; alles, was sie taten, schien man irgendwie für bemerkenswert zu halten; sie hatten offenkundig die Fähigkeit verloren, ganz gewöhnliche Dinge zu tun und zu sagen; überdies wurde ihre Vergangenheit ausgekramt, und man stellte fest, daß sich dort schon Spuren ihrer offenkundigen Einzigartigkeit finden ließen. Die städtische Zeitung druckte kurze Lebensläufe der Jungen.

Die Witwe Douglas legte Hucks Geld zu einem Zinssatz von sechs Prozent an, und auf Wunsch von Tante Polly tat Richter Thatcher dasselbe mit Toms Anteil. Die beiden verfügten nun über ein Einkommen, das geradezu gewaltig war – ein Dollar für jeden Wochentag und für jeden zweiten Sonntag. Der Pfarrer verdiente genauso viel – jedenfalls war

ihm diese Summe zugesagt worden –, eintreiben konnte er sie meist nicht. Für eineinviertel Dollar pro Woche konnte man in jenen Zeiten Unterkunft, Essen und Schulgeld für einen Jungen bezahlen – Kleidung und Seife inbegriffen.

Richter Thatcher hielt große Stücke auf Tom. Er sagte, kein normaler Junge hätte jemals seine Tochter aus der Höhle retten können. Als Becky ihrem Vater ganz im Vertrauen erzählte, wie Tom für sie die Prügel auf sich genommen hatte, war der Richter sichtlich gerührt; und als sie für die Riesenlüge um Verzeihung bat, die Tom erzählt hatte, um ihr die Prügel zu ersparen und auf sich selbst zu nehmen, sagte der Richter voller Begeisterung, daß es sich um eine edle und großmütige Lüge handle – eine Lüge, die es wert sei, in die Geschichte einzugehen, erhobenen Hauptes Brust an Brust mit George Washingtons gerühmter Wahrheit über das Beil! Becky fand, daß ihr Vater noch niemals so groß und wunderbar ausgesehen hatte, wie in dem Augenblick, als er auf und ab ging, mit dem Fuß aufstampfte und dies sagte. Sie zog gleich los und erzählte Tom davon.

Richter Thatcher hoffte, daß aus Tom eines Tages ein großer Anwalt oder ein großer Soldat werden würde. Er sagte, er wolle sich darum kümmern, daß Tom bei der Militärakademie angenommen und danach in der besten rechtswissenschaftlichen Fakultät des Landes unterrichtet werde, damit er für eine der beiden Karrieren, oder gar für beide, ausgebildet sei.

Huck Finns Reichtum und die Tatsache, daß er nun unter dem Schutz der Witwe Douglas stand, führte dazu, daß er in die Gesellschaft eingeführt wurde – ach was, hineingezerrt, hineingeschleudert –, und er litt fast mehr, als er ertragen konnte. Die Diener der Witwe sorgten dafür, daß er sauber und ordentlich war, gekämmt und gebürstet, und nachts betteten sie ihn in steife Laken, die nicht den kleinsten Fleck aufwiesen, den er an sein Herz hätte drücken und Freund

hätte nennen können. Er mußte mit Messer und Gabel essen; er mußte Serviette, Tasse und Teller benutzen; er mußte Bibellektionen lernen und in die Kirche gehen; er mußte so anständig sprechen, daß ihm die Worte im Munde schal wurden. Und wohin er sich auch wandte, die Gitter und Fesseln der Zivilisation sperrten ihn ein und fesselten ihn an Händen und Füßen.

Er ertrug sein Leid drei Wochen lang tapfer, und dann verschwand er eines Tages. Achtundvierzig Stunden lang suchte die Witwe voller Verzweiflung nach ihm. Die Öffentlichkeit war in tiefer Sorge; man fahndete überall nach ihm, suchte den Fluß nach seiner Leiche ab. Am frühen Morgen des dritten Tages suchte Tom Sawyer klugerweise zwischen ein paar alten leeren Fässern hinter dem verlassenen Schlachthof, und in einem davon fand er den Ausreißer. Huck hatte dort geschlafen; er hatte gerade gefrühstückt, was er sich an Eßbarem zusammenstibitzt hatte, und ruhte sich nun gemütlich aus und schmauchte seine Pfeife. Er war zerzaust, ungekämmt und trug dieselben alten Lumpen, in denen er in den Tagen, als er noch frei und glücklich war, so abenteuerlich ausgesehen hatte. Tom stöberte ihn auf, erzählte ihm, welche Aufregung er verursacht hatte, und drängte ihn heimzukehren. Der friedliche Ausdruck verschwand von Hucks Gesicht, und er wurde ganz melancholisch. Er sagte: »Ach, red nich davon, Tom. Ich hab’s versucht, aber es klappt nich. Das is nichts für mich; ich bin einfach nich dran gewöhnt. Die Witwe ist gut zu mir und alles; aber ich halt das nich aus. Jeden Morgen zwingt se mich, zur gleichen Zeit aufzustehen; ich muß mich waschen, dann kämmen se mir fast die Haare vom Kopf; sie läßt mich nich im Schuppen schlafen; ich muß diese vermaledeiten Klamotten tragen, in denen ich fast ersticke, Tom; irgendwie scheint da keine Luft durchzukommen; und die sind alle so verdammt fein, daß ich mich nirgendwo hinsetzen oder legen oder herumrollen kann; ich bin seit,

ach, kommt mir wie Jahre vor, seit ewig nich mehr auf ’ner Kellertür geschliddert; ich muß in die Kirche und schwitze wie sonstwas … ich hasse diese langweiligen Predigten wie die Pest! Ich darf keine Fliege fangen, ich darf nich priemen, und den ganzen Sonntag muß ich Schuhe tragen. Die Witwe ißt immer nach der Uhr; sie geht nach der Uhr ins Bett; sie steht nach der Uhr auf… das is alles so fürchterlich geregelt, das hält doch keiner aus.«

»Aber das machen alle so, Huck.«

»Tom, das is mir ganz egal. Ich bin nich alle, und ich halt das nicht aus. Is doch furchtbar, so angebunden sein. Und das mit dem Essen is zu einfach. Ich hab schon gar keinen Spaß mehr am Futtern. Ich muß fragen, wenn ich angeln gehen will, muß fragen, wenn ich schwimmen gehen will, verdammt, bei allem muß ich vorher fragen. Ich hab schon so gestelzt dahergeredet, das macht einfach keinen Spaß mehr. Ich bin jeden Tag einmal auf den Speicher, um nach Herzenslust zu fluchen, damit ich’s nich verlerne, sonst wär ich eingegangen, Tom. Die Witwe läßt nich zu, daß ich rauche; sie erlaubt nich, daß ich schreie, sie erlaubt nich, daß ich vor allen Leuten glotze oder mich strecke oder kratze …« Dann, mit besonderer Verärgerung und Verletztheit in der Stimme, »… und verdammich noch mal, sie betet die ganze Zeit! So ’ne Frau hab ich noch nich gesehen! Ich mußte einfach verduften, Tom … ich mußte einfach. Und außerdem fängt bald die Schule an, und dann hätt ich dahin müssen … also, das hätt ich nich ausgehalten, Tom. Hör mal, Tom, so toll is Reichsein auch wieder nich. Nichts als Sorgen und Mühen, und die ganze Zeit wünschste dir, tot zu sein. Die Klamotten hier sind richtig für mich, und dieses Faß auch, und so soll’s auch bleiben. Ach Tom, wenn da nicht das Geld gewesen wär, hätt ich mir die ganze Mühe gar nich gemacht; nimm doch einfach meinen Anteil auch noch, und gib mir ab und zu mal zehn Cent … aber nich so oft, denn wenn was leicht zu haben is, dann interessiert mich das nich

mehr. Und geh zur Witwe und leg ’n gutes Wort für mich ein.«

»Ach, Huck, du weißt, daß ich das nich machen kann. Das is nicht fair; und wenn du’s nur noch ’n bißchen länger versuchst, wirste vielleicht noch Spaß dran finden.«

»Spaß! Ja … genauso viel Spaß wie auf ’m heißen Ofen, wenn ich nur lang genug drauf sitze. Nee, Tom, ich will nich reich sein, und ich will nich in diesen verfluchten engen Häusern wohnen. Mir gefallen der Wald und der Fluß und die Fässer, und dabei bleib ich. Ach, verdammich! Jetzt, wo wir Gewehre ham und ’ne Höhle und grad soweit sind, mit dem Räubern loszulegen, muß dieser Unsinn daherkommen und alles verderben!«

Tom sah seine Chance gekommen: »Hör mal, Huck, nur weil ich reich bin, heißt das doch nich, daß ich nich Räuber werde.«

»Nich? O toll, meinst du das auch wirklich ganz, ganz ernst, Tom?«

»So ernst wie nur was. Aber wir können dich nich in die Bande aufnehmen, wenn de nich anständig bist, verstehste?«

Hucks Freude verflog im Nu.

»Ihr könnt mich nich aufnehmen? Haste mich denn nich als Pirat aufgenommen?«

»Aber das ist doch was anderes. ’n Räuber ist doch viel vornehmer als ’n Pirat … is eben so. In den meisten Ländern sind sie richtig von Adel, Fürsten und so weiter.«

»Aber Tom, du bist doch immer freundlich zu mir gewesen. Du würdest mich doch nich ausschließen, oder, Tom? Das würdeste doch nich machen, oder, Tom?«

»Nee, würd ich nich, Huck, und das will ich auch nich, aber was würden denn die Leute sagen? Na, die würden sagen, ›Pfff! Tom Sawyers Bande! Da sind ganz schön üble Kerle drunter!‹ Und die würden dich meinen, Huck. Das würd dir bestimmt nich gefallen, und mir auch nich.«

Huck schwieg eine Weile, und seine Gedanken lagen im

Widerstreit. Schließlich sagte er: »Na gut, wenn du mich in die Bande aufnimmst, Tom, dann geh ich für ’nen Monat zurück zur Witwe und probier’s noch mal, vielleicht gefällt’s mir ja doch noch.«

»Prima, Huck, abgemacht! Na komm, alter Freund, ich bitte die Witwe auch darum, nich so streng mit dir zu sein.«

»Machste das, Tom … wirklich? Das is gut. Wenn sie’s mir ’n bißchen leichter macht, dann rauch und fluch ich auch nur noch heimlich und streng mich so an, wie ich kann. Wann fängste denn mit der Bande an und wirst Räuber?«

»Na, sofort. Wir werden die Jungs zusammentrommeln, und vielleicht nehmen wir schon heute nacht die Initiation vor.«

»Die Ini was?«

»Die Initiation.«

»Was is ’n das?«

»Na, da schwört man, dem anderen beizustehen und niemals die Geheimnisse der Bande zu verraten, selbst wenn man in Stücke gehauen wird, und jeden zu töten, und seine Familie dazu, die einem von der Bande was antun.«

»Das find ich toll. Also, ich sag dir, das find ich wirklich toll, Tom.«

»Na, da kannst du aber drauf wetten. Und den Schwur muß man um Mitternacht ablegen, am einsamsten, fürchterlichsten Ort, der sich finden läßt, ein Spukhaus am besten, aber die ham se ja alle abgerissen.«

»Na, Mitternacht is auf jeden Fall gut, Tom.«

»Ja. Und man muß auf einen Sarg schwören und den Schwur mit Blut besiegeln.«

»Na, das is doch mal was! Das is doch ’ne Million mal toller als Pirat. Also, ich bleib bei der Witwe, bis ich verrotte, Tom. Und wenn ich dann ’n Prachtkerl von Räuber geworden bin und alle drüber reden, dann wird se bestimmt stolz sein, daß se mich aufgegabelt hat.«

Schlußbemerkung

Hier endet diese Chronik. Da es sich ausdrücklich um die Geschichte eines Jungen handelt, muß sie hier enden; die Geschichte könnte nicht sehr viel weitergehen, ohne zur Geschichte eines Mannes zu werden. Wenn man einen Roman über Erwachsene schreibt, dann weiß man genau, wo man aufhören muß – bei einer Heirat; doch wenn man von Jugendlichen schreibt, dann muß man an der bestmöglichen Stelle aufhören.

Die meisten der in diesem Buch handelnden Personen leben noch, sind glücklich und zufrieden. Eines Tages wird es vielleicht der Mühe wert sein, die Geschichte der Jüngeren wieder aufzunehmen und zu sehen, was für Männer und Frauen aus ihnen geworden sind; deshalb wird es wohl am ratsamsten sein, nichts über ihr gegenwärtiges Leben zu verraten.

Anhang

Daten zu Leben und Werk

1835
30. November: Mark Twain wird als Samuel Langhorne Clemens in Florida, Missouri, geboren. Eltern sind der Rechtsanwalt und Händler John Marshall Clemens und Jane Lampton Clemens. Geschwister sind Orion (geb. 1825), Pamela (geb. 1827), Pleasant (geb. 1828, der mit einem Jahr stirbt), Margaret (geb. 1830), Benjamin (geb. 1832) und Henry (geb. 1838).

1839
Die Familie zieht nach Hannibal, Missouri. Die Schwester Margaret stirbt.

1842
Der Bruder Benjamin stirbt. Die Familie muss aufgrund ihrer schlechten finanziellen Lage ihre einzige Sklavin verkaufen.

1847
24. März: Tod des Vaters.

1848
Lehre als Schriftsetzer bei Joseph Ament, bei dem Mark Twain auch wohnt. Schriftsetzer für den *Missouri Courier*.

1851
Mark Twain beginnt für die Zeitung des Bruders Orion, *Western Union*, als »assistant editor« zu arbeiten. Erste Veröffentlichung *A Gallanat Fireman* in der *Saturday Evening Post*.

1852
Die Erzählung *The Dandy Frightening the Squatter* erscheint unter Mark Twains erstem Pseudonym »W. Epaminondas Adrastus Perkins«. Er arbeitet für das *Hannibal Journal*.

1853–1857
Mark Twain geht als Setzer nach St. Louis, New York, Philadelphia und Washington, D. C., Keokuk, Iowa, und Cincinnati. Er schreibt gelegentlich Reiseberichte für verschiedene Zeitungen des Bruders Orion.

1856
Mark Twain veröffentlicht drei humoristische Briefe für die *Daily Post* von Keokuk unter dem Pseudonym »Thomas Jefferson Snodgrass«.

1857
Mark Twain verlässt Cincinnati auf dem Dampfer »Paul Jones« Richtung New Orleans. Er überzeugt Horace Bixby, den Lotsen, ihn als Lehrling anzunehmen. In den folgenden Jahren lernt er auf verschiedenen Dampfern auf dem Mississippi.

1858
Der Bruder Henry stirbt bei einer Dampferexplosion.

1859
9. April: Mark Twain erhält seine Lizenz als Lotse.

1861
Der Bürgerkrieg beendet die zivile Schifffahrt auf dem Mississippi und damit auch Mark Twains Lotsenkarriere. Juni: Nach kurzer Zeit abgebrochene Ausbildung bei der Konföderiertenarmee. Juli/August: Reise mit seinem Bruder Orion per Postkutsche nach Carson City, Nevada. Kurzzeitig Arbeit als Goldschürfer.

1862–1864
Mark Twain arbeitet als Reporter und Redakteur für die Zeitung *Territorial Enterprise* in Virginia City, Nevada.

1863
3. Februar: Mark Twain benutzt zum ersten Mal das Pseudonym »Mark Twain«, was in der Seemannssprache »Zwei Faden (Wassertiefe)« bedeutet. Reise nach San Francisco.

1864/65
Mark Twain muss Virginia City wegen eines Streits fluchtartig verlassen. Er geht nach San Francisco und arbeitet dort als Reporter für die Zeitung *San Francisco Morning Call* sowie für *Golden Era* und *Californian*. Die Erzählung *Jim Smiley and His Jumping Frog* erscheint.

1866
Mark Twain verbringt vier Monate auf den Sandwich Islands (Hawaii) als Korrespondent der *Sacramento Union*. Nach der Rückkehr hält er Vorträge in San Francisco, Kalifornien und Nevada über diese Reise.

1867
The Celebrated Jumping Frog of Calaveras County, and Other Sketches erscheint. Mark Twain siedelt nach New York über. Juni bis November: Reise nach Europa (Frankreich, Italien, Griechenland), in die Türkei, nach Russland, ins »Heilige Land«, nach Ägypten und Spanien, als Korrespondent von *Quaker City*. Er lebt nach der Rückkehr in Washington, D. C.

1868–1869
Verschiedene Vortragsreisen in Kalifornien, dem Mittleren Westen und an der Ostküste.

1869
Februar: Verlobung mit Olivia Langdon. Juli: *The Innocents Abroad, or, The new Pilgrom's Progress,* erscheint. Mark Twain steigt als Teilhaber bei der Zeitung *Buffalo Express* ein.

1870
2. Februar: Hochzeit mit Olivia Langdon. Wohnsitz des Paares ist Buffalo, New York. Mark Twain schreibt für *Buffalo Express* und *New York Galaxy*. 7. November: Sohn Langdon Clemens kommt als Frühgeburt zur Welt.

1871
Die Familie zieht nach Hartford, Connecticut, um. Veröffentlichung von *Mark Twain's (Burlesque) Autobiography an Frist Romance*.

1872
Roughing It erscheint. 19. März: Tochter Susan Olivia Clemens wird geboren. 2. Juni: Sohn Langdon Clemens stirbt. August bis November: Englandreise.

1873
Mark Twain verbringt den Sommer mit seiner Familie in England. *The Gilded Age* erscheint, das in Zusammenarbeit mit Charles Dudley Warner entstanden ist. November 1873 bis Januar 1874: Vortragsreise durch Großbritannien.

1874
8. Juni: Tochter Clara wird geboren.

1875
Old Times on the Mississippi erscheint in Fortsetzungen in der Zeitschrift *Atlantic Monthly*. *Mark Twain's Sketches, New and Old* erscheint.

1876
The Adventures of Tom Sawyer erscheint.

1877
Mai: Reise auf die Bermudas mit Reverend Joseph Twichell. *A True Story and the Recent Carnival of Crime* erscheint. Das Stück *Ah Sin*, zusammen mit Bret Harte geschrieben, wird in Washington aufgeführt und dann in New York gespielt.

1878–1879
Europareise mit der Familie: Deutschland, Schweiz, Frankreich, Italien, Belgien, Niederlande, England. In Deutschland Wanderung mit Joseph Twichell durch den Schwarzwald.

1880
A Tramp Abroad erscheint. Investitionen in verschiedene neue Setzmaschinen. 26. Juli: Tochter

Jean geboren.

1881
The Prince and the Pauper und *The Stolen White Elephant* erscheint. April/Mai: Reise auf dem Mississippi nach New Orleans mit einem Dampfschiff.

1883
Life on the Mississippi erscheint.

1884
Mark Twain unterstützt den späteren Präsidenten Grover Cleveland in seiner Wahlkampagne für das Präsidentenamt. November 1884 bis Februar 1885: Vortragsreise zusammen mit George Washington Cable.

1885
Adventures of Huckleberry Finn erscheint.

1888
Master of Arts-Titel ehrenhalber der Yale Universität.

1889
A Connecticut Yankee in King Arthur's Court erscheint.

1890
27. Oktober: Tod der Mutter.

1891
Die Familie zieht nach Europa. Juni bis September: Frankreich, Deutschland, Schweiz. Oktober 1891 bis März 1892: Berlin.

1892
Merry Tales und *The American Claimant* erscheinen. März: Urlaub in Frankreich. April/Mai: Reise durch Italien. Juni: Die Familie zieht nach Bad Nauheim. Juni/Juli: Mark Twain reist allein nach New York. September 1892 bis Juni 1893: Wohnsitz bei Florenz.

1893
The £1,000,000 Bank-Note and Other Stories erscheint. Mehrere Reisen in die USA, um Verluste wegen seiner Investitionen in Setzmaschinen zu verhindern.

1894
Wieder mehrere Reisen in die USA. April: Mark Twains Verlag Webster & Co. erklärt Bankrott. *Tom Sawyer Abroad* und *The Tragedy of Pudd'nhead Wilson and the Comedy of Those Extraordinary Twins* erscheinen.

1895–1896
Lesungsreise rund um die Welt (Australien, Neuseeland, Indien, Südafrika), um die durch den Bankrott des Verlags entstandenen Schulden bezahlen zu können.

1896
Personal Recollections of Joan of Arc und *Tom Sawyer, Detective, and Other Stories* erscheinen. 18. August: Die Tochter Susan stirbt an Meningitis. Mark Twain verbringt den Winter in London.

1897
How to Tell a Story and Other Essays und *Following the Equator* erscheinen. Mark Twain lebt bis 1899 in Wien.

1898
Mark Twain erfährt im März, dass er wieder schuldenfrei ist.

1900
The Man That Corrupted Hadleyburg and Other Stories and Essays erscheint. Rückkehr in die USA.

1901
Ehrendoktortitel der Yale Universität.

1902
Mark Twain segelt mit H. H. Rogers durch die Karibik. *A Double-Barreled Detective Story* erscheint. Reise nach Missouri.

1903
My Debut as a Literary Person and Other Essays and Stories erscheint. Oktober: Umzug der Familie nach Florenz aufgrund der schlechten Gesundheit von Olivia.

1904
Extracts from Adam's Diary erscheint. 5. Juni: Olivia Clemens stirbt nahe Florenz. Die Familie kehrt nach New York City zurück. *A Dog's Tale* erscheint.

1905
King Leopold's Soliloquy erscheint.

1906
The $30,000 Bequest and Other Stories und *Eve's Diary* erscheinen. Der Text *What Is Man?* erscheint anonym.

1907
Reise auf die Bermudas mit Joseph Twichell. Juni/Juli: Englandreise. Mark Twain erhält die Ehrendoktorwürde in Oxford. *A Horse's Tale* erscheint.

1908
Mehrere Bermuda-Reisen. Zieht nach Redding, Connecticut.

1909
Mehrere Bermuda-Reisen. *Is Shakespeare Dead?* und *Extract from Captain Stormfield's Visit to Heaven* erscheinen. Tochter Clara heiratet den Pianisten und Dirigenten Ossip Gabrilowitsch. 24. Dezember: Tochter Jean stirbt.

1910
Letzte Bermuda-Reise. 21. April: Mark Twain stirbt in Redding, Connecticut, und wird in Elmira, New York, begraben.

Aus Kindlers Literatur Lexikon:

Mark Twain, ›Die Abenteuer von Tom Sawyer‹

Als Gegenentwurf zu den didaktischen Kinderbüchern der Zeit über Musterknaben und kleine Prinzessinnen gedacht (aber nicht konsequent durchgeführt), zählt dieser Roman aus dem Jahr 1876 neben der Fortsetzung *Adventures of Huckleberry Finn*, die sich freilich aus der kindlichen Abenteuerwelt weit entfernt, zu den bekanntesten Jugendbüchern der Weltliteratur. Kein weiteres Werk des Autors kommt an Popularität diesen beiden nahe. Das bedeutet allerdings auch, dass der Text häufig bearbeitet wurde und dass Erwachsene erst bei erneuter Lektüre in *Tom Sawyer* entdecken, was ihnen bei der Jugendlektüre entgangen war und was auf die späten satirischen Werke Mark Twains vorausweist. Generell aber besteht schon zwischen *Tom Sawyer* und *Huckleberry Finn* ein markanter Unterschied in Tonlage und Gehalt: Trotz der gewichtigen Rolle, die der Tod in der Abenteuerwelt Tom Sawyers spielt, bleibt der Charakter einer Idylle erhalten; die (teilweise nostalgisch verklärten) Erinnerungen des Autors an seine Kindheit im Mississippi-Städtchen Hannibal/Missouri bestimmen die insgesamt harmonische und intakte Welt von St. Petersburg, in der Tom Sawyer und Huckleberry Finn zu Hause sind. Erst in diesem Kontext gewinnen die Streiche und Abenteuerspiele der Jungen ihren Reiz. In *Huckleberry Finn* hingegen weitet sich das Bild zur Gesellschaftssatire; dort werden moralische Konflikte verhandelt und die Erzählperspektive ändert sich. In *Tom Sawyer* gibt es noch einen distanzierten, ironischen Erzähler, der von den

Abenteuern der Jungen berichtet; in *Huckleberry Finn* hingegen fand Mark Twain mit der umgangssprachlichen Ich-Erzählung jene Perspektive, die ihn laut Ernest Hemingway zum ›Vater‹ der gesamten neueren amerikanischen Literatur machte.

Trotz der schon im Titel signalisierten Episodenstruktur gibt es in *Tom Sawyer* einen klaren Gesamtaufbau. Vier eher durch symbolische Muster (z.B. Tod und Auferstehung) als durch eine komplizierte Handlungsmaschinerie verbundene Linien fügen sich ungezwungen zusammen: 1. Tom, der als Waisenjunge mit seinem Halbbruder Sid, einem Musterknaben, bei seiner Tante Polly aufwächst, versucht immer wieder, sich den Erziehungsversuchen der Tante und der Schule zu entziehen. Lose verbunden mit dieser Episodenkette ist eine eingelagerte Robinsonade, bei der sich mehrere Jungen zum Piratenspiel einige Tage auf eine einsame Insel im Strom zurückziehen. Sie gelten schließlich als ertrunken, und erst bei seiner eigenen Totenfeier in der Kirche erscheint Tom und feiert eine triumphale ›Wiederauferstehung‹. 2. Anlässlich eines Sonntagsschulpicknicks verirrt sich Tom mit seiner Freundin Becky Thatcher in einer Höhle, rettet sie und sich nach drei Tagen (zweite ›Wiederauferstehung‹) und beeindruckt durch sein verantwortungsvolles Handeln auch seinen zukünftigen Schwiegervater, Richter Thatcher. 3. Gemeinsam mit Huckleberry Finn, der einen alkoholabhängigen, asozialen Vater hat und der, von Tom beneidet, ungebunden außerhalb der Gesellschaft lebt und erst am Ende von der Witwe Douglas ›zivilisiert‹ werden soll, wird Tom nachts auf dem Friedhof Zeuge eines Mordes, überführt den wahren Täter, Injun Joe (Indianer-Joe), als der falsche, Muff Potter, gehängt werden soll, und lebt fortan, da Joe entkommen kann, in Angst vor dessen Rache. Erst als Joe in derselben Höhle verhungert aufgefunden wird, in der sich zuvor Tom und Becky verirrt hatten und deren Ausgang daraufhin von

Richter Thatcher mit einer Tür versperrt worden war, weicht die Angst von Tom und Huck, die Joe zuvor bereits in einem weiteren Handlungsstrang in die Quere gekommen waren: 4. Bei einer Schatzsuche hatten sie in einem angeblich verwunschenen Haus Indianer-Joe und einen Komplizen belauscht und dabei den genauen Fundort eines Geldschatzes erfahren. Nach Toms Errettung und Joes Tod entdecken sie den Schatz tatsächlich in der großen Höhle und sind nun reich. Die Erwachsenen legen das Geld für die beiden Jungen an, deren Zukunft damit nach bürgerlichen Maßstäben gesichert ist.

Doch nur Tom, dessen weiterer Lebensweg am Ende vorgezeichnet ist, fühlt sich in dieser Gesellschaft wohl; Huck wird Außenseiter bleiben. Tom kann ihn zwar überreden, weiter an seinen (teils parodistisch-romantischen) Abenteuerspielen teilzunehmen – sogar in der ernsteren Welt des späteren Romans *Huckleberry Finn* gelingt ihm dies nochmals, freilich in noch weniger überzeugender Manier –, doch der Wesensunterschied zwischen den beiden Jungen ist unverkennbar. Während Huck im späteren Werk wirklich eine Initiation durchlebt und in einem moralischen Konflikt die Schwelle zum Erwachsenenleben überschreitet, bleibt Tom bei aller Freiheitssehnsucht und Todesnähe in *Tom Sawyer* ein Kind. Seine Streiche richten sich nie gegen die Gesellschaft als solche, und untergründig hat er mit den Musterknaben, Mark Twains eigentlichem Angriffsziel, mehr gemein, als an der Oberfläche deutlich wird.

Nicht alle preziösen Ausdrücke in *Tom Sawyer* sind parodistisch zu verstehen (obwohl es in diesem Jugendbuch von literarischen Parodien wimmelt), denn Mark Twain hatte hier seinen endgültigen Stil noch nicht gefunden. Gleichwohl weist der charakteristische Dialekt in der Sprache der Jungen mit seiner sozialen Differenzierung und seinem authentischen Klang auf spätere Werke voraus. Mark Twains stilistisches Differenzierungsvermögen zeigt sich auch in der

Sprache des Erzählers und der Erwachsenenfiguren. So wird dieses Buch, das seinen Helden altersmäßig nicht genau festlegt (mal wirkt Tom wie ein Achtjähriger, mal wie ein 14-Jähriger), letztlich von einer Doppelperspektive geprägt: Die Erfahrungs- und Abenteuerwelt des Kindes dominiert, aber der eigentliche Adressat des Erzählers ist ein Erwachsener, der altersweise (und vielleicht sogar sentimental) auf Kindheit und Jugendstreiche zurückblickt.

Episoden wie jene im zweiten Kapitel, als Tom seinen Strafdienst, das Zaunstreichen, gewinnbringend an andere Jungen delegiert, sind entweder dem Schatz der amerikanischen Folklore entnommen oder in ihn eingegangen. Auch dass amerikanische Mythen wie der des ›selfmademan‹ (Tom bringt es vom Waisenkind zum angesehenen Bürger) anklingen, trug zur Popularität des Werks bei. Weitere Fortsetzungen wie *Tom Sawyer Abroad*, 1894 (*Tom Sawyer im Ausland*, 1959), und *Tom Sawyer, Detective*, 1896 (*Tom Sawyer, der Detektiv*, 1955), schließen chronologisch an *Huckleberry Finn* an, fallen im Niveau jedoch stark ab, weil sich der Autor inzwischen der Welt von St. Petersburg endgültig entfremdet hatte und diese Fortsetzungswerke vor allem aus einer finanziellen Notlage heraus verfasste. Seit 1917 wurde *The Adventures of Tom Sawyer* vielfach verfilmt, wobei meistens die Schatzsuche und die Abenteuer mit dem Banditen Indianer-Joe im Mittelpunkt stehen bzw. auch Abenteuer aus *Adventures of Huckleberry Finn* einbezogen werden. Eine der ausführlichsten Verfilmungen ist eine deutsch-französische Koproduktion, eine vierteilige Serie, die erstmals 1968 im deutschen Fernsehen ausgestrahlt wurde (*Tom Sawyers und Huckleberry Finns Abenteuer*, Regie: Wolfgang Liebeneiner, u.a. mit Lina Carstens als Tante Polly).

Henning Thies

Aus: Kindlers Literatur Lexikon. 3., völlig neu bearbeitete Auflage. Herausgegeben von Heinz Ludwig Arnold (ISBN 9783476-040008).
– © der deutschsprachigen Originalausgabe 2009

J. B. Metzler’sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag, Stuttgart (in Lizenz der Kindler Verlag GmbH).

Aus dem Metzler Lexikon Weltliteratur:

Mark Twain (Samuel Langhorne Clemens)

Geb. 30.11.1835 in Florida, Missouri;
gest. 21.4.1910 in Redding, Connecticut

Samuel Langhorne Clemens – besser bekannt unter seinem Künstlernamen Mark Twain – ist in seiner humoristischen Respektlosigkeit gegenüber einem ›musealen‹ europäischen Kunstverständnis, dem unbeirrten, fast trotzigen Glauben an das demokratische Potential des einfachen Mannes, aber auch in seinem ungenierten Hang zur aufsehenerregenden Selbstinszenierung für viele zum Inbegriff des amerikanischen Autors geworden. Auch sein schriftstellerischer Werdegang stellt eine amerikanische Erfolgsgeschichte dar: Nach dem Schulabbruch und Lehrjahren als Lotse auf dem Mississippi fand M. T. als Autodidakt über den Journalismus zur Literatur und wurde im Lauf seiner Karriere zu einem der international bekanntesten Schriftsteller seiner Zeit. Zentral für sein Werk ist der humoristische Kontrast von zwei Welten (Europa/ Amerika; amerikanischer Osten/Westen; Mittelalter/ Moderne; ›bessere‹ Gesellschaft/einfaches Volk), in dem der angesehenere und scheinbar überlegene Bereich vom Repräsentanten eines unverstellten »common sense« als eine Welt der Illusionen und Prätentionen entlarvt wird. M. T.s Werke leben von der kompromisslosen Illusionskritik, die ihn mit dem Realismus seiner Zeit verbindet und die ihr bevorzugtes Objekt immer wieder in religiöser Heuchelei und literarischer Idealisierung findet. Wie für andere Realisten auch war die idealisierende Literatur, »romance« genannt, für M. T. infantil. In der Konfrontation mit dem gesunden

Menschenverstand des einfachen Mannes wird sie ein ums andere Mal ins Lächerliche gezogen und, wie in den populären Geschichten über Tom Sawyer und Huckleberry Finn, als kindliches Phantasiegebäude entlarvt.

M. T.s erstes Buch, *The Innocents Abroad* (1869; *Die Arglosen auf Reisen*, 1875), der Bericht über eine Reise in die ›Alte Welt‹, lebt von der satirischen Konfrontation eines durch Kirchen, Museen und Denkmäler definierten Europa mit der respektlosen Gegenperspektive eines selbsternannten amerikanischen Vandalen, der diese Alte Welt mit Spott überschüttet. Das folgende Reisebuch *Roughing It* (1872; *Im Gold- und Silberland*, 1892; *Durch Dick und Dünn*, 1922), mit dem M. T.s Rolle als irreverent-selbstbewusste Stimme des amerikanischen Westens gefestigt wurde, steht in der humoristischen Erzähltradition des amerikanischen Südwestens, in der ein »Westerner« mit todernster Miene (»deadpan«) eine haarsträubende Geschichte (»tall tale«) in regionaler Mundart (»vernacular«) erzählt und damit einen unerfahrenen Neuankömmling von der Ostküste (»tenderfoot«) hereinlegt. M. T.s erste Kurzgeschichte »The Notorious Jumping Frog of Calaveras County« (1865), die ihn berühmt machte, ist ein Paradestück dieses Genres. Mit Texten wie *A Tramp Abroad* (1880; *Bummel durch Europa*, 1922), das mit dem Anhang »The Awful German Language« *das* klassische Dokument des Kampfes eines Ausländers mit der deutschen Sprache enthält, und *Life on the Mississippi* (1883; *Leben auf dem Mississippi*, 1888), einer Mischung aus nostalgischem Rückblick auf die eigene Lotsenzeit und erbitterten Attacken auf die grandiosen feudalen Illusionen der Südstaaten, setzt M. T. die Serie seiner Reisebücher fort. Mit der gemeinsam mit Charles Dudley Warner verfassten politischen Satire *The Gilded Age* (1873; *Das Vergoldete Zeitalter*, 1876) gibt M. T. der von Korruption geprägten Zeit nach dem amerikanischen Bürgerkrieg einen noch heute gebräuchlichen spöttischen

Beinamen.

Bereits in *The Adventures of Tom Sawyer* (1876; *Die Abenteuer Tom Sawyers*, 1876) hatte M. T. eine Erzählformel gefunden, in der sich die beiden bis dahin dominanten Tendenzen seines Werkes, die humoristische Illusionskritik und der nostalgische Rückblick auf die Jugendzeit am Mississippi, wirkungsvoll verbinden ließen. In den übermütigen Streichen des sympathischen Lausebengels Tom können infantile Abenteuerphantasien einerseits breit ausgemalt werden, andererseits lässt die amüsiert-distanzierte Perspektive des erwachsenen Erzählers keinen Zweifel daran, dass es sich hier um Vorstellungen handelt, die überwunden werden müssen. Der Erfolg des Buches regte M. T. zu einer Fortsetzung an, in der er die Illusionskritik durch einen Wechsel der Erzählperspektive noch verstärken wollte. Der Blickwinkel von *Adventures of Huckleberry Finn* (1884; *Abenteuer und Fahrten des Huckleberry Finn*, 1890) ist nunmehr der eines jugendlichen Nichtsnutzes jenseits jedes viktorianischen Erziehungseinflusses, den aber gerade deshalb der Reiz des Abenteuers und des freien Lebens umgibt. Mit der Entscheidung, den Roman aus der Perspektive Hucks zu erzählen, erreichte M. T. eine authentisch wirkende Unverstelltheit der Wahrnehmung und machte einen Stil umgangssprachlicher Direktheit literaturfähig, der das Ringen der literarischen Moderne um sprachliche Authentizität vorwegnahm. So lässt sich auch Ernest Hemingways Feststellung verstehen, alle moderne Literatur lasse sich von M. T.s *Huck Finn* herleiten. Zugleich hat M. T.s Wechsel der Erzählperspektive unverkennbare demokratische Implikationen. Aus Mangel an Bildung muss sich Huck auf eigene Erfahrungen, seinen gesunden Menschenverstand und seine ›instinktive‹ Menschlichkeit verlassen, und die Art und Weise, in der ihm das gelingt, legt Zeugnis von M. T.s Glauben an das quasi naturgegebene

demokratische Potential des einfachen Amerikaners ab. Diese Ausrichtung der narrativen Vermittlungsweise findet ihre Entsprechung auf der Handlungsebene in der demokratischen Gemeinschaft, welche die beiden Außenseiter Huck und der schwarze Sklave Jim auf ihrer Flucht vor der Gesellschaft im gesellschaftsfreien Raum des Floßes bilden, auf dem sie den Mississippi hinabtreiben.

Die literarhistorische Pionierrolle *Huck Finns*, der heute als einer der bedeutendsten amerikanischen Romane des 19. Jahrhunderts gilt, hat jedoch auch zu Rezeptionsproblemen eigener Art geführt. Denn M. T.s Wahl einer Erzählform, die den Leser in seinen Wertungen nicht mehr bevormundet, hat zur Folge gehabt, dass der Roman zu einem der interpretatorisch umstrittensten und meistzensierten Klassiker der amerikanischen Literatur geworden ist. In dem immer neu aufflammenden Streit darüber, ob der Roman vielleicht nicht doch unmoralisch oder rassistisch sei, wird das ganze Ausmaß des Abbaus von literarischer Vormundschaft deutlich, die M. T. leistet, denn es gibt nun in der Tat keine übergeordnete Urteilsinstanz mehr, an die zur Entscheidung dieser Fragen appelliert werden kann. Vielmehr bedarf die eingeschränkte Wahrnehmungs- und Urteilsfähigkeit Hucks fortlaufender Ergänzung und Richtigstellung durch den Leser. Wo dem Leser diese Selbständigkeit des Urteils nicht zugetraut wird, ist *Huck Finn* daher trotz seines Rufes als eines unschuldig-nostalgischen Kinderbuches immer wieder zum Objekt von Verboten und Zensurmaßnahmen geworden.

M. T.s Versuch, seine Illusionskritik über die Autorität eines unverbildeten gesunden Menschenverstandes zu legitimieren, wird in der ›umgekehrten Utopie‹ *A Connecticut Yankee in King Arthur's Court* (1889; *Ein Yankee am Hofe des Königs Artus*, 1923) mit dem Mittel einer literarischen Zeitreise in die Vergangenheit zu einem Konflikt zwischen dem »common man« Hank Morgan und

einem mittelalterlichen Europa ausgebaut. Die hier vorgestellte Alte Welt hat nichts vom Glanz der Ritterromanze, sondern ist Inbegriff feudaler Rückständigkeit und Despotie. Bereits 1881 hatte M. T. einen ersten ›englischen‹ Roman, *The Prince and the Pauper* (*Der Prinz und der Betteljunge*, 1890) vorgelegt, in dem durch den Rollentausch zwischen einem Kronprinzen und einem jugendlichen Herumtreiber eine kritische Inspektion feudaler Zustände möglich wird. In *A Connecticut Yankee* wendet sich allerdings die Geschichte des überzeugten Demokraten und engagierten Reformers zunehmend zur Aufstiegs- und Erfolgsgeschichte eines Amerikaners, der mit dem technologischen Wissensvorsprung des 19. Jahrhunderts ausgestattet ist. Kein anderes Buch zeigt mit gleicher Deutlichkeit, wie sehr M. T. in sich gespalten war. Einerseits kämpfte er gegen infantile Machtphantasien in seinen Texten, andererseits blieb er immer wieder von der Figur des erfolgreichen Entrepreneurs und Entertainers fasziniert. Der mit demonstrativer Reformzuversicht begonnene Roman spiegelt diese Zerrissenheit in seinem schockierenden Ende, in dem sich der Yankee vor den Kräften der Reaktion hinter einem elektrischen Zaun verschanzt hat und eine anstürmende Ritterschar von 24 000 Mann in ihren Rüstungen buchstäblich verschmort. Die Technik wird bei dieser ›Bestrafung‹ der Reformunwilligen vom Garanten des Fortschritts zum Mittel apokalyptischer Zerstörung.

Dieses Romanende kann als endgültiger Zusammenbruch von M. T.s anfänglichem Vertrauen in die instinktive Menschlichkeit des einfachen Mannes verstanden werden. An dessen Stelle tritt im Spätwerk zunehmend ein Determinismus, demzufolge Menschen lebenslang Gefangene ihrer Umstände und Erziehung bleiben. M. T.s ungewöhnlichstes Buch, *Personal Recollections of Joan of Arc* (1896; *Persönliche Erinnerungen an Jeanne d'Arc*, 1970), ein sentimentales Porträt der historischen Figur, mutet wie ein

forcierter Versuch an, gegen diesen wachsenden Pessimismus noch einmal die Gewissheit einer ›selbstlosen‹ Retterfigur zu setzen, doch schleicht sich selbst hier in den Bericht des Erzählers eine zunehmende Menschenverachtung ein. Wie in einer seiner bekanntesten und effektvollsten Erzählungen, »The Man That Corrupted Hadleyburg« (1900; »Wie die Stadt Hadleyburg verderbt wurde«, 1900, »Der Mann, der Hadleyburg korrumpierte«, 1967), setzt M. T. immer mehr auf die Figur des außergewöhnlichen Einzelnen, der die Dummheit und Selbstsucht der Menge durchschaut, doch ist jene Retterfigur auch geeignet, die Verachtung für die Masse zu verstärken. Mit M. T.s Geschichtspessimismus wird der Gegensatz zwischen Alter und Neuer Welt von der Reflexion über die Zufälligkeit menschlicher Existenz verdrängt. Zu ihrem Gleichnis wird in seinem letzten wichtigen Roman *Pudd'nhead Wilson* (1894; *Wilson, der Spinner*, 1896; *Querkopf Wilson*, 1898) ein Babytausch und die damit verbundene ›Determination‹ des Lebensschicksals. In einem jener Fragmente, die von M. T.s literarischen Nachlassverwaltern 1916 postum zu dem Roman *The Mysterious Stranger* (*Der geheimnisvolle Fremde*, 1921) zusammengestellt wurden (ohne diese unzulässige Verschmelzung als solche zu erkennen zu geben), wird die Zufälligkeit und Nichtigkeit menschlicher Existenz noch einmal zugespitzt, wenn der eigentliche ›Held‹ des Textes, Satan, Menschen erschafft und gleich wieder zerdrückt. In seinen letzten Lebensjahren stellt M. T. die Unterscheidbarkeit von Realität und Phantasie, auf der ein großer Teil seines Gesamtwerkes beruhte, zunehmend in Frage (»Which Was the Dream«, 1897), verkleinert den sich selbst überhöhenden Menschen zur bloßen Mikrobe (»Three Thousand Years among the Microbes«, 1905) und engagiert sich mit anti-imperialistischen Schriften (*King Leopold's Soliloquy*, 1905; *König Leopolds Selbstgespräche*, 1967). In

seinem Alterswerk dominieren Bitterkeit, Enttäuschung und Zynismus. Die radikale Illusionszerstörung, die seine interessantesten Bücher prägt, erfasste so schließlich auch die Vision, in deren Dienst sie ursprünglich gestellt worden war.

Werkausgaben: Gesammelte Werke. 10 Bde. Hg. N. Kohl. Frankfurt 1985. – The Works of Mark Twain. Hg. R. H. Hirst. Berkeley 1972ff.

Winfried Fluck

Aus: Metzler Lexikon Weltliteratur. Herausgegeben von Axel Ruckaberle (ISBN 978-3-476-02093-2). © 2006 J. B. Metzler’sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH, Stuttgart

Fußnoten

1 Wenn Mr. Harbison einen Sklaven namens Bull gehabt hätte, dann hätte Tom ihn »Harbisons Bull« genannt; aber ein Sohn oder ein Hund dieses Namens hieß »Bull Harbison«

2 Die in diesem Kapitel zitierten ›Aufsätze‹ sind ohne jede Änderung einem Buch mit dem Titel ›Prosa und Dichtung einer Dame‹ entnommen. Sie entsprechen allerdings bis ins kleinste dem Schulmädchenmuster und sind daher viel besser geeignet, als das eine Imitation je sein könnte.

Impressum

Covergestaltung: bilekjaeger, Stuttgart
Abbildung aus: »The Adventures of Tom Sawyer«,ca.1940 ©Corbis
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

Unsere Adressen im Internet:
www.fischerverlage.de
www.fischer-klassik.de

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.
Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.
ISBN 978-3-10-401812-6

Abonnieren Sie **Ihren persönlichen Newsletter** der Fischer Verlage

Unter allen Neu-Abonnenten verlosen wir monatlich ein Buchpaket

Ihre Vorteile:

Wir informieren Sie jederzeit über

- unsere Neuerscheinungen
- Lesungen und Veranstaltungen in Ihrer Nähe
- Neuigkeiten von unseren Autorinnen und Autoren
- Gewinnspiele u. v. m.

Melden Sie sich jetzt online an auf
www.fischerverlage.de/newsletter

LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch ›Die Abenteuer von Tom Sawyer‹ gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern

Der Social Reading Stream
Ein Service von LOVELYBOOKS
Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH
Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).
Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.